AGB
D.
15
3

Vermiſchte Schriften

von

Friedrich Jacobs.

Dritter Theil.

Leben und Kunſt der Alten.

Zweyter Theil.

Leipzig,
in der Dyk'ſchen Buchhandlung.

1829.

Friedrich Jacobs

Akademiſche Reden

und

Abhandlungen.

Erſte Abtheilung.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Leipzig,
in der Dyk'ſchen Buchhandlung.

1829.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Herrn

Friedrich Immanuel Niethammer

Doctor der Theologie,

königl. Bairiſchen Ober-Schul- und Conſiſtorialrath,

Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften

u. ſ. w.

*

Schon ſeit geraumer Zeit, mein verehrteſter Freund, fühlte ich ein Verlangen in mir, Ihnen in einer meiner Schriften ein Zeichen der Dankbarkeit und Achtung zu geben. Dieſes Verlangen zu befriedigen, erwartete ich eine Gelegenheit, die ſchicklich genug wäre. Sie fand ſich lange nicht. Jetzt aber, wo längerer Aufſchub bedenklich wird, da auch bey mir, wie unſer Jacobi in ſeinem letzten Werke ſagt, „der Abend ſchon ſtark hereinbricht, und die ſtündlich wachſenden Schatten des Lebens mein Auge zu umnachten drohn"; ſchienen mir die akademiſchen Reden, welche dieſe Sammlung enthält, ſchickliche Boten zur Ueberbringung meiner Geſinnungen. Dieſe Reden ſind in Ihrer unmittelbaren Nähe, ſie ſind faſt unter Ihren Augen

entſtanden; ihr Inhalt iſt zum Theil gelegentlich an jenen Abenden beſprochen worden, die uns bey Ihnen, oder bey Jacobi, oder bey Schlichtegroll verſammelten, wo das lebendige Geſpräch ſo Vieles unvermerkt anregte, aufklärte und entwickelte, und wo bey den milden Strahlen gegenſeitigen Wohlwollens die in der Tiefe des Gemüths ſchlummernden Keime fruchtbarer Gedanken entfaltet wurden. Indem ich Ihnen alſo dieſes Buch widmend ſende, widme ich Ihnen Etwas, woran Sie bey ſeiner Entſtehung freudigen Antheil genommen haben, und was lebhafter als jede andere Gabe, die ich Ihnen darbringen könnte, das Andenken an den Verein in Ihrer Seele aufrufen kann, in welchem ſich unſere gegenſeitige Freundſchaft befeſtigte. Ueberdieß ſteht auch der Gegenſtand dieſer Reden in genauer Beziehung auf Ihre Wirkſamkeit. Meine Anſtellung in Baiern war Ihr Werk; auf Ihren Rath hatte mir die Regierung

die Pflicht aufgelegt, die claſſiſche Littera=
tur, vornemlich die griechiſche, nach meinen
Kräften zu fördern. Die Achtung des grie=
chiſchen Alterthums hatte dort zu jener
Zeit nur ſchwache Wurzeln; manches Vor=
urtheil ſtand ihr im Wege; über dieſe ob=
zuſiegen war mein innigſter Wunſch. Die=
ſer Abſicht ſchien es mir angemeſſen, neben
dem Unterrichte, den mir mein Amt aufer=
legte, von meiner Stellung in der Akade=
mie der Wiſſenſchaften Gebrauch zu ma=
chen, und durch die Reden, die ich in ih=
ren öffentlichen Verſammlungen hielt, die
edeln Zwecke der Regierung zu befördern.
Dieſe Verſammlungen ſind der Feyer des
königlichen Namens und der Errichtung
der Akademie gewidmet; ſie finden die Zu=
hörer zu feſtlicher Heiterkeit geſtimmt;
und dieſe Stimmung theilt ſich leicht den
Rednern mit, die an dieſen Tagen auftre=
ten. Ich bemühte mich hievon für meinen
Beruf Vortheil zu ziehn; und der Erfolg
war nicht unerfreulich. Manches empfäng=

liche Gemüth wendete ſich jetzt den claſſiſchen Studien zu; ſie traten in ein günſtigeres Licht als vorher; die griechiſche Litteratur insbeſondere fand in der hoffnungsvollen Jugend des Landes eifrigere Freunde als ſie früher gehabt hatte. Kaum aber war dieſe Bahn geöffnet, als aus Veranlaſſungen, die den Wiſſenſchaften vollkommen fremd waren, unerfreuliche Störungen erzeugt wurden. Der Krieg brach aus; die Macht des Königreichs, vielleicht ſein Daſeyn ward durch nachbarliche Waffen bedroht; alle Gemüther geriethen in Bewegung; und wie es zu geſchehn pflegt, brachte dieſe Bewegung Vieles an den Tag, was ſich bis dahin in der Tiefe verborgen gehalten hatte. Ein innerer Krieg, eben ſo thörigt als ärgerlich, entzündete ſich; die freudige Thätigkeit, mit der ich mein Geſchäfte betrieben hatte, wurde geſtört; und da ich nicht erwarten konnte, mit meinen Kräften in der nächſten Zeit nützliches zu wirken, wich ich dem Sturm, ehe der heitre

Sinn, den die Natur mir verliehen hat, in Unmuth erloſch. So brachte ich alſo, nicht ohne herben Schmerz, das Opfer des freundſchaftlichen, belebenden Umganges, den ich in München genoß, und trennte mich von dem Lande, das mir, auch in den unſeligſten Bewegungen umher, durch die Huld des allgeliebten Königs, durch die Gnade des königlichen Prinzen, der jetzt den Thron mit allen fürſtlichen Tugenden ſchmückt, durch die Anhänglichkeit einiger meiner Schüler, das Wohlwollen mehr als Eines meiner Collegen, endlich auch durch die reichen wiſſenſchaftlichen Mittel, welche die Hauptſtadt bot, theuer geblieben war. Zu dieſem ſchmerzlichen Opfer glaubte ich mich nicht bloß um des Friedens willen verpflichtet, den ich für mich ſuchte, ſondern auch um der Sache willen, für die ich nach Baiern berufen war. An meine Stelle trat Friedrich Thierſch, unſer gemeinſamer Freund. Ich kannte ſeinen, durch Jugend und innere Kraft befeſtigten Muth;

ich kannte die Liebe der Wiſſenſchaft, die ſein ganzes reiches Gemüth erfüllte; und ſo war ich des feſten Glaubens, daß Er, wenn irgend jemand, berufen ſey, den Saamen auszuſtreuen, welcher aus tiefern Furchen eine frohe und reiche Saat ſchöner claſſiſcher Bildung erzeugen könnte. Dieſe Hofnung iſt nicht fehlgeſchlagen. Jeder Tag hat die Kraft dieſes Mannes in einem größern Umfange, in mehr als Einem Verhältniſſe entwickelt; und ſchon jetzt hat ſeine unermüdliche und einſichtsvolle Thätigkeit eine Pflanzſchule treflicher Jünger gebildet, welche die Blüthe der claſſiſchen Gelehrſamkeit in Baiern für mehr als ein Menſchenalter ſichern. Ihnen, mein verehrteſter Freund, dankt das Königreich dieſen Treflichen; und alles Gute und Glänzende, was ſich dort aus ſeinem Streben entwickelt hat, iſt der ſegensreiche Erfolg der ſichern Ahndung, mit der Sie ihn vor vielen andern gewählt haben, um die edlen Zwecke zu erſtreben, die Sie mit

einem Eifer und einer Einſicht verfolgten, die oft der Gegenſtand meiner größten Bewunderung geweſen iſt. So iſt Ihnen das, was mir nicht geſtattet war, dennoch auf die erwünſchteſte Weiſe in Erfüllung gegangen, und ſo wie Sie auf den Erfolg Ihrer oft misverſtandenen Bemühungen mit Freudigkeit blicken können, ſo erkenne ich, für meine Perſon, auch in dieſer Beziehung die Leitung der göttlichen Vorſehung, die mir den Muth verliehen hat, ſtatt eigenſinnig auf einem Wege zu beharren, welcher nicht zum Ziele führte, freiwillig abzutreten, und eine Sache, die mir theuer war, und die ich durch meine Kraft nicht mehr fördern konnte, durch Entſagung zu fördern. Gern lege ich dieſes Bekenntniß in Ihre Hände nieder, ohne zu fürchten, daß es mir bey Ihnen Nachtheil bringen könnte. Sie wiſſen, daß es aufrichtig iſt. Wozu könnte es mir dienen, mir vor Ihnen andere Geſinnungen beyzulegen, als die ich wirklich hegte, und die, durch

Handlungen bekräftigt, an Ihnen einen theilnehmenden Zeugen hatten? Möge Ihnen ein frohes Alter zu Theil werden, und möge das Band, das ſich zwiſchen uns, weniger durch die gegenſeitigen Verhältniſſe, als durch den gemeinſchaftlichen Umgang mit unſerm verewigten Freunde, an deſſen Todestage ich dieſes ſchreibe, knüpfte, durch das Andenken dieſes edeln Mannes bis an unſern Tod feſt und ungeſchwächt erhalten werden.

Gotha, am 10ten März 1829.

F. J.

Vorrede.

Die Reden, welche dieſen Band füllen, ſind in der Akademie der Wiſſenſchaften zu München an den feſtlichen Tagen gehalten worden, die vornemlich der Feyer des hochverehrten Monarchen gewidmet waren, welcher damals jener wiſſenſchaftlichen Anſtalt eine größere Ausdehnung gegeben, und ein neues regeres Leben eingeflößt hatte. Die Feyerlichkeit der Veranlaſſung hat auf den Ton dieſer Reden gewirkt, welcher höher genommen iſt, als ihr wiſſenſchaftlicher Inhalt gefordert hätte. Ich fürchte indeß nicht deshalb Tadel zu verdienen, wenn anders die Behandlung des Gegenſtandes dem gewählten Ausdrucke angemeſſen iſt.

Der Gegenſtand der erſten dieſer Reden, die Sitten der Hellenen, und die Quellen, aus denen die ſittliche Bildung dieſes Volkes gefloſſen iſt, hatte mich immer bey allen meinen Beſchäftigungen mit dem griechiſchen Alterthume vorzüglich angezogen, und es ſchien mir dem

Berufe, in den ich eben damals eingetreten war, ganz vorzüglich angemeſſen, meine Liebe zu jenem Volke dadurch zu rechtfertigen, daß ich mich bemühte, es von Seiten ſeiner ſittlichen Vortreflichkeit darzuſtellen. Meine Anſicht iſt nicht ohne Widerſpruch geblieben. „Manche fanden in dieſer Rede, ſagt Friedrich von Roth bey Anführung derſelben*), zu viel Lob des griechiſchen Volkes, vielleicht weil ſie nicht genug erwogen, daß große Tugenden durch ein Naturgeſetz von großen Fehlern unzertrennlich ſind, und daß, wer ein Volk ausnehmend lobt, ihm doch nicht Vollkommenheit überhaupt, ſondern beſtimmte Vorzüge vor andern zuſchreibt.“ In gleichem Sinne, und von der Großartigkeit der Hellenen in ihren Geſinnungen und Sitten durchdrungen, ſagt Niebuhr**): „Ich erbitte mir von Gott für mich, wenn meinem Alter noch prüfende Tage beſchieden ſeyn ſollten, und für meine Kinder, die gewiß böſe Zeiten erleben werden, nur ſo viel Selbſtbeherrſchung, Ueberwindung der Lüſte, Muth vor

*) Ueber den Sinn und Gebrauch des Wortes Barbar S. 6.

**) Kleine hiſtoriſche und philoſophiſche Schriften 1. Theil. S. 478. 479.

der Gefahr, ruhiges Beharren im Bewußtſeyn eines edeln Entſchluſſes, deſſen Ausgang unglücklich war, wie es das athenienſiſche Volk, als ein Mann genommen (von der Sittlichkeit der Einzelnen iſt hier die Rede nicht) gezeigt hat: und wer als Einzelner ſo iſt, und dann nicht mehr ſündigt im Verhältniß als die Athenienſer, der mag ſeinem Stündlein ruhig entgegenſehn." Und weiterhin: „Die Väter und Brüder der tauſend Bürger, welche bey Chäronea als freye gefallen waren, die in der Grabſchrift freudig bezeugten, daß ſie ihren Beſchluß nicht bereuten; die dem Redner, auf deſſen Rath die Waffen ſo unglücklich verſucht, und ihre Lieben gefallen waren, eine goldene Krone ertheilten, ohne zu fragen, ob der Sieger darüber grolle: das Volk, welches, da Alexander von Thebens Schutt her die Auslieferung der Patrioten forderte, ſie verweigerte, und ihn lieber vor ſeinen Mauern erwartete: welches, während die Schmeichler und Furchtſamen tagtäglich warnten, nicht zu reizen, Bürger zum Tode verurtheilten, welche Sclaven gekauft, die durch Eroberung griechiſcher, Athen feindſelig geweſener Städte in der Macedonier Gewalt gekommen waren; das Volk, deſſen

Dürftige, überwiegend in der Verſammlung, der Spende entſagten, die allein ihnen an einigen Feſttagen den Luxus von Fleiſchſpeiſen ſchenkte, da ſie ſonſt nur Oliven, Kräuter und Zwiebeln mit trocknem Brod und geſalznem Fiſch aßen; die dies Opfer brachten, damit für die Ehre des Vaterlandes gerüſtet werde: das Volk hat mein ganzes Herz und meine tiefe Ehrfurcht."

Zeugniſſe dieſer Art, die ſich leicht vermehren ließen, wenn nicht die Ausſprüche ſolcher Männer genügten, beruhigen mich über die der helleniſchen Sinnesart in jener Rede geſpendete Bewunderung auch dann, wenn ſich bey der Betrachtung des Einzelnen die Anſicht des Ganzen in mir verdunkeln oder trüben will. Denn leugnen zu wollen, daß ſich die helleniſche Welt dem allgemeinen Looſe menſchlicher Dinge nicht entzogen habe; daß die Verfaſſung ihrer Staaten Keime des Verderbens enthielt, die ſich mit dem Fortgange der Zeit bis zum gänzlichen Untergange entwickelten; daß verdammungswerthe Laſter unter ihnen im Schwange gingen; und daß auch beſſere Naturen der Wolluſt, dem Ehrgeize und der Habſucht gefröhnt haben; dieſes und anderes ähnliche leugnen zu wollen, würde eben ſo thörigt ſeyn, als von

der Schönheit irgend eines Menſchen zu behaupten, daß er keinen Mangel irgend einer Art an ſich trage. Auf der andern Seite aber, um einzelner Gebrechen willen, die Sittlichkeit der Alten überhaupt herabzuwürdigen, und ihnen nichts weiter, oder doch nicht viel mehr als eine vorzügliche Bildung ihrer ſinnlichen Natur beyzulegen, ſtimmt weder zu dem, was die Geſchichte lehrt, noch zu dem Zeugniſſe der Denkmäler des Alterthums, die von der Sittlichkeit eines Volkes einen ſicherern Maasſtab bieten, als ſeine Thaten, die oft durch Zufälligkeiten bedingt, oft nur mangelhaft aufgefaßt, ihre Geſtaltung immer mehr oder weniger dem Organe danken, durch das ſie uns mitgetheilt werden. Die Thaten der Hellenen ſind vorübergegangen; ein Theil ihres Werthes hängt von dem Glauben ab, den wir ihren Geſchichtſchreibern ſchenken; aber die Werke ihres Geiſtes und ihrer Kunſt ſind vor unſern Augen, und legen Zeugniß ab für die, ſo ſie ſchufen, ſo wie für die Zeit, in der ſie geſchaffen worden ſind. Dieſe Werke aber ſprechen für eine ſittliche Bildung der edelſten Art. Denn gewiß dient unſer Zeitalter nicht mehr dem Wahne, welcher die Kunſt von der Sittlichkeit ſcheidet,

und weil es Dichter gegeben hat, die bey ſittli⸗cher Roheit ſich in angelernten Kunſtformen mit Gewandheit bewegt haben, die poetiſche Kunſt für ein Erzeugniß der Fertigkeit und eines gewiſſen Maaßes von Geiſt hält. Werke, wie die Trauerſpiele des Sophokles, die Oden Pindars, die Geſchichte des Thucydides, die Reden des Demoſthenes ſetzen eine tiefe und durchgreifende Bildung voraus, die nicht bloß in gewöhnlichem flachem Sinne äſthetiſch, ſon⸗dern wahrhaft ſittlich war; ja, ſie können ohne dieſe nicht einmal verſtanden werden, daher wir mit voller Gewißheit behaupten können, daß ein Volk, das in ſeinem Gemüthe ein Maaß für ſo großartige Erſcheinungen fand, kein ver⸗ächtliches Volk ſeyn konnte. Wäre dem nicht ſo, wären jene, ſo viele Jahrhunderte hindurch bewunderten Erſcheinungen, nicht aus der ei⸗genthümlichen Beſchaffenheit der Zeit und des Volkes erwachſen, ſondern durch ein Wunder, wie der Quell der Wüſte aus dem Felſen in Horeb, entſprungen, wären ſie nichts weiter, als das Erzeugniß einer ergötzlichen Kunſt in großer Vollendung der Form, ſo würde man Urſach haben, die Bethörung der Männer zu beklagen, welche in vergangenen Jahrhunder⸗

ten den Unterricht der edelſten Jugend auf das Studium des claſſiſchen Alterthumes gegründet haben, und die Verblendung unſrer Zeit zu verlachen, die jenen Irrthum nicht bloß aus Gewohnheit und um des Herkommens willen fortſetzt, ſondern mit immerwachſendem Eifer nährt und pflegt. In einem ganz andern Lichte aber und als wahrhaft heilbringend erſcheint dieſer Eifer, wenn der Werth jener Denkmale des Alterthums in der ſittlichen Würde, in dem religiöſen Adel liegt, welcher gleichſam ihren innerſten Kern bildet, und ſich in dem Maaße und Gleichgewicht der Form, als dem Symbol der innern Vollendung, ausſpricht; ſo daß in der That kein Mittel der Bildung bey der Erziehung der Jugend gefunden werden möchte, „das mit allen Verfaſſungen und Berufsarten gleich vereinbar, ſo geſchickt wäre, den ganzen Menſchen zu ergreifen, und ihn aus Niedrigkeit, Verworrenheit und Tand zu Ernſt, Klarheit und Selbſtgefühl empor zu heben *).“

Wir können hier aber einige Angriffe nicht unerwähnt laſſen, die gerade von dieſer Seite

*) Fr. von Roths Vergleichung des Thucydides und Tacitus. S. 23.

auf das helleniſche Alterthum gerichtet wor=
den ſind.

Indem in unſern Tagen, theils durch die
großen Ereigniſſe, welche die Welt in Bewe=
gung geſetzt haben, theils durch die Kraft einer
unvermeidlichen Rückwirkung, die religiöſen
Ideen einen neuen Schwung bekommen haben,
ſind die Lehrer des Chriſtenthums mit lo=
benswerthem Eifer bemüht geweſen, das viel=
fach erſchütterte Gebäude zu prüfen, und es
bald durch Befeſtigung des Ungewiſſen, bald
durch neue Auslegung des Misverſtandenen
oder Anſtößigen, in größerer Vollendung als
je wieder herzuſtellen. Dieſes Bemühen führte
nothwendiger Weiſe auch auf die Prüfung des
Unterrichtes in der Religion, und des Ver=
hältniſſes, in welchem er zu andern Theilen des
Unterrichtes ſtand. Da fanden nun Einige,
daß man den heidniſchen Schriftſtellern allzu=
viel Platz geſtatte, und indem ſie das Chriſten=
thum hierdurch gefährdet glaubten, ſchlugen ſie
vor, die Werke der chriſtlichen Kirchenväter an
die Stelle der Heiden zu ſetzen, oder jenen doch
einen Platz neben dieſen einzuräumen. Andre
bekämpften zu gleichem Zweck das ganze claſ=
ſiſche Alterthum von der Seite, die es zu allen

Zeiten den Angriffen der Chriſten am meiſten blosgeſtellt hat, von Seiten der Religion, und wälzten auf dieſe die Schuld aller der ſittlichen Gebrechen, die man in dem Leben der Griechen und Römer zu rügen fand. Dieſe Angriffe, deren fromme Abſicht ich ſo wenig, als die dabey aufgebotene Gelehrſamkeit verkenne, haben doch meine frühern Ueberzeugungen nicht erſchüttern können. Niemand wird mich wohl für fähig halten, die Religion der Alten, oder was man das Heidenthum nennt, mit ſammt der Verworrenheit ihrer Mythologie, der Verehrung der Idole, und allem dem leeren Ceremonienwerke, das mit ihrem Cultus verbunden war, in Schutz zu nehmen; aber ich kann mich nicht überzeugen, daß man Recht habe, jene Religion, um der ihr anhangenden Mängel willen, als eine giftige Quelle aller Unreinigkeit und Sünde zu verabſcheuen, und in ihr einen Abfall von Gott zu ſehn. Vielmehr bin ich überzeugt, daß auch das Heidenthum mit ſeiner Idolatrie eine der nothwendigen Stufen bildete, auf denen Gott das menſchliche Geſchlecht zu der rechten Erkenntniß der Wahrheit leiten wollte; daß es, bey allen ſeinem Irrthum, dennoch im Beſitze des Glaubens an

einen eifrigen Gott war, der das Gute belohnt, und die Miſſethat der Väter heimſucht an den Kindern; und daß es überhaupt kein Volk zu keiner Zeit gegeben habe, welchem Gott ſein Angeſicht ſo verborgen hätte, daß ihm die innere Offenbarung ſeines Weſens gänzlich erloſchen ſey. In Rückſicht auf dieſe Ueberzeugung erlaube ich mir, nach dem, was die Zugaben hierüber erinnern, noch einige Bemerkungen.

Unter den alten Offenbarungen Gottes gibt es keine, welche die Wurzeln des geſammten ſittlichen Lebens tiefer befeſtigte, als diejenige, welche die Grundſätze eines weiſen und tugendhaften Lebens der einzelnen Menſchen, wie der ganzen Staaten, auf ein ewiges, in dem Willen Gottes gegründetes Geſetz zurückführt; woraus von ſelbſt folgt, daß die Verbindlichkeit zur Befolgung jener Grundſätze nicht auf ihrer Nützlichkeit, ſondern auf ihrer hohen und ewigen Abkunft ruht. Dieſe Offenbarung iſt in unſern heiligen Büchern enthalten; nicht weniger iſt ſie, in ſehr früher Zeit, mit klaren Worten von heidniſchen Weiſen ausgeſprochen; und nie kann ſie verſchmäht und abgeleugnet werden, ohne den menſchlichen Geiſt in die bo=

denloſen Syrten einer Sophiſtik zu ſtürzen, welche die Quellen des Stromes abgräbt, den ſie ſtärker und mächtiger machen will. Wie ſcharf und ſchneidend aber auch immer dieſe Sophiſtik iſt, und wie wirkſam zur Verführung der Einzelnen, ſo hat ſie doch nie den geſunden Sinn der Menſchen überhaupt und ganzer Völker ſo umſtricken und verdunkeln können, daß ſie die Sittlichkeit ihrer Handlungen von aller Beziehung auf Gott und ſeinen Willen, auf ſein Wohlgefallen oder ſein Misfallen, losgetrennt hätten. Das, was wir durch innere und äußere Offenbarung von dem Weſen Gottes mit Zuverläſſigkeit wiſſen, iſt, daß in ihm die höchſte Weisheit wohnt (Athene in dem Haupte des Zeus; die Gerechtigkeit aber neben ihm); und daß der Weisheit nur das Gute gefallen kann. Fragen wir dann weiter, was denn Gut ſey, ſo müſſen wir allerdings antworten: das was dem göttlichen Geſetze entſpricht d. h. was Gott gefällt, und es gibt keine Rettung aus dieſem Cirkel, als durch einen Sprung in das Bodenloſe, wo das Gute zum Böſen wird. Denn dem Glauben an die Gewisheit der ſittlichen Offenbarung in uns, d. h. dem Glauben an ihre göttliche Abkunft als ewiges Geſetz ent-

ſagend, gelangen wir unvermeidlich zu der Behauptung jenes Thraſymachus, daß die Gerechtigkeit und alle Tugenden in ihrem Gefolge reine Thorheit ſey, die höchſte Weisheit aber in der Kunſt beſtehe, ohne Gefahr Alles nach ſeinem Gelüſten zu thun*).

Nach meiner Ueberzeugung nun iſt jener Glaube Religion und die Grundlage der Tugend; und da ich bey den Alten, nicht nur in den Werken der Dichter und Philoſophen, ſondern auch in ihrer Geſetzgebung den Glauben an ein ewiges und unverbrüchliches Geſetz als Quelle ſittlicher Verpflichtungen ausgeſprochen und bekräftigt finde; ſo muß ich es für eine große Ungerechtigkeit erkennen, wenn man behauptet hat, „die Alten hätten es mit aller ihrer Moral nicht weiter bringen können, als aus ſtarken Böſewichtern mäßige zu werden.“ Wenn ein Volk, was ſelbſt von ſeinen Siegern als ein Vorbild edler Menſchheit bewundert wurde, doch, weil ihm die noch nicht erſchienene chriſtliche Offenbarung mangelte, ein Volk von Böſewichtern war, was ſollen wir von der Maſſe von Völkern halten, die in jeder Rück-

*) Plato de Rep. I. p. 344. C.

ſicht unter den Hellenen ſtanden, und in ihrer heidniſchen Verruchtheit ſelbſt den Zügel nicht kannten, den die helleniſchen Böſewichter, ein Lykurgus und Solon, ein Ariſtides und Sokrates, ehrten? Da dieſe ohne Zweifel insgeſammt von Gott verſtoßen waren, ſo zieht ſich offenbar der Schauplatz der Religion und Frömmigkeit in die engen Grenzen von Paläſtina und auf das jüdiſche Volk zuſammen, dem eine leiſe Dämmerung chriſtlicher Offenbarung aufgegangen war, das aber dieſe ſo wenig benutzte, daß es zwar zahlloſe Beyſpiele von Abgötterey und Miſſethaten, aber keine von Edelmuth und Größe gab, und als der Heiland der Welt in ſeiner Mitte erſchien, ſeine Lehre verwarf, ſeine Tugenden läſterte, und ihn endlich, einem entarteten und misgeleiteten Glauben zu Ehren, an das Kreuz ſchlug.

Dieſe Miſſethat hat das jüdiſche Volk aus der Dunkelheit gezogen, und ihm, aber auf eine andere Weiſe als Griechen und Römer, einen Platz unter den welthiſtoriſchen Völkern verſchaft, nicht zur Nachahmung, ſondern zur Warnung. Nichts Aehnliches kann man von den Griechen ſagen. Sokrates fiel nicht als ein Opfer des Fanatismus, ſondern des Mis-

verſtandes. Seine Verurtheilung erfolgte nach dem Geſetze, durch Urthel und Recht; ſein Tod war ruhig: niemand mishandelte, niemand ſchmähte ihn. Möchte man wohl für das Heil der Menſchheit wünſchen, daß Hellenen Juden geweſen wären?

Die chriſtliche Theologie legt einen hohen, ja den höchſten Werth auf gewiſſe dunkle metaphyſiſche Lehren, in denen man die Wurzel des Chriſtenthums zu finden glaubt, und die von den Alten entweder gar nicht, oder doch nicht in dieſem Sinne gekannt waren. Wir wollen nicht erwähnen, daß einige dieſer Lehren die Welt Jahrhunderte hindurch mit Blut und Verfolgungen angefüllt haben; es iſt ſelten das Loos der Wahrheit, ohne Widerſtand unter den Menſchen Platz zu finden; aber wie ſollen wir es erklären, daß gerade die Lehren, die man für die wichtigſten hält, denen alſo in den ſchriftlichen Offenbarungen Gottes die erſte und letzte Stelle gebührt hätte, auf eine ſo dunkle und zweifelhafte Weiſe in ihnen angedeutet ſind, daß Jahrhunderte der heftigſten Kämpfe, und zuletzt noch die Macht des weltlichen Armes erforderlich geweſen ſind, um ihre Stelle in der chriſtlichen Dogmatik

zu ſichern? Wie iſt es mit der Liebe Gottes zu ſeinen Kindern zu vereinigen, daß er ihnen nicht nur ſo lange Zeit die Kenntniß der wichtigſten Lehren vorenthalten, ſondern ſie auch da, wo er ſich durch den Mund des Meſſias der Welt in reicherer Fülle kund gab, gleichſam nur mit karger Hand geboten, und von ungewiſſem Nebel umhüllt gezeigt hat? Unter dieſen Lehren ſteht die athanaſianiſche von der Trinität oben an. Wenn dieſe, wie in unſrer Zeit von neuem behauptet wird, dem chriſtlichen Glauben ſo nothwendig iſt, daß er ohne ſie ſeiner vorzüglichſten Stütze beraubt iſt; wenn ſie in der That die rechte Erkenntniß von dem Weſen Gottes enthält, und aus ihr die milde Natur des Chriſtenthums im Gegenſatze mit dem monotheiſtiſchen Glauben erklärbar iſt; ſo krankte auch der Glaube des Volkes, das ſich als Volk Gottes der älteſten Offenbarung rühmt, an einem beklagenswerthen Mangel, dem ſchwerlich irgend eine Kunſt einer voraus beſtimmten dogmatiſchen Auslegung abzuhelfen im Stande iſt. Dann waren alle Völker, die einen des Polytheismus, die andern des ſtarren Monotheismus wegen, der Blindheit dahin gegeben: die Wurzeln des

Chriſtenthums ſelbſt waren noch nicht befeſtigt, bis im vierten Jahrhunderte nach ſeinem Stifter die athanaſianiſche Lehre durch Kirchenverſammlungen beſtätigt worden war; und wer ſich mit dieſer Autorität nicht befreundet hatte, konnte nicht auf Erhörung hoffen, wenn er ſein Gebet an den einen und ungetheilten Gott richtete, dem die Erzväter geopfert hatten, und den Paulus verkündigt, wenn er ſchreibt: „Es iſt Ein Gott, und Ein Mittler zwiſchen Gott und dem Menſchen, nemlich der Menſch Chriſtus Jeſus.“ Wir ſind weit entfernt, hier um übernatürliche Lehren zu ſtreiten, oder zwiſchen dem Homouſius und Homöuſius entſcheiden zu wollen; aber wenn Chriſtus nicht blos der Erlöſer ſeines Volkes, ſondern der Menſchheit geweſen; wenn der edle Charakter des Chriſtenthums in der die Menſchheit umfaſſenden Liebe liegt, die ſich eben ſo wenig auf Eine Zeit als auf Ein Volk beſchränken kann, ſo glauben wir nach dem eigenen Ausſpruche des Meſſias, daß in dem Hauſe des ewigen Vaters der Menſchen viele Wohnungen ſind, und daß die unendliche Liebe, jedem der nach dem Willen Gottes thut, wie mangelhaft auch immer ſeine Erkenntniß von

dem Weſen Gottes ſeyn mag, einen Platz in einer dieſer Wohnungen beſchieden hat. Der Gott, welcher ſich von Anbeginn an als den Vater der Menſchen kund gegeben hat, und ihrer Dürftigkeit ſelbſt in dem Augenblicke, wo er ihnen zum erſtenmale zürnte, liebreich zu Hülfe kam, hat ſich ihnen nie entzogen; und wer in einer frommen Regung ſeines Herzens den Weg zu ihm ſuchte, was auch immer ſein Glaubensbekenntniß ſeyn mochte, dem bot er die Hand. Der Gerechte lebet ſeines Glaubens, ſagt die Schrift. Auch der Polytheismus ging aus der Sehnſucht nach Gott hervor; und ehe Chriſtus zu Bethlehem geboren ward, hat es Chriſten gegeben, nicht bloß am Jordan, ſondern in der ganzen Welt.

Diejenigen, denen das Heidenthum als Abfall von Gott erſcheint, und die das Böſe, was ſie bey den Alten finden, die freilich auch wie wir in Sünde empfangen und geboren waren, von ihren religiöſen Irrthümern als erſten Quelle ableiten, und durch eine ſolche Ableitung die Vortreflichkeit des Chriſtenthums, die keines Beweiſes bedarf, in ein helleres Licht zu ſetzen meinen: könnten ihren Satz nicht beſſer befeſtigen, als wenn ſie darthäten,

daß, nachdem das Chriſtenthum ſeine zarten Wurzeln in die Herzen geſenkt hatte, und erſt durch die Kraft der Lehre, dann durch das Anſehn der Concilien, endlich durch den kräftigen Beyſtand der weltlichen Macht und einer kunſtvoll gegliederten Hierarchie zur Alleinherrſchaft gelangt war, zugleich mit der Ketzerey auch die Dämonen des Sittlich-Böſen und der Sündhaftigkeit die erleuchtete Welt verlaſſen, und die chriſtlichen Völker und Reiche das Heidenthum der alten Welt durch weiſe Verfaſſungen und ſittliche Vortreflichkeit in weiter Ferne hinter ſich zurückgelaſſen haben. Leider kann dieſer Beweiß nicht mit Beſtand der Wahrheit geführt werden. Selbſt in den erſten Gemeinden, wo man von dem Zuſammenwirken der Kraft einer neuen und erhebenden Lehre in äußerer Beſchränkung das Größte erwarten durfte, gibt ſich die unüberwindliche Macht des Böſen in unverdächtigen Zeugniſſen kund; wie Paulus zum Beyſpiel die Korinther mit harten Worten wegen einer Art der Unzucht ſtraft „wovon auch Heiden nichts zu ſagen wiſſen;“ und ihre Händel um das Eigenthum, ſelbſt mit ungerechter Uebervortheilung und Betrug verbunden, mit Nachdruck rügt.

Nicht weniger zürnt Petrus*) über Glieder ſeiner Gemeinde, die zwar „den Weg der Gerechtigkeit" erkannt, aber ſich dennoch der Hoffarth und üppigen Luſt ergeben hatten, ſo daß man von ihnen ſagen könne: „Die Sau wälzt ſich nach der Schwemme wieder im Koth." — Was in ſo früher Zeit geſchah, wird in dem Fortgange der Jahre und bey der Vermehrung der Gemeinden ſchwerlich vermieden worden ſeyn; wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß in der herrſchenden Kirche nicht die Sittenlehre, ſondern die Theologie mit Eifer angebaut wurde, und oft unter dem Streben, die Geheimniſſe des Chriſtenthums zu ergründen, der chriſtliche Sinn gänzlich erloſch. Für unſern Zweck iſt es hinreichend an die Geſchichte der rechtgläubigen Kaiſer zu erinnern, von denen nicht wenige jeden andern Ruhm dem Verdienſte nachſetzten, die wahre Lehre durch alle Mittel zu befeſtigen, die in ihren Händen lagen. Jedermann weiß, daß alle Blätter dieſer Geſchichte mit Blute befleckt ſind; nicht mit dem Blute ſtarker Feinde, vor denen die Feigheit jener entmannten Despoten erbebte, ſon-

*) Zweyte Epiſtel 2tes Cap.

dern der Bürger und Unterthanen und der nächſten Verwandten. Mit blutiger Grauſamkeit ging ſchlaffe Wolluſt Hand und Hand, und in dem Pfuhle der Greuel und Verbrechen war der einfache Mord eines Gatten oder eines Nebenbuhlers der Macht das verzeihlichſte. Wie die Herrn, ſo waren auch die Völker, vorzüglich in der Nähe des Thrones und den großen Städten. Der Fortgang der Zeit befeſtigte die orthodoxe Lehre, aber weder in Rom noch in einem andern Theile der Erde wirkte dieſe Lehre zur Beförderung chriſtlicher und menſchlicher Tugenden. Ein unfruchtbarer Glaube an unverſtandene Lehren; blinde Unterwürfigkeit unter hierarchiſche Macht, ſtrenge Beobachtung der kirchlichen Gebräuche und Satzungen, galten für Chriſtenthum; und während die Vorſchriften der Prieſter mit Demuth befolgt wurden, wurden die Gebote Gottes frech verletzt. Raub, Meineid, Blutſchande, Nothzucht wurden gemeine Verbrechen, die mit Gelde gebüßt werden konnten; Kinder erhoben die Hand gegen die Eltern, Weiber gegen ihre Männer; Entthronung rechtmäßiger Fürſten durch meineidige Vaſallen; Mord und Entmannung, Blendung und Qualen der Feinde war nicht unge-

wöhnlich; und nicht ſelten war Grauſamkeit mit Unzucht gepaart. Freylich wurden die Verbrechen eines greuelvollen Lebens, meiſt im Alter, und wenn die Kraft nicht mehr zur Miſſethat ausreichte, durch den Bau einer Kirche oder eines Kloſters, durch Wallfahrten an Gnadenorte oder in das gelobte Land, vielleicht auch durch Kaſteiungen oder klöſterlichen Müſſiggang gebüßt; aber wer möchte eine ſolche Art der Frömmigkeit, die nichts gut machte, für einen Erſatz der Tugend halten, oder die Wirkung einer knechtiſchen Furcht der ſittlichen Freyheit gleichſtellen, die das Böſe flieht, weil ſie das Gute liebt? Man klagt die Unkeuſchheit des Heidenthums an, zu der ſeine Götter, wie man ſagt, das Beyſpiel und die Berechtigung gegeben hatten; aber die Sitze des chriſtlichen Glaubens waren mit dieſen Sünden angefüllt; es gab keine Art der Unreinigkeit, mit der ſich nicht das chriſtliche Rom befleckte; und, damit es nicht an der Berechtigung fehlte, nahmen Päpſte und Biſchöfe von feilen Dirnen Zins, und entledigten die Prieſter für Geld von dem Joche der Eheloſigkeit. Die Prediger des funfzehnten Jahrhunderts, einer Zeit, welcher man Rechtgläubigkeit nicht abſprechen

kann, eifern gegen die unnatürlichen Laſter, die in chriſtlichen Gemeinden im Schwange gingen; ſie behaupten ungeſcheut, daß die Kuppler ihren Handel mit frechen Dirnen in den Tempeln des Herrn abſchlöſſen; daß Mütter ihre Töchter nöthigten ihre Mitgabe mit dem Leibe zu verdienen; daß Abtreiben der unreifen Frucht ſelbſt von Prieſtern angerathen werde; Kindermord ein ganz gemeines Verbrechen ſey, und daß alle dieſe Greuel in den Klöſtern Gott geweihter Jungfrauen häufig begangen würden. Wollte man nun ſagen: es gibt keine ſchändliche Handlung, die nicht von Chriſten, von den Dienern der Kirche und ihren Häuptern begangen worden wäre; man hat ſich in einer vollkommen rechtgläubigen Zeit durch den Genuß des Abendmahls zu Treubruch und Mord verſchworen; man hat den Eid zu einem Spiel gemacht; man hat, um Habſucht und Herrſchbegier zu befriedigen, kein Blut geſchont, ganze Völker in den Staub getreten und von der Erde vertilgt; man hat die Sünde ſelbſt zu einem Verdienſte vor Gott gemacht, und kirchliche Bußen und Ablässe ſind ihr zu Hülfe gekommen: wollte man nach dieſen unleugbaren, durch unzählige

Thatſachen bekräftigten Anführungen weiter folgern, daß alle dieſe Greuel von dem Chriſtenthume ausgegangen und die Brut der Laſter in dem Schooße der Kirche erzeugt worden; wer würde eine ſolche Folgerung nicht mit Unwillen zurückweiſen? Darf man nun das giftige Unkraut, welches neben der chriſtlichen Lehre aufgeſchoſſen, ſich an dem Kreuze emporgewunden und es oftmals bedeckt hat, nicht ohne Unrecht eine Frucht des von dem Chriſtenthume ausgeſtreuten Saamens nennen, ſo hat man auch kein Recht zu behaupten, daß die Laſter, die wir im Heidenthume finden, eine Wirkung des Polytheismus geweſen. Paulus*) ſagt von Juden und Griechen, es ſey keine Furcht Gottes vor ihren Augen; ihr Mund ſey voll Fluchens; ihre Zunge der Sitz des Betrugs; ihre Füße eilend zum Blutvergießen. Er ſagt dieß, ich wiederhole es, von Juden und Griechen. Er glaubte alſo nicht, daß dieſe Sünden in der Vielgötterey wurzelten; denn die Juden hielten an Einem Gott. In der römiſchen Republik waren die Sitten fünf Jahrhunderte hindurch

*) in der Epiſtel an die Römer. 3. Cap. 9—18.

von muſterhafter Reinheit. Während dieſer Zeit aber beſtand auch die Vielgötterey in voller Kraft. Hat ſie nun damals keine Laſter erzeugt, woher hat ſie dieſe Kraft in einer Zeit genommen, wo ſie, wie in den letzten Zeiten der Republik und unter den Kaiſern unbezweifelt der Fall war, ihr Anſehn verlohren hatte? Man kann alſo nur ſoviel mit Beſtand der Wahrheit ſagen, der Polytheismus habe nicht das Vermögen, den Strom ſittlichen Verderbniſſes, wenn ihn äußere Umſtände anſchwellen und nähren, aufzuhalten; nicht aber, daß er es ſey, durch den Rom und Korinth, Antiochia und Alexandrien in Laſter verſank. Leider aber wird man daſſelbe, wenn man aufrichtig ſeyn will, von der Wirkſamkeit der chriſtlichen Lehre zugeſtehen müſſen. Was dieſe im Einzelnen aufbaut, kann hier nicht in Betracht kommen. Denn auch in dem heidniſchen Rom und Athen mögen Viele gelebt haben, an denen, wie in dem chriſtlichen Paris und London, die Fluth der Ueppigkeit und des Laſters dahin braußte, ohne ſie mit ſich fortzureißen.

Das Chriſtenthum, wenn man darunter die Lehre verſteht, die von den Lippen des

Heilands der Welt gefloſſen iſt, verbunden mit dem Muſter der Unſchuld und Heiligkeit, das der göttliche Lehrer in ſich ſelbſt darſtellte, iſt ohne allen Zweifel eine der wohlthätigſten Erſcheinungen in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts. Leider hat ſich mit dem, was urſprünglich göttlich war, nur allzubald Viel des Irdiſchen gemiſcht; die arme Hütte, in welcher das Heil der Welt geboren worden, wandelte ſich in einen Pallaſt um, in dem Ehrgeiz und Herrſchbegier, Habſucht und Uepſpigkeit ihre Wohnungen aufſchlugen. Aus dem Chriſtenthume ward Kirchenthum; in dem Kirchenthume ſetzte ſich die Theologie feſt, und nach nicht langer Zeit war das Ziel, nach welchem Chriſtus geſtrebt hatte, ſo gänzlich verrückt, daß eben das, was er zerſtört hatte, in wenig veränderter Geſtalt von neuem emporſtieg, und ſein Name ein Werk krönte, das mit ſeiner einfachen Lehre wenig gemein hatte. Die Wirkung dieſes umgewandelten Chriſtenthums war groß; keineswegs aber unbedingt wohlthätig. Doch liegt das, was hierdurch in andrer Rückſicht verſchuldet worden iſt, jetzt nicht auf unſerm Wege; aber daß die Theologie des Kirchenthums, indem ſie die chriſt-

liche Lehre durch Beymiſchung des Ueberſinnlichen und Unbegreiflichen verdunkelte, eben dadurch auch das einfache Urtheil über die Sittlichkeit menſchlicher Handlungen oft auf eine heilloſe Weiſe verwirrte, darf hier wohl berührt, und der Gegenſatz deſſen, was war, mit dem, was ſeyn ſollte, wenigſtens an Einem Beyſpiele ſtatt vieler gezeigt werden.

Es iſt in dem erſten Theile dieſer Sammlung die Bemerkung hingeworfen worden, die alten Geſchichtſchreiber und Dichter hätten oft gute und böſe Thaten ohne beygefügtes Urtheil erzählt, weil es ihnen unmöglich geſchienen, daß Hellenen das Gute anders als mit Luſt, das Schändliche anders als mit Unwillen hören könnten. Wir ſetzen hier hinzu, daß in dieſer Sicherheit und Reinheit des Urtheils über ſittliche Handlungen ein Theil der Größe liegt, die uns aus dem claſſiſchen Alterthume anſpricht, und die wir in den Thaten und Werken der modernen Welt nicht ſelten vermiſſen.

Daß nun allerdings die größere Verwickelung, welche allmählig in den Verhältniſſen der menſchlichen Geſellſchaft eingetreten iſt, auf die Sicherheit des ſittlichen Urtheils nach-

theilig gewirkt hat, wollen wir gern zugeſtehn: aber auch die Theologie kann hierbey nicht von Schuld frey geſprochen werden. Wir könnten in dieſer Rückſicht vorzüglich die Caſuiſtik erwähnen, die, wie zahlreiche Beyſpiele lehren, auch die ſtrafbarſten Handlungen mit Gründen der theologiſchen Sophiſtik zu beſchönigen gewußt hat, und in ihrer weiteſten Anwendung nur allzuoft eine umgekehrte Moral geworden iſt; aber wir laſſen ſie gern zur Seite liegen, um von den Verwirrungen zu ſprechen, die aus der dogmatiſchen Auslegung der heiligen Schriften in die chriſtliche Ethik gebracht worden ſind. Nachdem man glaubte, die Entdeckung gemacht zu haben, daß das alte Teſtament um des neuen willen vorhanden ſey, und daß die Geſchichte, welche jenes enthält, nicht für Geſchichte, ſondern für Weiſſagung und Vorbild gehalten werden müſſe, boten die Lehrer der Kirche allen Scharfſinn auf, um die Heiligkeit jener angeblichen Vorbilder dadurch zu retten, daß man der ethiſchen Grundlage ihrer Handlungen eine myſtiſche unterſchob, und auf dieſe Weiſe dem, was dem geſunden Urtheil böſe und ſtrafbar

erſchien, einen Anſpruch auf geheimnißvolle Tiefe gab.

Der heilige Ambroſius, der aus einem Sachwalter ein Biſchoff geworden war, und die in dem frühern Berufe erworbnen Fertigkeiten hin und wieder in ſeinen chriſtlichen Schriften in Anwendung bringt, erzählt in ſeiner Apologie Davids*) den Ehebruch dieſes Königes mit Bathſeba, ſeine mislungenen Verſuche ihren Mann zu täuſchen, und den verrätheriſchen Mord dieſes Mannes, mit den Worten der Schrift. Thaten wie dieſe, ſollte man glauben, verurtheilen ſich ſelbſt; auch unternimmt David ihre Vertheidigung nicht; er bekennt und bereut ſie. Aber der Triumph eines Anwaldes beruht auf der Kunſt dasjenige möglich zu machen, was jedem andern unmöglich erſcheinen würde. Nachdem er vorbereitend bemerkt hat, daß in der Zwillingsgeburt, welche Thamar durch hinterliſtigen und blutſchänderiſchen Beyſchlaf empfangen hatte, ein Vorbild des zwiefachen Teſtamentes Gottes enthalten ſey, und daß der beab-

*) Opera Vol. I. p. 234. ff. Cölner Ausg. von 1616.

ſichtigte Brudermord der Söhne Jacobs und die Verſenkung Joſephs in den Brunnen ein Typus der Menſchwerdung Chriſti ſey: findet er, daß der ehebrecheriſche Beyſchlaf der Gattin des Urias mit dem heiligen David die Vereinigung der Völker andeute, die mit Chriſto nicht durch die geſetzmäßige Ehe des Glaubens verbunden waren *). In der weitern Ausführung dieſes Gedankens ſagt er: der wahre David und ewige König, welches Chriſtus ſey, ſey verſtohlener Weiſe in die Welt gekommen, um den Fürſten der Welt, welcher Urias (mein Licht) heiße, weil er ſich in einen Engel des Lichtes verſtelle, zu hintergehn; wie ein Ehebrecher ſey er gekommen, um ſein gültiges Recht zu behaupten **). Dieſer myſtiſchen Deutung, mit welcher wei-

*) Quid igitur obstat, quominus Bethsabee Sancto David in figura sociata fuisse credatur, ut significaretur congregatio nationum, quae non erat Christo legitimo quodam fidei copulata conjugio. Apologia prior. c. 3. p. 237. A.

**) An einer andern Stelle (Apolog. sec. c. 10. p. 246.) ſagte er, der Ehebruch ſey ein Typus des Heils geworden; denn nicht jeder Ehebruch ſey verdammlich.

terhin noch Seltſameres verbunden wird, geſellt der ſcharfſinnige Mann noch andere Gründe der Rechtfertigung zu, von denen wir nur dieſen anführen wollen, daß es unrecht ſey einen Mann, den Gott ſelbſt gerechtfertigt habe, anzuklagen, da er vielmehr die größte Bewunderung verdiene, mitten unter ſo zahlreichen Verſuchungen zum Böſen, doch nur einmal ſolchen Irrthümern Raum gegeben zu haben; um deſto mehr Unrecht, da David nur gegen Gott geſündigt habe, indem ja kein Menſch über ihm geweſen ſey. — Durch ſolche Lehren alſo, welche namenloſe Verbrechen faſt heiligen*), mußte das ſittliche Urtheil nothwendiger Weiſe um deſto mehr verwirrt und verfälſcht werden, je größer das geiſtliche Anſehn der Lehrer ſelbſt war; und die Geſchichte der Zeit zeigt, daß dieſe Verworrenheit nicht ohne Folgen geblieben iſt. Auch Abraham wird von demſelben Biſchof als ein Muſter der Nachahmung aufgeſtellt. Wenn nun Jemand ſagen möchte: der Mann,

*) Apolog. poster. c. 7. p. 244. Et quoniam David non defendendum, neque enim meo eget auxilio, sed excusandum recepimus, vel potius praedicandum etc.

mit dem Gott geſprochen hatte, hat ja ſeine Magd beſchlafen, und einen Sohn mit ihr gezeugt; erwiedert der heilige Biſchof *): allerdings; aber man muß bedenken, daß Abraham vor dem Geſetze Moſis und vor dem Evangelio lebte; daß vor dem Geſetze auch keine Beſtrafung ſtatt findet; der Ehebruch aber noch nicht verboten war; denn im Paradiſe hat Gott die Ehe zwar gelobt und empfohlen, aber den Ehebruch nicht unterſagt. Abraham hat alſo nicht gegen das Geſetz geſündigt, ſondern iſt dem Geſetze zuvorgekommen. Ferner, ſagt er, wird ſeine That durch die damals noch ſchwache Bevölkerung der Erde, und die Abſicht gerechtfertigt die Zahl der Menſchen zu mehren; eine Abſicht, welche auch die Töchter des frommen Lot bewogen hatte, ihren trunknen Vater zu täuſchen **). Endlich iſt

*) De Abraham L. I. c. 4. Opera. Vol. I. p. 107.

**) Adhuc post diluvium raritas erat generis humani: erat enim religioni, ne quis non reddidisse debitum videretur naturae. Denique et Lot sancti filiae hanc causam quaerendae posteritatis habebant, ne genus deficeret humanum: et ideo publici muneris gratia privatam culpam praetexuit.

in Abrahams Ehebruche ebenfalls ein Vorbild der Erlöſung enthalten; wobey wir doch zur Entſchuldigung des h. Ambroſius bemerken müſſen, daß er den Anlaß zu dieſem Gedanken bey dem Apoſtel fand*), welcher auch in den Söhnen Sara's und der Magd Bilder des freyen Glaubens und des alten Geſetzes ſah. Aber der Kirchenlehrer geht über den Apoſtel hinaus, wenn er die Handlung des Erzvaters, die unter den Umſtänden, die ihr die Erzählung der Geneſis beyfügt, vielleicht keiner Rechtfertigung bedarf, durch ihre myſtiſche Beziehung zu rechtfertigen meint, und gleichſam triumphirend hinzuſetzt: „Du ſiehſt alſo, daß das, was du für Sünde hielteſt, ein Myſterium iſt, wodurch die kommende Zeit offenbaret wurde" **).

Wie dieſer Biſchof die Moral durch unchriſtliche Sophiſtik entſtellte, ſo kehrte ſein prieſterlicher Stolz auch die Grundſätze der Verfaſſung und der weltlichen Herrſchaft um. Indem er jegliches Recht der weltlichen Macht über das Kirchenthum und was mit dem Kir-

*) Epiſtel an die Galater. Cap. 4. V. 22 — 25.
**) S. 108. E.

chenthume zuſammenhing, verwarf, und jene mit aller ſeiner Kraft durch die That herabwürdigte, legte er den Grund zu dem Gebäude, das die folgenden Jahrhunderte vollendet und befeſtigt haben. Fanatiſche Aufrührer hatten in einem Städtchen Meſopotamiens die Haine der Valentinianer und die Synagogen der Juden verbrannt; die Obrigkeit befahl ihnen den verurſachten Schaden zu erſetzen; und dieſes billige Urtheil wurde von Theodoſius beſtätigt. Aber Ambroſius geſtattete ſeine Vollziehung nicht. Ein Brief voll bittern Tadels, eine Predigt, in gleichem Sinne im Angeſichte des Kaiſers gehalten, und die Verweigerung der Zulaſſung der Opfer des Kaiſers zum Altar, bewogen dieſen, das ausgeſprochne Urtheil zu widerrufen, und den Aufrührern Strafloſigkeit zuzugeſtehn. Doch dieß war nur ein Vorſpiel größerer Anmaaßung. Die Einwohner von Theſſalonika hatten ſich auf eine geringfügige Veranlaſſung empört, hatten den Befehlshaber der Truppen und die vornehmſten Offiziere der Beſatzung ermordet, und ihre Leichname auf eine grauſame Weiſe gemishandelt. Auch die Strafe war grauſam, und mit einer Hinterliſt verbunden, die keinem Kaiſer

geziemte. Ambroſius ſchloß ihn von der Gemeinſchaft der Kirche aus, und verſagte ihm den Eintritt in den Tempel des Herrn, bis er ſich einer öffentlichen Buße unterworfen, und von dem Zeichen der höchſten Würde entkleidet, mitten in der Kirche und vor allem Volk, mit Seufzern und Thränen um Vergebung ſeiner Sünden gebeten hatte. Nach acht Monaten nahm ihn der Biſchof wieder in die Kirche auf, geſtattete ihm aber nicht den gewöhnlichen Platz in dem Chore einzunehmen, indem er erklärte, daß nur geweihten Prieſtern das Recht zukäme in dieſem heiligen Bezirke zu ſtehn. Auch dieſe Demüthigung ertrug der Monarch, und ſo ſehr hatte ihn die Kraft des Biſchofs überwältigt, daß er geſtand, „er habe jetzt erſt gelernt, was für ein Unterſchied zwiſchen einem Kaiſer und einem Prieſter ſey.“ — Dieſe That des Biſchofs von Mailand iſt öfters bewundert, und von Vielen hochgeprieſen worden; auch wollen wir der Stärke ſeines Characters das gebührende Lob nicht entziehn; aber war es ein Wunder, wenn nach ſolchen Anmaaßungen der Hierarchie die weltliche Macht immer tiefer und tiefer ſank, ſo daß, der geiſtlichen Gewalt gegenüber, an eine geordnete Regierung nicht zu denken war?

Jene beſaß in dem Schatze der geiſtlichen Gnadenmittel, die ſie allein ſpendete, einen unerſchöpflichen Reichthum, der auf dem Glauben der Völker ruhte; und durch die kunſtvolle Gliederung der Hierarchie, die einem wohlgeordneten Heere zu vergleichen iſt, war ſie jeder andern Macht überlegen. Jedermann weiß, wie dieſe Ueberlegenheit benutzt worden, um das Anſehn der Fürſten herabzudrücken; ſo daß, wenn ſie bisweilen den Völkern gegen Tyranney und Unterdrückung zu Hülfe gekommen iſt, damit nur, und immer für den Augenblick, einiges von den Uebeln gutgemacht worden iſt, welche die Hierarchie überall verſchuldet hat, wo ſie Boden gewann. Denn indem ſie die Gewalt hemmte, lähmte ſie die Kraft. Dieſe Wirkung war unvermeidlich, auch wenn ſie nicht beabſichtigt geweſen wäre.

Die zahlloſen Widerſprüche in dem Chaos der alten Religionen, und die mangelnde Einheit ihres Glaubens iſt ebenfalls zu einer Anklage des Polytheismus benutzt worden. Allerdings waren die Religionslehren nicht geordnet; es gab keine Dogmatik, keine Katechismen wie die, aus denen unſre Jugend frühzei-

tig den Zuſammenhang der in den heiligen Büchern zerſtreuten und aufgefundenen Lehren lernt; aber der Mangel des geſchriebenen Wortes wurde in Beziehung auf das, was das Weſentlichſte war, durch die Mittel erſetzt, von denen wir in unſrer erſten Rede Rechenſchaft gegeben haben. Die Pflicht der Verehrung der Götter nach der Sitte der Väter, die Heiligkeit des Eides, die Ehrfurcht gegen die Eltern*), die Unverletzlichkeit der Ehe und des Eigenthums, und die Strafbarkeit des Mordes — alle dieſe Grundſätze ſtanden in Griechenland und Rom nicht weniger feſt, als die Gebote des Dekalogus unter dem Iſraelitiſchen Volke; durch ihre Befolgung wurde das Wohlwollen der Götter verdient, ihre Verletzung wurde beſtraft nicht bloß durch das bürgerliche Geſetz, ſondern von den Göttern, den höchſten

*) Pindar Pyth. VI. 24. erwähnt als unerlaßliches uraltes Geſetz der Ritterſchule Chirons „Vor Allen den Kroniden zu ehren, und nimmer dem den Eltern beſchiedenen Leben dieſelbe Ehre zu entziehn.“ Und Euripides lehrte in der Antiope (Fr. IV.) das dreyfache Geſetz: die Götter, die Eltern, und die gemeinſamen Geſetze von Hellas zu ehren.“

Verwaltern des Rechts. Uebrigens war frey=
lich in ihrer Theologie wenig Einhelligkeit.
Dieſe aber war auch in dem Chriſtenthume
nicht zu finden; und wir ſehn, daß ſich ſchon in
der frühſten Zeit, ſelbſt unter denen, welche
an der Quelle geſchöpft hatten, Streit über
die Lehre erhob, und in den Gemeinden der
eine Pauliſch, der andre Apolliſch, ein dritter
Kephiſch war. Wie aber auch ſpäter, als
jedes Wort der Lehre beſtritten, abgewogen,
und mit Anathemen umgeben war, dennoch die
Zwietracht nicht endigte, und oft mit einer Ge=
waltthätigkeit ausbrach, von der man gern den
Blick abwendet, weiß Jeder, der mit der Ge=
ſchichte der Kirche und der Bildung ihrer Leh=
ren nicht unbekannt iſt*). Hierüber ausführ=

*) So lange die Chriſten den Verfolgungen aus=
geſetzt, und als Feinde der herrſchenden und
Staatsreligion, und folglich als ſchlechte Bür=
ger verſchrien waren, beſtanden ſie, und ohne
Zweifel mit vollem Rechte auf der Freyheit
des Glaubens. Gegen das Ende des zweyten
Jahrhunderts erklärt es Tertullian (Apo-
log. c. 24.) für Irreligion, einen Menſchen
der Freyheit des Glaubens zu berauben, und
ihm die Wahl der Gottheit zu unterſagen, die
er verehren will, und ihn zu zwingen, Etwas zu

licher zu ſeyn, iſt hier nicht der Platz; aber Eine Anführung geſtatten wir uns, welche die Mishelligkeiten der alten Philoſophen über Gegenſtände der Theologie in ein milderes Licht ſtellt, und den Lobrednern der frühern kirchli-

---

verehren, was er nicht will. Eine Verehrung wider Willen könne auch ein Menſch nicht wünſchen. An einer andern Stelle (ad Scapulam c. 2.) ſagt er, Jedermann habe ein Recht und eine natürliche Vollmacht das zu ehren, was er für gut hält; keinem andern ſchade oder nütze die Religion eines andern (nec alii obest aut prodest alterius religio). Es ſey auch nicht Religion zur Religion zu zwingen, als die nicht mit Gewalt, ſondern freywillig aufgenommen werden müſſe. „Auch Opfer, ſetzt er hinzu, werden von dem freyen Willen gefordert. Nöthigt ihr uns alſo zu Opfern, ſo werdet ihr dadurch euern Göttern keinen Dienſt erzeigen.“ In demſelben Sinne erklärt ſich auch Cyprianus (Epist. 55. ad Cornelium), der Schüler Tertullians, mit Berufung auf das Beyſpiel Chriſti; und Lactantius. Der letzte ſagt unter andern (Institut. V. c. 19.), indem er jeden Zwang verwirft: „Die Religion mit Blut, Qualen und Gewalt vertheidigen, heißt nicht ſie vertheidigen, ſondern beflecken und verletzen. Nichts iſt ſo frey als die Religion; und iſt das Gemüth des Opfernden davon

chen Eintracht, die, wie ſie meinen, durch den Frevel der Reformation geſtört worden, entgegentritt. In der erſten Hälfte des fünften Jahrhunderts, alſo in einer Zeit, in welcher die weſentlichen Lehren der Kirche feſtgeſetzt wa-

---

abgewendet, ſo iſt ſie aufgehoben und vernichtet.“ — So lautete die Sprache der Lehrer der Kirche, ſo lange dieſe unter dem Drucke war. Aber kaum hatte ſie ihr Haupt erhoben, als ſie die Begünſtigung der weltlichen Macht zur Verfolgung misbrauchte. Die Reſte des Heidenthums werden mit Gewalt zerſtört; in dem Innern der Kirche ſelbſt wird die Wahrheit der Lehre durch Gewalt unterſtützt; und da Einheit des Glaubens für ein Kennzeichen der Wahrheit gelten ſollte, wird auch die leiſeſte Abweichung von dem Urtheile des katholiſchen Glaubens für ſtraffällig erklärt (omnibus, qui vel levi argumento a judicio catholicae religionis et tramite detecti fuerint deviare). Was half es? Mochte man immerhin die Andersgeſinnten aus dem Lande treiben, der bürgerlichen Rechte berauben, ihre Schriften dem Feuer übergeben: dennoch vermehrten ſich — und wie konnte es bey ſolchen Gegenſtänden anders ſeyn? — die abweichenden Meinungen ſo ſehr, daß Theodoſius der zweyte, und Valentinian der dritte nicht weniger als zwey und dreißig Secten

ren, ſchreibt Iſidorus von Peluſium**) Folgendes: „Daß das Leſen der heiligen Schriften nachläſſig betrieben wird, und jeder ſeine Leidenſchaften über die göttlichen Ausſprüche ſetzt, das iſt die Urſache großen Unheils geworden. Denn ein wüthender und unverſöhnlicher Krieg iſt unter den Dienern (den Brabeuten) des Friedens ausgebrochen. Sie würden ſich, wenn ſie nur könnten, gern auffreſſen; nichts würde ihnen erwünſchter ſeyn, als ihre Gegner lebendig zu tödten, die Beerdigten auszugraben, ihre Häuſer zu zerſtören,

fanden, die ſie der Verfolgung der Katholiſchen d. h. derer, die ſich im alleinigen Beſitze der Wahrheit zu ſeyn behaupteten, Preiß gaben. Freye Wahl und Bekenntniß des für wahr Befundenen wurde nicht mehr geſtattet; die künftige Verſtoßung von Gottes Angeſicht wurde durch Entfernung von der Nähe des Kaiſers den Ketzern gleichſam angekündigt; und wie die unſchuldigſte Ketzerey Schmach und Unheil brachte, ſo brachte die Einſtimmung in die Meinung der weltlichen und kirchlichen Macht Anſehn, Würden und Reichthümer.

**) Lib. IV. Epist. 133. S. 488. die Ueberſetzung befolgt die Lesarten der beſſern Handſchriften.

jedes Denkmal von ihnen zu vernichten. So ſtehen ſich diejenigen einander feindlich gegenüber, die doch gehört haben, daß Christus ſeinen Jüngern zum characteriſtiſchen Merkmal nicht Wunder und Zeichen, ſondern die Liebe gegeben hat."

Mit ſolcher Erbitterung wurde alſo in jener Zeit — und die folgenden Jahrhunderte wurden nicht milder — über Dogmen der chriſtlichen Lehre geſtritten, und zwar, weil man die heiligen Schriften nachläſſig las; was um derentwillen zu beachten iſt, die in dem freygegebenen Leſen jener Schriften den Grund der Spaltungen unſrer Kirche zu finden glauben. Auch in der römiſch = katholiſchen Kirche reihte ſich Streit an Streit, und nicht ſelten wurde das, was die Waffen des Geiſtes begonnen hatten, durch die Schärfe des Schwerdes zur Entſcheidung gebracht. Mit aller ihr einwohnenden Macht konnte die Hierarchie, ob ſie ſich gleich mit Schreckniſſen umlagert hatte, die Einheit des Glaubens doch nur durch gewaltſames Ausſtoßen der Andersgeſinnten erhalten; und wenn ſie das Aufſchießen abweichender Meinungen und ganzer Sekten nie hat verhindern können, wie ſollte man den alten

Völkern, bey dem Mangel hierarchiſchen Glaubenszwanges, den Zwieſpalt zur Laſt legen, der ſich in ihren Meinungen über Gott und göttliche Dinge zeigt? Die Forderung einer vollkommenen Einheit in metaphyſiſchen Sätzen geht über das Vermögen der Menſchen hinaus*), und auch da, wo man ſich ihrer rühmt, dürfte ſie ſich auf Uebereinſtimmung in den Worten eines vorgeſchriebenen Formulars beſchränken. Mehr zu bewirken, vermag keine Gewalt, und die höchſte menſchliche Weisheit fällt hier zu kurz. Nur ein tauſendjähriges Reich, wenn es dereinſt erſcheint, wird ſich Einer Heerde, Eines Hirten und Eines Glaubens zu rühmen haben.

Zu der zweyten Rede dieſer Samm-

*) „Ich achte es, ſagt Procopius (Histor. I. 3.) bey der Erwähnung des Streites über die beyden Naturen in Chriſto, für Wahnſinn das Weſen Gottes erforſchen zu wollen. Begreift doch der Menſch ſelbſt das Menſchliche nicht genau, wie ſollte er begreifen, was ſich auf Gottes Weſen bezieht? — Ich für meine Perſon weiß von Gott nichts, als daß er allgütig iſt, und daß ſeine Macht Alles umfaßt."

lung habe ich nichts hinzuzuſetzen, als daß ſie ein Verſuch ſeyn ſollte, einen Stoff, welcher der Grammatik angehört, redneriſch zu behandeln; und daß mit dem Weſentlichen ihres Inhaltes dasjenige übereinſtimmt, was Fr. Aſt in den Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik (Landshut. 1808.) S. 32. §. 13. über dieſen Gegenſtand ſagt: Die Ursprache des Griechischen, aus welcher die besondern Formen (Dialekte) der griechischen Sprache hervorgegangen, ist die hellenische. Diese bildete die Elemente ihres Wesens zum Gegensatze zweier Dialekte. Der dorische ist durch energische Gedrängtheit und positive Kraft ausgezeichnet; des jonischen Wesen ist sanfte, weiche Entfaltung, anmuthige, in Vocalen spielende Fülle. Der Dorismos ist die Energie und Kraft des Griechischen, der Jonismos seine Lust und Fülle. Blosse Nebenbildung des Dorischen war der äolische Dialekt. Die Einheit des Dorischen und Jonischen aber ist der attische Dialekt, das harmonische Leben der griechischen Sprache. Der dorische und äolische Dia-

lekt sind die lyrischen; denn in der Lyrik offenbart sich die positive Kraft und Tugend des Menschen: der jonische ist episch, zur anmuthigen Beschauung des objectiven Lebens sich entfaltend: der attische dramatisch, in sich selbst lebend (lyrisch) und das innere Leben durch das Handeln realisirend (episch) u. s. w.

Mit der Rede über den Reichthum der Griechen an plaſtiſchen Kunſtwerken beſchloß ich meine Laufbahn in München, und meine perſönliche Theilnahme an den Arbeiten der Akademie. Einige in derſelben aufgeſtellte Sätze hatten einem Manne Anſtoß gegeben, welcher ſchon damals die Geſchichte der Kunſt, vornemlich der Kunſt des Mittelalters zum Gegenſtande ſeiner Forſchungen gemacht hatte, und ſeitdem durch gelehrte und ſcharfſinnige Unterſuchungen auf dieſem Gebiete einen ausgezeichneten Namen erlangt hat. Als Schriftſteller war er noch nicht bekannt. Ich hatte München kaum verlaſſen, als mir eine Schrift des Baron von Rumohr nachgeſchickt wurde, deren Titel einige artiſti-

ſche Aeuſſerungen jener Rede zu erläutern verhieß, in der That aber ſie mit Nachdruck beſtritt, und nicht ohne Bitterkeit verwaf. Ich fühlte mich durch den Ton, der in dieſen Blättern herrſchte, allerdings gekränkt; der Vorwurf der Anmaßung, der mir darinne gemacht wurde, that mir weh; und da ich mit ihrem Verfaſſer immer nur in weniger, und nie in unfreundlicher Berührung geweſen war, ſo hatte ich nicht den Troſt, irgend einen Einfluß äußerer Urſachen bey der Abfaſſung ſeiner Schrift annehmen zu können. Sie war ohne Zweifel das reine Ergebniß der Misſtimmung, in die ihn einige meiner Aeuſſerungen und Anſichten geſetzt hatten, und die mit den ſeinigen nicht zuſammentrafen. Allerdings mochte manche von mir aufgeſtellte Behauptung nicht genau genug beſtimmt, manche mochte nicht hinlänglich begründet ſeyn; vornemlich mochte der Glaube an eine gewiſſe Idealität der Kunſt, welcher damals der herrſchende war, allzu vielen Einfluß auf meine Anſichten gehabt haben. Den Sinn und Grund dieſes Glaubens hat Herr von Rumohr vor Kurzem in dem erſten Theile ſeiner reichhaltigen Italieniſchen Forſchungen einer ſcharfen Prüfung unter-

worfen, welche die Ueberzeugung manches Gläubigen erſchüttern dürfte; die ich hier aber nur darum anführe, um zu bemerken, daß ich in ihr (S. 112.), nicht ohne freudige Ueberraſchung, denjenigen Theil meiner Rede, der mir am meiſten am Herzen lag, auf eine Weiſe erwähnt gefunden habe, die auch den Eitelſten befriedigen möchte. Mir genügt es, wenn ich in der Beurtheilung des alten Lebens in Beziehung auf die Kunſt das Richtige nicht verfehlt habe; über die moderne Kunſt, über das Verhältniß der Mahlerey zur Sculptur, und das Zurückſtehn der letztern gegen jene, mögen Andere anders urtheilen, und dieſe Erſcheinung aus andern Quellen ableiten; ich bin nicht ſo in meinen Anſichten befangen, daß ich nicht der tiefern Einſicht derer nachgeben könnte, welche ausgebreitetere Kenntniſſe mit größerm Scharfſinne verbinden, als mir zu Theil geworden iſt.

Gotha, im April 1829.

Inhalt.

I. Ueber die Erziehung der Hellenen zur Sittlichkeit. Eine Rede zur Feyer des Stiftungstages der königl. Akademie der Wiſſenſch. zu München in einer öffentlichen Sitzung gehalten den 28ten May. 1808.

[Die Grundlage des Inhaltes dieſer Rede iſt in den Worten des Anacharſis enthalten: (Voyage du jeune Anacharsis.): nos prémiers législateurs comprirent aisement que c'était par l' imagination qu'il fallait parler aux Grecs, et que la vertu se persuadait mieux par le sentiment que par les préceptes. Ils nous annoncéreat des vérités parées des charmes de la poesie et de la musique. Nous apprenions nos devoirs dans les amusemens de notre enfance; nous chantions les bienfaits des dieux, les vertus des héros.]

Zugaben.

1. Pythagoras, der erſte Lehrer der Ethik; ſeine Schule. S. 63.

Geſinnungen edler Hellenen über die Güter des Lebens. S. 68.

2. Achtung der Wiſſenſchaft im Verhältniß zu dem Nützlichen. S. 76.

3. Barbaren und Hellenen. S. 79.

4. Sparta und Geſetzgebung Lykurgs. S. 82.

5. Hellenismus, eine Offenbarung des Schönen und Großen. S. 88.

6. Helleniſche Götterwelt. Anthropomorphismus. S. 93.

[Zu allen Zeiten hat die Maſſe der Völker ſichtbare Götter begehrt. Die Geſchichte der Juden war ein immerwährender Kampf des durch furchtbare Drohungen eingeſchärften Monotheismus und der Idolatrie. Auch in dem Hauſe der Erzväter waren Bilder, an denen das Herz ihrer Beſitzer hing (Geneſis. Cap. 31. V. 19. 20. 26.) und ein engliſcher Geſchichtſchreiber bemerkt vielleicht nicht mit Unrecht, daß, während das Judenthum nur wenige Proſelyten machte, der chriſtliche Glaube ſich ſchnell verbreitete, weil es Gott in dem Menſchen zeigte. „Der unerſchaffene, unſichtbare, unbegreifliche Gott, ſagt ein anderer, zog nur wenige Diener an. Ein Philoſoph mochte eine ſo edle Idee bewundern; die Menge wendete ſich ohne Theilnahme von Worten ab, die ihrem Geiſte kein Bild darboten. Erſt vor der Gottheit in menſchlicher Geſtalt, die unter den Menſchen gewandelt, an ihrer Schwachheit Theil genommen, an ihrem Buſen gelegen, in einer Krippe geſchlummert und am Kreuze geblutet hatte: erſt vor dieſer Gottheit ſanken die Vorurtheile der Synagoge, die Zweifel der Akademie, der Stolz der Stoa und die Ruthenbündel des Lictors in den Staub. Aber bald nachdem das Chriſtenthum ſeinen Sieg vollendet hatte, begann eben das Princip, das ſein Beyſtand geweſen war, ſeine Entſtellung zu fördern. Ein neues Heidenthum erhob ſein Haupt; und an die Stelle der Hausgötter traten die Schutzheiligen.“]

Bemühungen den Glauben an die Sittlichkeit der Götterwelt zu retten. S. 98.
Idee des höchſten Gottes. S. 101.
Geſetztafel der Hellenen. S. 102.
Myſterien. S. 113.
7. Klima. S. 116.
8. Natur der Hellenen. S. 117.
9. Das heutige Hellas. S. 120.
Bruchſtücke einer unvollendeten Schrift über den Freyheitskampf der Griechen. S. 122.

[Die hier erwähnte Schrift war längſt geſchrieben, als Bröndſteds Reiſen und Unterſuchungen erſchienen, in denen ich, zu nicht geringer Freude, meine eigne Anſicht durch das vollgültige Zeugniß des geiſtreichen und wohlunterrichteten Reiſenden beſtätigt fand. „In allen Theilen des feſten Landes, heißt es hier unter andern, und auf den Inſeln, wo die Vermiſchung mit Völkern ſlaviſchen, tatariſchen, oder überhaupt fremden Stammes weniger Einfluß ausübte, ſind die jetzigen Griechen ein ſehr ſchöner und rüſtiger, ſehr aufgeweckter, thätiger und betriebſamer Menſchenſtamm, ihren Vorfahren, den Hellenen, — Anlagen, Fehlern, Form und Phyſiognomie nach — bey weitem ähnlicher, als man es erwarten konnte. Man ſagt, daß die Griechen verdorben ſind. — Ich kann den Satz, ſo allgemein und ſchroff geſtellt, nicht zugeben; doch ohne das harte Wort hier beſtreiten zu wollen, möchte ich blos fragen: würde nicht jedwedes europäiſche Volk, nach vierhundertjähriger, ſchändlicher Sclaverey, noch verwahrloßter ſeyn? — Ich glaube es, und habe die, für Alles was Rajah heißt, zerrüttende Kraft einer türkiſchen

Ordnung der Dinge ſo oft und lebendig gefühlt, daß ich mich, nach dreijährigem Aufenthalte in den meiſten griechiſchen Provinzen, vielmehr darüber verwundern mußte, daß die Griechen nicht mehr verdorben ſind, als darüber, daß ſie verdorben ſchienen. — Aber dieſen ernſthaften Gegenſtand für jetzt beſeitigend, erinnere ich mich der ſchlichten Worte eines alten Schriftſtellers: Wenn ein edles Roß ſich böſes angewöhnt, ſo führt man es in die Reitſchule, und übergibt es dem Meiſter derſelben. (Man übergibt es alſo nicht dem Buben des Miethkutſchers, oder den Wölfen). Einem aus dem edelſten Menſchenſtamme der Erde entſproſſenen, alten, chriſtlichen und hochbegabten Volke, das durch lange Sclaverei und vielfaches Unglück erkrankte, verhelfe man chriſtlich und weiſe zu einem Staate und einem Geſetze, damit es geſunde. Denn Geſetz und Staat ſind das Heilmittel und die Schule der Völker, und keins von beiden iſt in dem wüſten Gewirre, welches man das türkiſche Reich nennt, zu finden. Iſt doch das morſche Gebäude ſelbſt, welches man die hohe Pforte nennt, ſeit einem Jahrhundert nur durch zwey fremde Karyatiden (ſie heißen Falſchheit und gegenſeitige Eiferſucht der Chriſten) getragen worden. Die Karyatiden ſind aber ſtark, und haben breite Schultern."

10. Die Verſchiedenheit der Naturen bey der Erziehung zu beachten. S. 150.

11. Aeſthetiſch-religiöſe Bildung. S. 151.

12. Bildende Erziehung. S. 154.

13. Richtung der Erziehung auf Gottesfurcht, Gehorſam und Sittſamkeit. S. 157.

14. Böotier ſind der Bildung nicht beraubt geweſen. S. 162.

[Ueber ihre Geſetzgebung und den eigenthümlichen Mängeln der Maſſe des Volkes ſ. vornemlich Müllers Orchomenos S. 407. ff.]

15. 16. Gegenſtände der Erziehung. S. 164.

17. Gebrauch der Muſik in Sparta. S. 168.

18. Athletik zu unterſcheiden von Gymnaſtik. S. 170.

19. Deutſche Gymnaſtik, Turn- und Tanz-Kunſt. S. 173.

20. Zweck der Gymnaſtik. S. 183.

21. Pädagogen, ihr Geſchäft. S. 187. Aufſeher der Epheben, Sophroniſtä und Kosmetä. S. Boeckh. Corp. Inscr. I. p. 376.

22. Sittlichkeit der Gymnaſtik. S. 190.

Nacktheit. S. 191.

Sittſamkeit der Jugend, und Strenge der Geſetze zu ihrer Erhaltung. S. 193.

23. Keuſchheit der alten Kunſt. S. 197.

24. Wirkungen der Gymnaſtik. S. 199.

25. Die Hausfrau. Verhältniß des Mannes zu der Frau. S. 201.

26. Die Männerliebe. S. 212.

Ein Mittel der Erziehung. S. 214.

Sie beſteht mit der Tugend und edeln Geſinnungen. S. 217.

27. Vielwiſſerey. S. 254.

28. Schätzung der Kampfſpiele. S. 257. Geringfügigkeit der Belohnungen. S. 259.

29—37. Muſik. Abſicht des Unterrichtes darinne. Ihr Misbrauch. S. 262. Ritterſchule Chirons. S. 269. Oeffentlicher Gebrauch der Muſik bey feſtlichen Verſammlungen, und ihre Verbindung mit der Poeſie. S. 271. Einfluß der Muſik auf die Sitten, und Wache der Staaten über ihren rechten Gebrauch. S. 274. Doriſche Tonart. S. 280.

38—41. Dichtkunſt, und ihre Wirkſamkeit zur Reinigung der Sitten. S. 282. Pindars Größe im Ethiſchen. S. 286. Gebrauch der Dichter in den Schulen. S. 288. Ethiſche Würde der homeriſchen Poeſie. S. 291.

[Der gelehrte und ſcharfſinnige Erklärer der Odyſſee, Greg. Wilh. Nitzſch ſagt in Beziehung auf die vor nicht langer Zeit aufgeſtellte Meinung, als ob Homer zu Gunſten einer Partey gedichtet habe, der Wahrheit gemäß: „Achten wir nur auf die an allem Menſchlichen Theil nehmende Humanität, auf die parteyloſe Gerechtigkeit Homers, die ihn zum wahren Sprecher der ewigen Nemeſis macht. Das Walten der rächenden Gottheit iſt die Lehre ſeiner Sagen, die Seele ſeiner Darſtellung. Wie die Gottheit, läßt er Jedem nach ſeinen Werken geſchehn. Namentlich in der Odyſſee leidet Jeder nur was er verſchuldet hat.“ Dieſem wahrhaften Ausſpruche iſt auch das gemäß, was derſelbe Gelehrte zu der Anrede des Kroniden an die Götter (Od. I. 33.) bemerkt: „Hier kündigt ſich ſogleich der

ſittliche Geiſt der Odyſſee an. Wenn aber an mehrern andern Stellen, nicht bloß Unglücksfälle, ſondern auch verderbliche Thorheiten und Vergehungen dem Einfluſſe abholder und parteiiſcher Götter beygemeſſen werden, wenn alſo die Götter bald gerecht, ja als die Vertreter der ewigen Gerechtigkeit, bald leidenſchaftlich erſcheinen, bald die Vollführer der μοῖρα ſind, bald gegen ſie ſelbſt nichts vermögen; wenn andern Theils die Menſchen jetzt ihr Schickſal ſich ſelbſt bereiten, und wohl auch ſeine Macht aufhalten können, ein andermal dagegen feindlichen Mächten ohne allen eignen Willen hingegeben ſind: ſo entſtehn dieſe Widerſprüche theils aus dem Conflicte ſelbſt, in welchem die menſchliche Freyheit mit der Macht des Schickſals ſich befindet, theils aus der vermenſchlichenden Vorſtellung von den Göttern, und beſonders dem Gebrauche, den der Dichter von dieſer Vorſtellung macht." Auch Eduard Platner (Notiones Juris et Justitiae ex Homeri et Hesiodi carminibus explicitae. Marburgi. 1819.) ſagt S. 49. die homeriſchen Gedichte ſeyen ihrer ganzen Richtung nach auf den Begriff der göttlichen Gerechtigkeit gebaut, ſo daß man behaupten könne, ſie ſeyen recht eigentlich in der Abſicht gedichtet: „die Macht der erhabnen Herrſcherin zu feyern, welche leiſen Trittes und den Blicken der Ruchloſen verborgen, über die Erde ſchreitet, eine raſtloſe Wächterin der Frömmigkeit, und ſtrenge Rächerin der Unthaten und Verbrechen."]

40. Göttlichkeit der Dichtkunſt nach ihrem Urſprunge. S. 295. Homers Schweigen über ſeine Perſon. S. 296. Enthaltſamkeit der Alten im Urtheile über den ethiſchen Werth der Handlungen, die ſie erzählen. S. 298.

42. Unterricht durch das lebendige Wort. S. 302.

[In der Rede, womit die Verſammlungen der Naturforſcher in Berlin im Jahre 1828. eröffnet wurden, ſagte Alexander von Humboldt: „Bey einem Stamme, der ſich zur ſchönſten geiſtigen Individualität erhoben hatte, in der Blüthenzeit des helleniſchen Alterthums, offenbarte ſich am kräftigſten der Unterſchied zwiſchen Wort und Schrift. Nicht die Schwierigkeit des Ideenverkehrs allein, nicht die Entbehrung einer deutſchen Kunſt, geboten damals den Freunden der Philoſophie und Naturkunde, Hellas oder die doriſchen und joniſchen Kolonien in Großgriechenland und Klein-Aſien zu durchwandern. Das alte Geſchlecht kannte den Werth des lebendigen Wortes, den begeiſternden Einfluß, welchen durch ihre Nähe hohe Meiſterſchaft ausübt, und die aufhellende Macht des Geſprächs, wenn es unvorbereitet, frey und ſchonend zugleich das Gewebe wiſſenſchaftlicher Meinungen und Zweifel durchläuft.“ — Die hier von dem geiſtreichen Redner berührte Eigenthümlichkeit des griechiſchen Geſprächs, die zurückhaltende Schonung (das parcere viribus atque extenuare eas consulto. Horat. I. Serm. X. 13. 14.), die ſich nicht bloß in der ſokratiſchen Ironie zu erkennen gibt, möchte wohl noch eine beſondre Betrachtung verdienen, um ſo manches zu erklären, was der deutſche Leſer griechiſcher, wiſſenſchaftlicher Geſpräche auffallend finden muß.]

43. Luxus der Künſte.

44. Die Tragödie und ihr Zuſammenhang mit der Religion. S. 306. Der Prometheus des Aeſchylus. S. 311. Religioſität des Sophokles. S. 315.

45. Die Tragödie des Euripides. S. 319.

46. Die Komödie und ihre Entſtehung aus dem Bedürfniſſe der lebendigſten Frey-heit. S. 322.

47. 48. 49. Ariſtophanes. S. 325. Seine Verſpottung des Sokrates. S. 327. Seine Obſcenität. S. 329. Seine Grazie. S. 333.

50. 51. 52. Die Philoſophie. Aſcetik des Pythagoras. S. 334. Freyer Unterricht der helleniſchen Philoſophen durch Leben und Gelegenheit. S. 338. Ihre Ausartung. S. 340.

53. Heiterkeit des Götterdienſtes. S. 343.

54. Religioſität des Heidenthums, gegründet auf den Glauben an das Göttliche. S. 348. Herodotus. S. 352. In wiefern die Gottheit misgünſtig heiße. S. 354.

[Einen Nachtrag zu dieſem Abſchnitte ſ. in der Vorrede.]

55. Orakel, Beförderer der Religioſität und Sittlichkeit. S. 355.

56. Die bildende Kunſt, und ihr religiöſer Character. S. 360. ihre Keuſchheit. S. 362.

57. Genuß der Muſſe. S. 365.

58. Religiöſe Heiligung der Geſetze. S. 368.

59. Sittenaufſicht. S. 371. Areopagus. S. 372.

II. Ueber einen Vorzug der griechiſchen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten. Eine Rede am Namenstage des Königs gehalten in der A. der W. am 12ten October. 1808. S. 375.

Anmerkungen. S. 403.

Veredlung der Mundarten. S. 405.

Homeriſcher Hexameter. S. 407

Jonismus der Epiker und Herodots. S. 411.

III. Ueber den Reichthum der Griechen an plaſtiſchen Kunſtwerken. Eine Rede am Namenstage des Königs den 12ten October. 1810. in der A. der W. gehalten. S. 415.

Anmerkungen. S. 463. Flucht der Götter aus eroberten Städten. S. 465. Verödung der Inſeln des ägäiſchen Meers. S. 466. und der angeſehenſten Städte. S. 468. Sammlungen von Gemählden. S. 469. Bilderreiche Gefäße. S. 470. Verlohrne Beſchreibungen alter Kunſtwerke. S. 473. Samos. S. 474. Tempel zu Epheſus. S. 475. σκολιὰ ἔργα. S. 476. Rhodus, ausgezeichnet durch Reichthum und Kunſt. S. 477. ſeine Koloſſe. S. 479. Miletus, Kos, Kyzikus. S. 481. Antiochia. Alexandria. die Inſeln. S. 482. Kunſtſchätze in Munychia. S. 484. Athen. S. 485. Die Akropolis. S. 487. Pallas-Statuen. S. 487. Giebelfelder. S. 489. Wirkſamkeit des alten Ruhms

der Stadt. S. 491. Verehrung der Charitinnen in Böotien. S. 493. Delphi. S. 494. Korinth. S. 496. Argos. S. 497. Olympia. S. 498. Nebenwerk an dem Standbilde des Zeus. S. 499. Reichthum ſchmückenden Bildwerkes. S. 501. Ikoniſche Bildſäulen der Sieger. S. 503. Tarent. S. 504. Sicilien. S. 505. Römiſche Kunſtſchätzung. S. 507. Entführung der Kunſtſchätze. S. 509. Das Capitolium. S. 511. Roms Kunſtwerke im ſechſten Jahrhunderte und ihre Verminderung. S. 514. Götter in menſchlicher Geſtalt. S. 517. Aegyptiſche Kunſt [Vergl. Fr. Thierſch über die Epochen der bildenden Kunſt. 2te Aufl. S. 24. ff. u. S. 90.] Sittliche Wirkung der Plaſtik. S. 520. Rohe Steine als Idole. S. 521. Einfachheit des alten Lebens. S. 526. 530. Harmonie der helleniſchen Bildung. S. 534. Achtung und Erhaltung der Kunſtwerke. S. 535. Kunſtliebe Alexanders. S. 540. Beute zu Kunſtwerken angelegt. S. 543. Mahlerey eine redende Poeſie. S. 545. Muſik und Mahlerey von manchen Chriſten für profan gehalten. S. 547. Abbildung der göttlichen Natur gerechtfertigt. S. 550.

Druckfehler.

Seite	6.	Zeile	4.	von unten ſind die Worte ihrer Natur auszuſtreichen.
—	7.	—	16.	iſt als auszuſtreichen.
—	34.	—	21.	der das. lies: die das.
—	44.	—	12.	ſchädlich. lies: ſchändlich.
—	47.	—	12.	wurden. l. wurde.
—	94.	—	14.	an der edeln Natur. l. an der edeln menſchlichen Natur.
—	126.	—	6.	Wag. l. Weg.
—	133.	—	8.	Palläſte! l. Palläſte!"
—	174.	—	7.	auszeichnen. l. auszeichnet.
—	176.	—	2.	v. unten. Springen. l. Sprüngen.
—	177.	—	14.	berühren. l. berühre.
—	180.	—	5.	neuern Dichtern. l. Euern Dichtern.
—	—	—	15.	den Pnyx. l. die Pnyx.
—	183.	—	1.	vor mit iſt wird einzuſchalten.
—	194.	—	1.	ſeltſamer. l. ſittſammer.
—	262.	—	13.	ſtatt 19. l. 29.
—	295.	—	5.	von unten truc. l. true.
—	—	—	3.	v. u. fomons. l. famous.
—	314.	—	9.	unbeſchränkten. lies: engbeſchränkten.
—	338.	—	16.	jouont. l. jouant.
—	339.	—	6.	von unten: welche. l. welcher.
—	361.	—	1.	das Göttliche. l. des Göttlichen.
—	—	—	17.	ſchmückten. l. ſchmücken.
—	424.	—	10.	Thriumphe. l. Triumphe.
—	505.	—	4.	von unten. Solinus. lies: Selinus.

I.

Ueber
die Erziehung der Hellenen zur Sittlichkeit.

Eine Rede

zur

Feyer des Stiftungstages

der königl. Akademie der Wiſſenſchaften

zu München

in einer öffentlichen Sitzung gehalten

den 28ſten März 1808.

Als einſtmals, wie die Alten erzählen, der Samiſche Pythagoras mit dem Fürſten der Phliaſier Leon ein langes und geiſtreiches Geſpräch geführt hatte, fragte ihn der Fürſt, ſeine Kenntniſſe und Einſichten bewundernd, welche Kunſt er vornehmlich treibe? worauf der Weiſe antwortete, er treibe keine Kunſt, ſondern ſey ein Weisheitfreund. Indem nun Leon, über des Namens Neuheit verwundert, nach deſſen Bedeutung fragte, erwiederte der Samier: Das Leben der Menſchen ſcheine ihm dem Markte vergleichbar, der mit dem ſchönſten und heiligſten Feſte von Hellas verbunden ſey. Denn wie zu Olympia einige durch Körperkraft nach Ruhm und Auszeichnung trachteten; andere dem Gewinne durch Betriebſamkeit nachſtrebten; noch andere endlich, welches die edelſten wären, ohne Rückſicht auf Bewundrung und Gewinn, nur das Thun der Andern und die Art und Weiſe derſelben aufmerkſam betrachteten und erwögen; eben ſo ſtrebten auch auf dem großen Markte des Lebens einige nach Ruhm, andere nach Reichthum; außer dieſen aber ſey noch eine kleine

Anzahl, welche andere Beſtrebungen wenig achtend, ihren Sinn nur auf die Natur der Dinge und ihr inneres Weſen gerichtet hätten. Das wären denn die, welche er Weisheitfreunde, Philoſophen, nenne; und ſo wie dort das edelſte und liberalſte ſey, ohne Rückſicht auf perſönlichen Erwerb, zu ſchauen, ſo wäre auch in dem Leben die Beſchauung der Dinge und ihre Erkenntniß allen andern Beſtrebungen vorzuziehn [1]).

In dieſem Urtheile eines der weiſeſten Männer des Alterthums über die Rangordnung menſchlicher Beſtrebungen, die wir auch in ſpäterer Zeit von den Beſten der Hellenen anerkannt ſehen, zeigt ſich ein ſchneidender Gegenſatz zwiſchen der Denkungsart dieſes Volkes, und den Geſinnungen barbariſcher Völker [2]). Von dieſen wird jene Rangordnung umgekehrt. Nur der erwerbenden Geſchäftigkeit, die den Blick auf die Erde geheftet, irdiſchen Stoff für irdiſche Zwecke verarbeitet, wollen ſie Verdienſt zugeſtehn; das freie, ſich ſelbſt genügende Spiel, werden ſie, wenn es die Zeit ergötzlich füllt, genießend dulten, aber ohne es hochzuachten; den müßigen Beſchauer aber, welcher nur das, was geſchieht, und wie es geſchieht, beobachtet, werden ſie als ein paraſitiſches Glied der Gemeinde kaum ertragen wollen. Ganz gewiß werden ſie in einem ſolchen Beſtreben nichts Edles entdecken; und da, nach ihrer Anſicht, auch der erſten Claſſe des Samiſchen Weiſen dieſes

Ehrenzeichen nicht gebührt; die zweyte aber, nach allgemeiner Uebereinſtimmung, keinen Anſpruch darauf hat; ſo wird ſich bey Barbaren auf dem Markte des Lebens, wie es Pythagoras nennt, überall für das Edle keine Stelle finden.

Nun kann aber kein Zweifel ſeyn, daß ſich ein Volk um deſto mehr von der Schmach der Barbarey entfernt, jemehr es das uneigennützige Streben nach Erkenntniß, das ſich in der Beſchauung, und das freie Spiel, das ſich in der Erzeugung und Darſtellung des Schönen kund thut, nicht nur achtet, ſondern es vorzugsweiſe, im Gegenſatze eigennütziger Betriebſamkeit, für menſchlich, frey und edel hält[3]).

Wir kennen kein Volk der alten Welt, bei dem dieſe Geſinnung ſo herrſchend geweſen, oder bei dem ſie in der ganzen Einrichtung ſeines öffentlichen Lebens und ſeiner feſtlichen Vereine ſo lebendig hervorträte als bei dem helleniſchen. Nicht prunkende Meinung war ſie hier, ſondern ein tiefgewurzelter, wenn auch oft nur dunkler Glaube, welcher die ganze helleniſche Bildung durchdrang, und ihr eben das characteriſtiſche Siegel eines höhern Adels aufgeprägt hat. Oder möchte wohl irgend etwas auf dieſen Vorzug größern Anſpruch machen, als die religiöſe Stimmung des Gemüthes, die nur dem Schönen und Erhabnen huldigt; nichts hochachtet, als was groß iſt, für groß aber nichts hält,

als was über die Sphäre des Irdiſchen erhebt? Oder könnte man an dem Daſeyn einer ſolchen Stimmung unter den Hellenen zweifeln, wo ſich auf dem Gebiete der Kunſt das Größte und Schönſte in zahlloſen edeln Werken, in dem Leben der Staaten aber in eben ſo vielen Beyſpielen großer Entſagungen, erhabener Selbſtopfer und ſchöner Thaten offenbart; ja, wo ganze Staaten, wie der Spartaniſche, auf den Glauben an die Macht der Idee gebaut, kein größeres Gut als die Freyheit kannten, und für die Erhaltung dieſes, durch ein genußleeres Leben erkauften Gutes das Leben ſelbſt mit Freudigkeit opferten[4])?

Ohne Bedenken dürfen wir uns auf die Stimme der Geſchichte, ſo wie auf das Gefühl eines Jeden berufen, welcher die Thaten und Werke der Hellenenwelt im Zuſammenhange mit ihrer Verfaſſung, ihren innern und äußern Verhältniſſen, ihrer Geſetzgebung, Wiſſenſchaft und Kunſt aufgefaßt hat, daß in ihr ein Hauch ſchöner Sittlichkeit wehe, wie bey keinem andern Volke, und daß der magiſche Glanz, der es ſeit ſo vielen Jahrhunderten umſtrömt, nichts anders ſey, als der Wiederſchein einer gereinigtern Natur und eines innern Adels ihrer Natur. Was die Alten von den Königen der Inder behaupteten, daß ſie um vieles größer und vortrefflicher wären als ihre Unterthanen*), daſſelbe

---

*) Scylax beym Aristotel. Polit. VII. 14, 2. (13, 2.

kann in Beziehung auf andre Völker von den Hellenen behauptet werden. Und wie die Götter, nach dem Glauben des Alterthums, aus der Maſſe der Menſchen nur wenige auswählen, die ſie ihres Unterrichtes würdigen, und ſelbſt das Leben derjenigen ſchmücken, die ſie wahrhaft glücklich machen wollen*); ſo ſcheinen ſie auch aus der Menge der Völker die Hellenen erwählt zu haben, um ſie als ihre Begünſtigte der Nachwelt aufzuſtellen. Denn auch noch jetzt, nach ſo mannigfaltigem Wechſel der Zeit und Verhältniſſe, erſcheint uns das helleniſche Alterthum nicht bloß als ein Gegenſtand der Bewunderung in vielfachen Rückſichten, ſondern auch, in Betracht menſchlicher Gebrechlichkeit, mehr denn jedes andere Volk als mit edler Sittlichkeit erfüllt. Wo möchte wohl für die europäiſche Welt, ſo wie ſie ſich ſeit vier Jahrhunderten in ihren höchſten Beziehungen geſtaltet hat, ein Erſatz zu finden ſeyn, wenn es möglich wäre, die Fäden, die ſie an das Alterthum knüpfen, plötzlich zu zerreißen; oder wenn ſeine Werke vernichtet, und ſelbſt das Andenken an ſeine Herrlichkeit und Größe in die Fluth der Vergeſſenheit verſenkt werden könnte? Wo möchte ſie ſich hinwenden, um in That und Wahrheit ein anderes Bild erhebender Tugend in

p. 299. ed. Schn.) u. Schneider's Anm. T. II. p. 428.

*) Plutarch de Genio Socrat. T. II. p. 593. B. und D.

menſchlichen und bürgerlichen Verhältniſſen zu finden, wenn die Götter und Heroen dieſes irdiſchen Olymps unſern Blicken entzogen, und der Bau dieſer wunderbaren Welt für uns eingeſtürzt wäre, in welchem auch das Größte nicht unglaubhaft erſcheint, weil in ihr Alles ſo hoch ſteht[5])? Dieſer Welt voll gewaltiger Kraft, wie voll Anmuth und Reiz; in welcher die Schönheit ſittlich, die Sittlichkeit ſchön, und beydes als ein eigenthümliches Gewächs der Natur erſcheint, und in dieſer Erſcheinung das Beyſpiel eines Zuſammenklanges von Eigenſchaften gibt, welche vereinzelt wohl Beyfall oder Achtung erzeugen, aber nur in ihrem harmoniſchen Verein das Gemüth entzücken und über ſich ſelbſt erheben können.

Wenn nun hier gefragt werden ſollte, was denn die Völker der neuern Zeit, bey den zahlloſen Vortheilen, die ihnen der unermeßliche Zuwachs an Kenntniſſen aller Art, und die Vermehrung aller Mittel, um zu dem zu gelangen, was wir Bildung nennen; endlich auch die Berichtigung ſo vieler auf die Sittlichkeit einfließenden Vorſtellungen von Gott und göttlichen Dingen, die wir dem Chriſtenthume danken, unleugbar verſchafft, dennoch, was die Anwendung ſo großer Vortheile betrifft, gegen das Alterthum zurückſetzt, ſo möge eine vollſtändigere Beantwortung dieſer viel umfaſſenden Frage andern überlaſſen bleiben; wir aber wollen uns darauf beſchränken, den Quellen nachzuforſchen, aus denen die Ueberlegenheit der Hellenen in der erwähnten Rückſicht

gefloſſen zu ſeyn ſcheint. Ständen in Beziehung auf Sittlichkeit beyde in einem umgekehrten Verhältniſſe; hätten ſich die Hellenen an den Offenbarungen des Chriſtenthums erleuchtet und erwärmt, und wäre die neuere Welt in Polytheismus und Heidenthum verſunken, ſo würde die Löſung der letztern Aufgabe überaus leicht ſcheinen. Dagegen iſt unleugbar, daß der Unterricht zur Tugend, in ſo fern er in Worte und Lehren gefaßt iſt, bey den meiſten Hellenen mangelhaft war; die mythiſche Religion aber, ſtatt die Idee der Sittlichkeit zu beleben und zu reinigen, ſie vielmehr trüben und verwirren konnte [6]); während die chriſtliche Welt durch das Licht der Religion, wie es ſcheinen ſollte, nicht bloß vor Irrthum bewahrt, ſondern ohn' Unterlaß durch ihre Gebote auf den Weg einer edeln und ſittlichen Bildung geleitet und zu einem tugendhaften und göttlichen Handeln aufgefordert wird.

Was ſich nun zur Beantwortung der aufgeworfnen Frage in äußern und zufälligen Einflüſſen darbietet, iſt wohl nur von Wenigen, die über dieſes Volk geſchrieben haben, unbeachtet geblieben; wohl aber iſt die Wirkſamkeit dieſer Einflüſſe bisweilen allzu hoch in Anſchlag gebracht worden. Wahr iſt es allerdings, daß, wo die Sittlichkeit ihre ſchönſten Blüthen entfalten ſoll, die Natur ihre Gaben nicht mit ſtiefmütterlicher Kargheit geboten haben darf; aber dieſe Gaben, die für ſich weder ſittlich noch das Gegentheil ſind, fordern, wie ein kräftiger Boden, um edle

Früchte zu tragen, einen geſunden Saamen und den Sonnenſchein einer weiſen und heilſamen Pflege. Wie der Himmel von Hellas faſt alle andern Klimaten an Heiterkeit und Elaſticität übertrifft [7]), ſo hat die Natur auch die Bewohner dieſes Landes mit ausgezeichneter Liebe behandelt. In dem ganzen Weſen des Hellenen herrſchte eine Empfänglichkeit vor, aus welcher heitrer Frohſinn und Luſt am Leben erblühte; ſcharfe Sinne und Behendigkeit der Faſſungskraft; ein unbefangener Kinderſinn voll Vertrauens und Glaubens mit Klugheit und Umſicht gepaart. Dieſe Eigenthümlichkeiten lagen ſo tief in der innerſten Natur des Hellenen gegründet, daß kein Wandel der Zeit und Umſtände ſie je ganz hat vernichten können [8]); ja, man darf behaupten, daß ſie ſelbſt jetzt nach Jahrhunderten der Herabwürdigung noch nicht ganz in den Bewohnern des alten Hellas erloſchen ſind [9]). Sie ſind ihren größten und ſchönſten Thaten, ſo wie ihren ſchlimmſten Vergehungen wie ein helleniſches Inſiegel aufgedrückt; und der Ernſt des Geſchichtſchreibers mag vielleicht nicht mit Recht über eine Brennbarkeit zürnen, die, wie die Brennbarkeit eines vulcaniſchen Bodens, bald verwüſtend, bald wohlthätig nährend iſt; oder über den Kinderſinn, welcher raſch ergreift, ſchnell verwirft, leicht ſündigt, noch leichter bereut, mit ſelbſtſchadender Heftigkeit zürnt, und mit gleicher Heftigkeit liebt, das Spiel mit Ernſt, das ernſte Geſchäft oft ſpielend betreibt. Nicht mit Recht wird ihr gezürnt.

Wie in den meiſten irdiſchen Erſcheinungen, ſo iſt auch hier Böſes mit Gutem gepaart, und entſpringt, wie Luſt und Unluſt, aus einer und derſelben Wurzel [10]). Die nemliche Kraft, die den Rücken der Erde mit heilſamen Kräutern bedeckt, und dem edelſten Weine Gedeihen gibt, treibt auch die Fülle unnützen und giftigen Unkrauts hervor.

Je gewaltiger aber die Kräfte der Natur bey jenem Volke waren, deſto dringender wird die Frage, was denn doch ihr Ungeſtüm gemäßigt, und das, was in ihnen verderblich zu wirken drohte, wohlthätig gemacht habe. Was hat dem wilden Drange die erhabene Mäßigung, der glühenden Lebensluſt die kalte Verachtung des Todes, dem regelloſen Triebe die fromme heilige Scheu vor Maaß und Zucht ſo ſiegreich gegenüber geſtellt? Woraus iſt die Selbſtbeherrſchung hervorgegangen, die eben im Gegenſatze mit überſchwenglicher Kraft ſo mächtig ergreift? die Ehrfurcht vor der Majeſtät des Geſetzes? die Beſcheidenheit im Genuß bey den heftigſten Reizungen und der reichſten Fülle ſeiner Gegenſtände? die Richtung zum Idealiſchen mitten in einer feſſelnden Wirklichkeit? Und wenn dieſe Erſcheinungen nicht einer blinden Naturkraft beygelegt werden können, was hat gerade bey dieſem Volke die ſittliche Freyheit der edeln menſchlichen Natur auf eine ſo bewundernswürdige Weiſe geſtärkt und beflügelt?

Wenn Sittlichkeit die innere Geſundheit des Menſchen iſt; Geſundheit aber in dem harmoniſchen Zuſammenſtimmen aller Kräfte beſteht; ſo daß auch das Unfreye in ihm, das Chaos ſeiner Triebe und Begierden, dem freyen Princip ſeiner höhern Natur nicht etwa bloß mit knechtiſcher Furcht gehorcht, ſondern von jenem durchdrungen ſelbſt den Character der Freyheit annimmt; ſo iſt wohl offenbar, daß eine ſolche Zuſammenſtimmung nicht die Wirkung der Gewalt und des Zwanges ſeyn könne. Sittlichkeit iſt innere Schönheit; Schönheit aber iſt die Blüthe der Freyheit. Das ſtrenge Geſetz ſchafft den brauchbaren Knecht; der ſittliche Menſch aber ſoll der Freyheit Gebild ſeyn. Allerdings zwar ſchwebt über dem verworrenen Stoffe der mannichfaltigen Kräfte, Triebe und Neigungen, welche urſprünglich in dem Gemüthe wogen, der gebieteriſche Wille als ſtrenge Nemeſis mit dem Maaße deſſen was recht iſt, oder als unerbittliche Dike, wilden Aufruhr zu bändigen, und die Majeſtät des Geſetzes geltend zu machen. Allerdings ſoll dieſe Macht, allerdings ſoll der Gott in dem Menſchen der unfreyen Natur Ehrfurcht gebieten, und ſie in ihre Ufer zurückſchrecken, wenn ſie die Dämme durchbricht; aber derjenige, der das aufgehobene Gleichgewicht wieder herſtellt, iſt darum nicht der Urheber und Schöpfer deſſelben. So wie, nach einer tiefſinnigen Meinung alter Weiſen, die Verwirrung der gährenden Elemente und ihre wilde Zwietracht durch die Liebe

gelößt und geordnet wurde; ſo iſt es auch in dem Gemüthe der Zauber der Schönheit, der ſeine Triebe mit ſanftem Zügel lenkt; es iſt der Anhauch der Liebe, welcher das Gleichartige eint und das Streitende verſöhnt; der den geſchloßnen Keim des innern Menſchen zur Blüthe entfaltet, und das Wunder eines Zuſammenklanges wirkt, bey welchem ſich das regellos Zufällige mit dem Geſetze der Nothwendigkeit durchdringt, das Nothwendige aber zur Geſtalt der Freyheit vergöttert *).

Es iſt daher längſt erkannt, daß die Menſchheit, um zur Sittlichkeit gebildet zu werden, eines Mittlers bedürfe, der den Ernſt des unbeugſamen Geſetzes mit dem Muthwillen blindſtrebender Triebe verſöhne; dieſe reinige und veredle; jenen, ohne Erniedrigung ſeiner Majeſtät, durch Liebe mildre; und es iſt eben ſo anerkannt, daß dieſer Mittler kein andrer iſt, als die Idee der Schönheit und Erhabenheit, in welcher ſich das Göttliche, als Quell und Urſprung des Sittengeſetzes, im Irdiſchen offenbart. Dieſes iſt die Sonne unſers innern Himmels, um die ſich die Elemente unſers Weſens zum geſetzmäßigen und freyen Tanze ſammeln; von deren Strahlen durchdrungen jeder Trieb ſich verklärt,

---

*) S. Plato im Philebos §. 36—47. (S. 23–27.) und die Erläuterung dieſer pythagoreiſchen Ideen in Stallbaum's Ausgabe Prolegg. p. LXII. ff.

und wenn es der That gilt, wie des Tydeus Sohn *), mit Glanz überſtrömt, Bewunderung und nacheifernde Luſt erweckend, hervortritt.

Hieraus ergibt ſich als erſte Forderung an eine ſittlich-bildende Erziehung, daß ſie neben dem gebieteriſchen Geſetze die Idee des Schönen und Großen in dem Gemüthe aufſtelle und belebe. Damit ſich der Strom der zügelloſen Willkühr und der ſelbſtſüchtigen Eigenmacht der Triebe in gefahrloſe Ufer zurückziehe, und das Unfreye ſich frey der Ordnung einer geſetzmäßigen Oekonomie des Geiſtes füge, muß der ungebändigten Kraft die Idee entgegentreten, die, weil ſie von Gott ſtammt, mächtiger als alles Irdiſche iſt, gebietend als Geſetz, als Schönheit aber, und mit dem Aether einer ſinnlichen Geſtalt umſchleyert, ſich den Neigungen des Gemüthes befreundend. Denn in der innern Oekonomie des Menſchen ſoll keine der unſchätzbaren Kräfte ſeiner Natur verlohren gehn; jede ſoll die Stelle erhalten, auf der ſie das meiſte und heilſamſte wirken kann; und indem ſich alle ſeinem göttlichen Theile zuneigen, ſoll ſich ſein inneres Weſen zu einem Ganzen der reinſten, heiligſten und entzückendſten Harmonie geſtalten [11]).

Zur Erreichung eines ſolchen Zweckes reicht auch die vollſtändigſte und gründlichſte Lehre nicht hin [12]); ſo wie keine Erziehung ihn för-

*) Ilias. 5 Buch. V. 1-7.

dern kann, die, ſtatt die Kräfte des Gemüthes frey und harmoniſch zu entwickeln, nur die Herrſchaft des Verſtandes begründen will, und zu dieſem Zwecke ſich in der Auffindung und Anwendung von Methoden und mechaniſchen Mitteln erſchöpft. Eine Erziehung dieſer Art iſt vielmehr geeignet, den Keim zu zerſtören, den ſie beleben ſollte, indem ſie den Geiſt, ſtatt ihn zur Freyheit zu führen, der Gewohnheit unterwirft, die von der Tugend weſentlich verſchieden iſt, und die ſittliche Freyheit mit einem Inſtincte vertauſchen möchte, der nur dem Thiere ziemt. Nie hat in der ſittlichen Welt der Mechanismus Großes erzeugt. Die Natur, welche keine Blüthe der andern gleich macht, vermehrt die Mannichfaltigkeit ihrer Bildungen, je höher ſie aufſteigt; ihre größte Mannichfaltigkeit aber erreicht ſie auf dem Gebiete des Sittlichen. Und es ſollte nicht Sünde gegen ihre Geſetze ſeyn, dieſem Streben entgegen zu treten? es da auf Einförmigkeit anzulegen, wo ſie die größte Verſchiedenheit ſucht? und ſo, wenn es möglich wäre, den kühnen Wuchs der Ceder zu dem Maaße des Zwergbaums herabzudrücken?

Von dieſer Sünde hat ſich wohl kein Volk, das überhaupt an die Kraft der Erziehung glaubte, reiner erhalten als das helleniſche. Die Fülle angebohrner Kraft, deren ſie ſich bewußt waren, forderte ſie frühzeitig auf, ſich nach Mitteln zu ihrer Beherrſchung umzuſehn; aber indem ſie das Nicht-zu-viel und die Mäßigung für den Mit-

telpunkt der Bildung erkannten, vergaßen ſie nie, daß man die überſtrömende Fülle beſchränken könne, ohne ſie auszutrocknen, und daß das Uebermaaß der Kraft gezügelt, nicht gelähmt werden müſſe. Dieſer Ueberzeugung gemäß erzogen ſie die Jugend; nach ihr bildeten ſie ſich bis zu den Jahren der Reife fort; und die kräftige Sittlichkeit, die uns an ihnen erfreut, war dieſer Erziehung Werk. Wir werden alſo hier nicht bloß von derjenigen ſprechen dürfen, die der Kindheit zu Theil wurde, ſondern von den Mitteln der ſittlichen Bildung überhaupt, die ſich in Griechenland fanden [13]); welcher Stoff ſich am leichteſten in die rechte Ordnung fügen wird, wenn wir zuerſt die Eigenthümlichkeiten der helleniſchen Jugenderziehung, und dann die Quellen erwägen, aus denen die Erwachſnen fortwährend die Wurzel ihrer Bildung erfriſchten.

Da die Erziehung der helleniſchen Jugend von vielen beſchrieben worden iſt *), ſo beſchränken wir uns auf den Verſuch, ihrem Geiſte

---

*) S. vornemlich Creuzer's Orat. de Civ. Athen. omnis humanitatis parente. p. 20 ff. u. p. 57. Evers Fragm. der Ariſtoteliſchen Erziehungskunſt. Aarau 1806. Goeß Erziehungswiſſenſchaft nach den Grundſätzen der Gr. u. R. Ansbach 1808. Ariſtoteles Pädagogik von J. Casp. von Orelli in den Philol. Beiträgen I. p. 61. ff. Blum de Platonis educandorum liberorum disciplina. Halae 1818.

nach den vorhin angedeuteten Grundſätzen nachzuſpüren. Hierbei aber wird nicht unnütz ſeyn zu bemerken, daß, ob hier gleich von helleniſcher Bildung im Allgemeinen geſprochen werden ſoll, wir doch dabey unſre Blicke vornemlich auf Attika richten, nicht allein, weil wir von dieſem Lande die vollſtändigſte Kenntniß beſitzen, ſondern auch, weil ſich der Gegenſtand unſrer Betrachtungen hier in ſeiner größten Vollkommenheit zeigt [14].

Auf zwey Dinge vornemlich war, bey mancher Verſchiedenheit im Einzelnen, die Erziehung der Hellenen beſchränkt, auf Gymnaſtik und Muſik [15]. Was zur Bildung des Leibes diente, war unter der erſten, was den Geiſt zu bilden geeignet war, unter der zweyten begriffen. Das Eine ſollte das Andre ergänzen, ja durchdringen, und aus der Vereinigung von beyden ſollte die Geſinnung hervorgehn, die den Genuß des ſinnlichen Lebens veredelt, um würdiger Zwecke willen Mühſeligkeiten übernimmt, für Freyheit und Vaterland Gefahr und Tod verachtet, und Glück und Muſſe auf eine freye und würdige Weiſe erträgt [16]. Eine Erziehung, die des Einen oder des Andern ermangelte, wurde als unfrey verworfen; daher auch ſelbſt die ſpartaniſche Zucht, ſo ſehr ſich ihre Zwecke zur Einſeitigkeit neigten, doch die muſicaliſche Erziehung nicht verſäumte [17]. Auf dieſem zwiefachen Wege wurde der Knabe, ſo bald er weiblicher Pflege entwachſen war, einem ſittlichen Ziele zugeführt. Wie aber dieſes ge-

ſchehn, und wie auch die Gymnaſtik eine entſchiedene Richtung zur Sittlichkeit gehabt, liegt uns vor allen Dingen zu zeigen ob.

Um hier nun nicht durch Vermiſchung verſchiedenartiger, obgleich nah verwandter Gegenſtände das Urtheil irre zä leiten, muß man ſich hüten, Gymnaſtik zu verwechſeln mit Athletik. Nur jene wurde für ein Mittel der Bildung freyer Jünglinge gehalten, während Athletik für ein Handwerk galt, das oft den Leib verunſtaltete, den Geiſt aber entweder leer ließ, oder ſogar zur Verwilderung führte [18]). Denn indem die Athletik in ihrer Ausartung der Kunſt des Equilibriſten verwandt, nicht den ganzen Körper, ſondern nur dieſe und jene ſeiner Kräfte bis zur höchſten Vollkommenheit, ja bis zum Wunderbaren zu ſteigern bemüht war, ſtrebte die Gymnaſtik, bey gleichförmiger Ausbildung aller Theile des Leibes, ſeine Geſundheit zu fördern, und ihn für jeden Gebrauch gewandt und tüchtig zu machen [19]). Es iſt eine irrige Vorſtellung, den Zweck dieſer Uebungen lediglich auf den Krieg zu beſchränken, zu deſſen Mühſeligkeiten ſie freylich auch vorbereitete, aber nicht mehr, als ſie lehrte, ſich in die Muſſe des Friedens zu ſchicken. Denn das, was ſie unabhängig von jedem Gebrauche beabſichtigte, war, dem Geiſte durch das Bewußtſeyn der Herrſchaft über den Leib im geſunden Zuſtande deſſelben, und durch die Eintracht zwiſchen dem gehorchen=

den und dem gebietenden Theile die angemeſſenſte Ruhe zu ſchaffen, und die innere Harmonie eines freyen Geiſtes in der äußern Erſcheinung darzuſtellen [20]). Daher wurde der Mangel desjenigen Anſtandes, den die Gymnaſtik gewährt, als das Kennzeichen eines Barbaren und Unfreyen gerügt, indem entweder die rohe Körperkraft, oder die ſchwächliche Untüchtigkeit des Leibes, einen widrigen Mangel des Gleichgewichts kund gibt.

Indem nun die aufblühende Jugend unter den Augen ihrer Pädagogen [21]) und der von der Obrigkeit beſtellten und beobachteten Uebungsmeiſter, bey denen die Geſinnungen und Sitten nicht weniger als die Kenntniß ihres Geſchäftes gefordert wurde, in einem geweihten und von Göttern geſchützten Bezirke, ein mühſames, aber erfreuliches Spiel nach einer ſtrengen Methode und den beſtimmteſten Geſetzen trieb, wurde ſie nicht nur gewöhnt, ſich mit Luſt dem Geſetze zu fügen, was die Grundlage bürgerlicher Zucht und Ordnung iſt, ſondern lernte zugleich, was nicht weniger Beachtung verdient, bey den unverhüllten Uebungen, die heilige Scheu, die Wurzel aller Sittlichkeit, feſtgeſchloſſen und rein zu bewahren. Mit Unrecht hat die Aſcetik einer ſpätern, in allen ihren Elementen umgewandelten Welt, an der Nacktheit der helleniſchen Jugend in ihren Gymnaſien Aergerniß genommen, und da einen Pfuhl des ſchlimmſten Sittenverderbniſſes geſehn, wo urſprünglich Unſchuld

und Zucht wohnte. Nicht alles iſt unſittlich zu nennen, was gegen die Regeln unſrer Decenz verſtößt, die oft nur der tiefen Verdorbenheit zur Hülle dienen muß. Denn der Unſchuld gerade entgegengeſetzt iſt jene falſche Schaam, die unter dem Scheine der Ehrbarkeit insgeheim die Lüſternheit nährt, die, wie eine verſchloſſene Gluth, die Jugendblüthe zerſtört, und oft eine reichbegabte Natur zu jeder edeln und großen Anſtrengung untüchtig macht. Wer aber war züchtiger als die helleniſche Jugend in des Lebens gewöhnlichem Verkehr? Wo wurde die Unſchuld ſorgfältiger bewahrt, und die heilige Schaam mit größerer Weisheit gepflegt? Ohne Arges trieben ſie ihr erfriſchendes Geſchäft, ſchöner bekleidet von der eigenthümlichen Heiligkeit der Jugend, als von dichten Gewändern; und in kräftiger Anſtrengung begriffen, durch die Luſt an der Uebung ſelbſt begeiſtert, hatten ſie in ihrer Nacktheit eine hinlängliche Schutzwehr gegen den Gifthauch unreiner Begier. So wirkte die Gymnaſtik ſittlich wie die Kunſt[22]. So wie bey dieſer die Schwere des irdiſchen Stoffes von der in ihm lebenden Idee durchdrungen, dem ſinnlichen Auge zu verſchwinden ſcheint, und nur die Geſtalt als Symbol der Idee in dem Gemüthe bleibt; ſo ging auch in den Gymnaſien die ſinnliche Luſt an den materiellen Reizen des Körpers in dem Wohlgefallen an der Art des Geſchäftes und ſeiner würdigen Zwecke unter.

Die ſittliche Wirkung der Gymnaſien tönte

durch das ganze Leben der Griechen fort, und weit entfernt Schulen der Schaamloſigkeit zu ſeyn, gewöhnten ſie vielmehr, die Schönheit nicht bloß zu unterſcheiden, ſondern zu ehren. Daher hat denn auch die Kunſt bey keinem andern Volke die Nacktheit an männlichen und weiblichen Körpern mit größerer Keuſchheit behandelt, noch ſich bei der Darſtellung des Menſchlichen und Göttlichen weiter von der lüſternen Ueppigkeit entfernt gehalten, zu welcher die neuere Kunſt, unbekümmert um die Forderungen der Religion und Zucht, nur allzuoft herabgeſunken iſt [23]. Auch waren es vornemlich die Gymnaſien, in denen, fern von entehrendem Verdachte, die Freundſchaft ſchöner Jünglinge aufwuchs, die das Zeitalter der Heroenwelt fortzuſetzen ſchien, und, wie ſie aus Tugend entſprang, ſo auch Tugend erzeugte [24]. Dieſe Art der Freundſchaft, in welcher ſich die glühende Sinnlichkeit zu dem edelſten Enthuſiasmus läuterte, wurde durch die Verfaſſung der helleniſchen Welt ſo begünſtigt, daß ſie, auch wenn die Alten darüber ſchwiegen, dennoch faſt als nothwendig vorausgeſetzt werden müßte. Allerdings zwar trat durch ſie das weibliche Geſchlecht etwas mehr in das Dunkel des Gynäceums zurück [25]: aber wie konnte dieß überhaupt anders ſeyn in der Demokratie, die keine Halbheit erträgt, ſondern nur durch Männer und großartige Mannheit gedeihen kann? Wenn aber auch hier oder dort die Weiber ſelbſt zu einer gewiſ-

ſen Großartigkeit gebildet wurden, wie in Sparta; oder wenn ſich einige von ſelbſt über das gewöhnliche Maaß der Weiblichkeit erhuben; ſo war doch der letztere Fall zu ſelten, um im Weſentlichen etwas zu ändern; der erſtere aber von Nachtheilen nicht frey; ſo daß dem Bürger, der nicht für die Beſchränkung des Hausweſens, ſondern für das öffentliche Leben gebildet war, eine Sehnſucht nach freyer Liebe in dem Umgange mit einem ſchönen Freunde blieb, in deſſen aufblühender Kraft, durch die Tugend des bejahrteren Freundes geſtützt und veredelt, dieſer die Fortſetzung ſeiner eignen Jugendblüthe liebte. Daß dieſe ſchöne und ſittliche Liebe, eben ſo wie die weibliche, in einzelnen Menſchen verwildert, daß eine edle Neigung oft in einen ſchändlichen Wahnſinn ausgeartet iſt, eben wie in dem Heiligthume Gottes und unter ſeinen Dienern oft das ruchloſe Laſter in jeder Geſtalt Wurzel ſchlägt, dieß iſt eben ſo bekannt, als es ohne Nachtheil der Sache zugeſtanden werden kann. Weit öftrer erſcheint ſie groß und heilig; eine Quelle ſchöner Thaten und glorreicher Opfer; frey von aller Weichlichkeit; eine Mutter männlicher Stärke, und eine reiche Quelle jener göttlichen Begeiſterung, welche die Furcht überwindet, dem Tode trotzt, und für Vaterland, Recht und Geſetz zu leben und zu ſterben vermag [26]).

Es iſt ferner nicht unwichtig zu bemerken, daß die Gymnaſien, als Schulen des Wetteifers,

den Ehrgeiz zu reinigen dienten. Den Wetteifer eben ſo wohl zu entzünden, als in Schranken zu halten, iſt eine der ſchwierigſten Aufgaben der neuern Erziehungskunſt; und ihre Auflöſung war für die alten Staaten vielleicht von noch größerer Wichtigkeit, da, bey dem Mangel eines materiellen Schwerpunktes, die Wirkungen eines ſchlimmen Ehrgeizes *) verderblicher ſeyn mußten, als in der Monarchie, in welcher die Vertheilung der Gewalt unter viele Glieder ein übermäßiges Ausſchreiten der Einzelnen ſelten geſtattet. Ohne dieſe Rückſicht aber iſt für den Einzelnen jeder Ehrgeiz verderblich, der ohne Tugend nach den Belohnungen der Tugend ſtrebt, und das Anſehn, welches der Würdigkeit gebührt, durch eitle Täuſchung und mancherley heuchleriſchen Trug zu erbeuten bemüht iſt. Dieſe Klippe droht derjenigen Art des Wetteifers, die nur auf das Wiſſen gerichtet wird, als wobey keineswegs immer erkannt werden kann, ob er ſich ein würdiges Ziel der Geſinnung geſteckt habe, indem es gar leicht geſchieht, daß auch das niedrige, von dem Nebel des Truges umgeben, hoch erſcheint [27]). Die Gymnaſien der Alten hingegen waren ein Mittelpunkt des offenſten und aufrichtigſten Strebens; und wie dieſes Streben an ſich edel, und, ohne alle Rückſicht auf weitern Gebrauch oder künftigen Lohn, auf einen erfreulichen Gegenſtand gerichtet war, ſo war

*) S. Heſiodus Werke und Tage V. 11. ff.

dabey auch keine Täuſchung denkbar, ſondern der Kampf war auf alle Weiſe ehrlich, und der Lohn durch ſtrenge Erfüllung der geſetzmäßigen Bedingungen verdient. Ueberall wo das Gegentheil geſchieht, da iſt ein Zurückſchreiten in ſittlicher Entwickelung unvermeidlich, indem entweder die Eitelkeit oder der Eigennutz, oder auch beydes zugleich genährt und gepflegt wird; während derjenige, der in der Paläſtra die Kräfte des Leibes nach dem Geſetze übte, durch jeden Sieg über einen Nebenbuhler in derjenigen Art der Bildung fortſchritt, die hier allein geſucht wurde, und allein gewonnen werden konnte.

Die Verwandſchaft des Gegenſtandes führt uns auf die feſtlichen Kampfſpiele, die, bey übriger Verſchiedenheit, doch eben ſo wie die gymnaſtiſchen Uebungen, die Achtung für freygewählte uneigennützige Anſtrengungen der Kraft und die Opfer des Reichthums nährten. In dieſer Beziehung galten jene Spiele für heilig. In ihnen glaubte man, mehr vielleicht als bey jeder andern beſchränkten Feſtlichkeit, die Gegenwart der Götter zu fühlen, die zu ihrer Verherrlichung ein ganzes Volk in dem Schatten geweihter Haine, an heiligen Flüſſen verſammelten, und die, ſo mit langgeübter Kraft die Laufbahn betraten, durch Gefahr und Mühen zu einem Ziele führten, an welchem ein ſchnell welkender Kranz der Lohn des Sieges, oder vielmehr das Symbol des Lohnes war. Jedermann weiß, wie hoch ein ſolcher Sieg, der doch zu nichts

weiter führte, in den Augen des Volkes ſtand, und welchen Glanz er nicht nur über die Perſon des Siegers, ſondern über ſein Vaterland und ſein ganzes Geſchlecht verbreitete. An eine Rückſicht auf den Krieg iſt auch hier nicht zu denken. Die Alten bemerken ausdrücklich, daß von einer großen Anzahl Athleten, welche Preiße gewonnen, ſich nur ſehr wenige im Kriege ausgezeichnet haben; und wenn man auch die Anwendbarkeit der Athletik auf den Krieg gelten laſſen wollte, wie könnte dieſe Rückſicht jene Begeiſterung entzündet haben, in der man wähnte, die höchſte Stufe irdiſchen Glücks ſey von dem Sieger errungen, und ſeine Sorge müſſe ſeyn, nicht ſchwindelnd auf dieſer Höhe die Mäßigung zu vergeſſen [28])? Aus einer andern und reinern Quelle muß dieſe Begeiſterung gefloſſen ſeyn. Das kraftvolle, uneigennützige, gottbegünſtigte Spiel war ihnen ein frohes Abbild von dem Leben großer Menſchen, welche die lange Bahn ſchwerer Pflichten durchkämpfen, um ſich an dem hochgeſteckten Ziele des erquickenden Anhauchs künftiger Unſterblichkeit zu erfreun.

Um nun auch von dem zweiten Theile der Erziehung zu ſprechen, welches der muſicaliſche iſt, und Alles umfaßte, was zur Bildung des Geiſtes erforderlich ſchien [29]), ſo muß hier zuerſt der Muſik im engern und eigentlichen Sinne Erwähnung geſchehn. Daß die Muſik nicht bloß ein Gegenſtand, ſondern ein Mittel der Erziehung ſey, und die *ſittliche* Bildung för-

dern oder hemmen könne, hat die neuere Welt keineswegs nach Verdienſt erwogen; ja, bey aller Verbreitung des Wohlgefallens daran, ſcheint ſie doch wohl nur wenigen bedeutſam genug, um ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit für den Staat, die Regierungen und Geſetze zu ſeyn. Der neuern Welt iſt die Muſik, ſo wie auch andre Künſte, die Muſik aber vorzüglich, ein Gegenſtand der Erholung nach vollbrachter Arbeit, oder eine ergötzliche Beſchäftigung in freyen Stunden, die nebenbey auch dazu dienen könne, durch ihre mannichfaltigen Reize das Gemüth, etwa wie ein Geſellſchaftsſpiel, nur zärter und inniger anzuregen. Daß dieſe Anregung auch eine ſittliche Wirkung haben, heilſam oder verderblich ſeyn könne, wird dabey wohl ſelten beachtet, obſchon nicht zu verkennen iſt, daß dasjenige, was ein Vermögen beſitzt das Gemüth zu ergreifen, es eben ſo wohl erheben als herabziehn und erniedrigen könne [30]). Es wird aber dieſe Kunſt als Gegenſtand des jugendlichen Unterrichtes auf mehr als eine Weiſe gemisbraucht; einmal, indem man ſie nur als Spiel und ohne allen Ernſt betreibt; oder indem man in ihr, um ein Maximum der Künſtlichkeit zu erreichen, unbekümmert um Sinn und Inhalt, Schwierigkeiten häuft, und ſie zu einer Schule der Eitelkeit macht [31]); endlich, indem man ſie, von dem Geleite der Worte entbunden, in ein unbeſtimmtes Spiel erſchlaffender Reize verwandelt. Denn in dieſer ihrer freien Geſtalt iſt es

faſt unvermeidlich, daß die wunderbare Kunſt durch die unermeßliche Fülle der Ideen, die ſie dem Gemüthe geſtaltlos und unentwickelt zuführt, eine Schwermuth erzeuge, die häufig genoſſen den Geiſt entmannt [32]). Dem unſtäten und unbefeſtigten Sinne der Jugend aber darf eine ſo unbeſtimmte Luſt am wenigſten geboten werden. Daher ihr keine Muſik wahrhaft heilſam iſt, als diejenige, welche edle Worte mit gleichartigen Tönen umgibt, und würdigen Gedanken ihre ätheriſchen Schwingen leiht.

Ueber dieſe Grundſätze waren die Alten vollkommen einverſtanden. Die Muſik war ihnen, vereint mit der Dichtkunſt, von der früheſten Zeit und ihren Heroen vererbt worden. In dem Lager der Achäer, und während die Schlacht in der Ferne tobte, rührte des Peleus Sohn die Saiten der Leyer, und entlaſtete ſeine Seele von Unmuth, indem er den Ruhm und die Thaten der Vorzeit beſang. Chiron, der weiſe Centauer, war auch ein Sänger, und die in ſeiner Schule gebildeten Heldenſöhne lernten von ihm die erquickende Kunſt [33]). Ueberall, wo wir ihr begegnen, ſteht ſie im Bunde mit der Poeſie; bisweilen auch ſchlingen beyde an den Feſten der Götter den Knoten der Charitinnen um den verſchwiſterten Tanz [34]). In dieſer Gemeinſchaft lenkte ſie die Gemüther der Menſchen zu den höchſten Zielen, und ſchien Wunder zu thun. Denn nicht ohne hiſtoriſchen Grund, wie Phantome, die im Nebel flattern,

ſind die alten Sagen von einem Thrakiſchen Orpheus, einem Amphion, und andern Sängern der grauen Vorwelt, die nicht durch überſchwengliche Kunſt, ſondern durch den weiſen Gebrauch, den ſie von den einfachen Mitteln ihrer Kunſt zu machen verſtanden, die Gemüther der eben in ſich erwachenden Menſchheit bis in ihre Tiefen erſchütterten, und durch die lebendige Kraft ihrer begeiſterten Lieder der Natur ſelbſt eine Seele einzuhauchen ſchienen. So wurde die Muſik auch den folgenden Geſchlechtern ausgehändigt. Lange Zeit blieb ſie ihrer alten Geſtalt getreu in den Schulen der Jugend, wo ſie mit einfachen und begeiſterten Worten alter Lieder vermählt, wie eine Stimme der Vorwelt erſchien. Alles war hier harmoniſch und Eins. Die Worte ernſt, fromm und belehrend; die Rhythmen großartig und feyerlich, die Melodie einfach und angemeſſen, ſo daß ſie den Körper der Worte nur mit dem Dufte einer zarten Hülle umgab, und die kräftigen Umriſſe des Gedichtes mit ſparſamen Farben belebte. Indem auf ſolche Weiſe die Kunſt das Gemüth mächtig ergriff, um es mit ſich in den Aether der Götterwelt zu erheben, aus welcher ihre Geiſterſtimme zu ertönen ſcheint, trug ſie weſentlich zur Reinigung der Gefühle bey; und wehrte zugleich, indem ſie durch das Mittel der Poeſie hohe Geſtalten zeigte, der Gefahr, daß das Gefühl in der Schwelgerey eines unmännlichen Genuſſes zerrinne. Ueber dieſe Wir-

kung der Muſik herrſchte bey den Alten nur Ein Urtheil. Da es jedermann bekannt ſey, ſagt Ariſtoteles*), daß durch Verſchiedenartigkeit der Muſik die ganze Stimmung des Gemüthes verändert werde, ſo könne man auch nicht zweifeln, daß Geſang und Rhythmus die Seele ſittlich zu bilden vermöge. Auch ſcheine zwiſchen der Natur der Seele und der Natur der Rhythmen und der Harmonie eine innige Freundſchaft obzuwalten; daher viele Philoſophen behauptet hätten, die Seele ſey entweder ſelbſt Harmonie oder enthalte Harmonie in ſich. — Auch Plato behauptet an mehr als einer Stelle ſeiner Werke, daß Rhythmus und Harmonie durch tiefes Eindringen und Ergreifen der Seele, Sittlichkeit, Anſtand und Würde herbeyführe; welchen Anſichten es ganz gemäß iſt, daß die Ausartung der Sitten bei manchen Völkern von der Vernachläſſigung dieſer Grundſätze, und das Sinken ganzer Staaten von den Veränderungen abgeleitet wird, welche die Muſik erfahren hatte[35].

Durch dieſe Anſicht der Muſik wurde beſtimmt, wie und auf welche Weiſe ſie bey der Erziehung anzuwenden ſey. Das Streben nach einem Uebermaaße künſtlicher Behandlung wurde als unfrey verworfen; daher man ſie auch nur ſo weit zu treiben gebot, als nöthig war, um in Geſang und Rhythmus das Schöne zu er=

*) Polit. VIII. 5. und 7.

kennen. Aus dieſem Grunde tadelten die Einſichtsvollſten unter den Alten den Unterricht auf ſolchen Werkzeugen, deren Behandlung allzuſchwierig ſey; weshalb zum Beyſpiel die böotiſche Flöte in Athen verworfen wurde, als welche noch überdieß ſtatt eine ſittliche Faſſung hervorzubringen, vielmehr eine Störerin der innern Ruhe und Beſonnenheit ſey. So waren auch bey dem jugendlichen Unterrichte nicht alle Rhythmen ohne Unterſchied geſtattet, ſondern nur die, von denen man glaubte, daß ſie die Leidenſchaften reinigten, weshalb man denn auch unter allen Tonarten der doriſchen den Vorzug ertheilte, weil ſie die würdevolle Ruhe am vollkommenſten darſtelle, und mehr als irgend eine andre den Character des Muthes und der Mannhaftigkeit an ſich trage [36].

Wenn dieſe und ähnliche Betrachtungen, die von uns hier nur angedeutet werden können, von den Alten aber mit dem größten Ernſte als über einen der wichtigſten Gegenſtände angeſtellt zu werden pflegen, der neuern Welt entweder fremd, oder gleichgültig, oder lächerlich ſind, ſo beweißt dieß nicht ihre Grundloſigkeit, ſondern vielmehr, daß bey den Alten das Gefühl des Sittlichen leiſer, und die Achtung für die Heiligkeit deſſelben und für Alles, wodurch es befeſtigt oder verletzt werden kann, tiefer begründet war. Die neuere Welt, voll des Wahnes, durch Lehren und Predigen die Zwecke der Menſch-

heit hinlänglich zu fördern*), hat das Uebrige größtentheils dem Zufall anheim gegeben, der denn auch nicht unterlaſſen hat, in dem, was wir Bildung nennen, durch die Einmiſchung feindſeliger Elemente ihren innern Zuſammenhang aufzulöſen. So iſt in unſerm Zeitalter durch das Uebermaaß der Künſtlichkeit, nach der die neuere Muſik ſtrebt, ihre ſittliche Wirkſamkeit faſt aufgehoben, und an ihre Stelle eine Bewundrung der beſiegten Schwierigkeiten geſetzt worden, die, wenn ſie auch bis zur Begeiſtrung ſteigt, für die ſittliche Bildung unfruchtbar, vielleicht ſogar verderblich iſt. Je weiter die Kunſt dieſe Richtung verfolgt, deſto weniger wird ſie für das leiſten, worauf die Alten den höchſten Werth ſetzten, und es iſt wahrſcheinlich, daß ſie dieſen Weg ſo lange verfolgen wird, bis ſich der Misbrauch, wenn er den höchſten Gipfel erſchwungen hat, durch ſeinen Uebermuth ſelbſt vernichtet[37]).

Es liegt uns nun zunächſt ob, von der Dichtkunſt zu ſprechen, als welche unter den muſicali=

---

*) Könnte man Weisheit lehren den Sterblichen, oder nur Klugheit,
Stünde dem Vater der Sohn nimmer an Tüchtigkeit nach,
Wenn er folgte dem Wort des Belehrenden. Aber die Lehre
Wandelt ein ſchlechtes Gemüth nie in ein trefliches um.
Theognis.

ſchen Bildungsmitteln neben der eigentlichen Muſik den erſten Platz einnimmt. So wie dieſe Kunſt, in welcher die Alten mit Recht eine Gabe der Götter, und ein Zeichen ihrer Liebe zu dem Geſchlechte der Menſchen ſahen, in dem Jugendalter der aufſtrebenden Griechenwelt, am meiſten gewirkt hat, die zarte Blüthe der Sittlichkeit hervorzulocken, ſo iſt ihr auch in der folgenden Zeit bey der Erziehung des jüngern, und bey der Fortbildung des ältern Geſchlechtes ihr Rang unverkümmert geblieben [38]). Auf dieſe Weiſe waren die erſten und größten Wohlthäter der Hellenen jene hochbegabten Dolmetſcher der Muſen, die wie ein Wunder der Natur in Griechenland erwuchſen, und indem ſie zuerſt auf den Altären der höhern Menſchlichkeit die heilige Flamme entzündeten, von der ſie ſelbſt durchglüht waren, eine lange Reihe von Jahrhunderten mit Licht und Wärme erfüllt haben. Wie die Beſchaffenheit des Himmels am frühen Morgen meiſt die Witterung des ganzen Tages beſtimmt, ſo hat das Morgenroth des helleniſchen Himmels über den Gang der Bildung dieſes Volkes entſchieden. Aus der Dämmerung ſeines Alterthums ſtrahlten ihm, durch einen Zwiſchenraum düſtrer Zeiten, und eben darum vielleicht nur deſto herrlicher, von dem Nimbus der Heldenpoeſie umgeben, die Thaten edler Ahnen und ein großes, den Göttern verwandtes Geſchlecht. Eine wunderbare Welt voll hoher Geſtalten erfüllte ihre volksthümlichen Geſänge; und dieſe Welt war die ihrige; es

waren die Häupter ihrer Stämme, die Gründer ihrer Staaten, die Könige ihrer Städte, die ſich in dieſem Glanze bewegten, und mit vernehmlicher Stimme jedes helleniſche Herz zur Bewunderung und Nachfolge aufriefen [39]. Mit dieſen Stimmen wurde die Seele des Knaben befreundet, ſo bald er in ſich zu erwachen begann; und wie Homer's Gedichte die reiche Quelle aller Kunſt in Hellas geworden ſind, ſo waren ſie auch eine Schule der Sittlichkeit, in welcher der Greis wie der Jüngling lernte. Ein gleiches Werk hat kein anderes Volk unſers Welttheils beſeſſen, in welchem die Vollendung der Form mit dem Reichthum des vaterländiſchen, mit gleicher Liebe und Ruhe entfalteten Stoffes in einem ſolchen Gleichgewichte ſteht, daß man zweifeln mag, ob die Griechen mehr aus ihm gelernt, oder mehr Freude dabey genoſſen, oder mehr Bildung daraus gewonnen haben. Dieſe Schule der Heldenpoeſie, die auch den Vorzug einer alterthümlichen und gleichſam geheiligten Sprache beſaß, bevölkerte gleichſam die Seele des Jünglings mit Göttern und Dämonen befreundeter Art; und wie Athene im Gewühle der Schlacht dem Tydiden zur Seite ſteht, und mit leichter Hand den feindlichen Geſchoſſen wehrt, ſo begleitete die unvergängliche Herrlichkeit jener hohen Geſtalten den helleniſchen Jüngling, um in dem Gedränge des Lebens ſein beſſeres Weſen zu ſchützen oder zu retten. So waren alſo die Götter, deren freundliche Gegenwart, dem Glauben der Alten gemäß, das Leben der

Heroen verſchönert hatte, auch dem ſpäteren Geſchlechte nicht entwichen; und wie ihre Geſtalt vor der Seele der Dichter geſtanden hatte, ſo erſchienen ſie durch die Vermittelung dieſer ihrer Begünſtigten auch Andern, und ſprachen zu ihnen durch den Mund der Dichter, die den Weiſeſten und Beſten für begünſtigte Lieblinge der Unſterblichen, und bisweilen für ihre Dollmetſcher unter den Menſchen galten [40]).

Von dieſer Seite betrachtet wird der Gebrauch des Alterthums, die Dichter, und den Homer insbeſondre, der ſittlichen Erziehung unterzulegen, vollkommen gerechtfertigt. Allerdings zwar enthalten die homeriſchen Gedichte, wie jedes Werk ſo alter Zeit, und ſelbſt die heiligen Schriften der Hebräer, Mancherley, was eine Prüfung nach ſtrengen Grundſätzen der Sittlichkeit nicht verträgt; ein Umſtand, welcher die Alten ſelbſt bisweilen irre geführt hat, wenn ſie ihre Blicke zu ſcharf auf das Einzelne richteten, und dadurch den Eindruck der ſittlichen Grazie ſchwächten, der das Ganze umfließt. Aber man iſt doch wohl jetzt darüber einverſtanden, daß ein Gedicht nicht immer am Beſten durch das lehrt, was ausdrücklich beſtimmt iſt Lehre zuzuführen, und daß das Weiſeſte nicht immer dasjenige iſt, was von Weisheit überſtrömt. Die wahre Weisheit eines Gedichtes liegt in ſeinem Innerſten, wie der Fruchtkeim in dem tiefſten Schooße der Blume; und ſeine Sittlichkeit iſt der Wiederſchein des Hohen und Göttlichen, das der Menſchheit zum

Grunde liegt. Aus dieſer Quelle, und aus dieſer allein, entſpringt das ſittliche Wohlgefallen an jedem wahrhaften Werke der Kunſt, was auch immer ſein Gegenſtand ſeyn mag; und das Entzücken, mit welchem ſein Anſchaun das Gemüth erfüllt, was iſt es anders als die Freude an dem Göttlichen in der menſchlichen Natur, an der Harmonie, Reinheit, Unſchuld, Größe und Uneigennützigkeit, deren ſie fähig iſt?

Dieſer himmliſche Aether der Sittlichkeit, mit einer Fülle großartiger Kraft, ergreifender Wahrheit und tiefen Sinnes vereint, iſt über die homeriſche, wie über die ganze helleniſche Poeſie ausgegoſſen. Ob gleich urſprünglich die Tochter einer ſchönen und glücklichen Natur, zeugt ſie doch ſchon in ihren erſten Erſcheinungen von jener bewundernswürdigen Selbſtbeherrſchung, welche der Fülle des Stoffes das Maaß ſetzt, ſo wie ſie in dem Gemüthe des begeiſterten Sängers ſelbſt jenes Gleichgewicht ſchafft, das ſich in ſeinen Werken als bewußtloſe Weisheit offenbart. Wie es aber eben das Herrliche großer Kunſtwerke iſt, daß das Edle und Große, was ſie umſchließen, aus ihnen in das Gemüth der Zuhörer übergeht, und daß die hohe Ruhe und das göttliche Leben, in welchem ſie empfangen ſind, ſich in dem beſchauenden fortzeugt; ſo iſt der Geiſt der alten Poeſie auch auf die folgenden Geſchlechter übergegangen, ſo daß ſich ſelbſt noch in einer ausgearteten Zeit der zarte Sinn für das Sittliche in dem Ur-

theile, und meiſt auch noch in den Werken der griechiſchen Nation erhielt. Der gerühmte Geſchmack der Griechen war nichts anders als ein zarter ſittlicher Sinn. Daher fand ſich in Athen, als dem Mittelpunkte aller Bildung, die höchſte Blüthe deſſelben mit der Blüthe der Sitten zuſammen; und als Dichter und Künſtler die vollendeteſten Werke ſchufen, fand ſich auch die größte Empfänglichkeit des Sinnes für das, was in ihnen das Vortreflichſte war. Dieſer Geſchmack war alſo nicht angelernt, ſo wenig wie die Kunſt einſtudirt, und nichts weniger als das Ergebniß theoretiſcher Einſichten, um die man ſich noch wenig bekümmerte. Nur Einmal iſt, ſo viel wir wiſſen, in der Geſchichte der Völker dieſe Eintracht, nur Einmal iſt dieſe Harmonie des Lebens mit der Kunſt und den Sitten erſchienen, nicht als ein Zufall, ſondern als das Reſultat der freyen Entwicklung eines glücklich begabten Volkes innerhalb der Grenzen, die ihm die Weisheit ſeiner Erzieher geſetzt hatte. Daher ſpiegelt ſich in dem Leben der Griechen ihre Kunſt, und in ihrer Kunſt das Leben der Nation; indem das eine dem andern entblüht, und ſich in gegenſeitiger Wirkſamkeit ſchafft und bildet. Nie zwar können die Sitten einer Zeit ihren Einfluß auf das Ganze ihres Kunſtlebens durchaus verläugnen; aber da, wo ſie den Forderungen der Kunſt nicht entſprechen, wird der Künſtler ſich oft veranlaßt ſehn, von den Sitten der Zeit auszuweichen, indem er ſich in

einem andern Zeitalter und unter einem andern Himmel einheimiſch macht. Wer ſieht aber nicht, daß hierdurch die Wahrheit ſeiner Werke hőchlich gefährdet, und hinwiederum durch den Mangel an Wahrheit ihre ſittliche Wirkſamkeit theils geſchwächt, theils falſch gerichtet werde? Warum übertrift die alte Poeſie die neuere, wit wenigen Ausnahmen, an innrer Wahrheit ſo weit, als weil ſie Menſchen und Sitten nehmen durfte, wie ſie waren, ohne ſie in ein fremdes Coſtum umzukleiden; und warum wirkte ſie mächtiger, als aus dem nemlichen Grunde? In ihr fand der Grieche immer ſeine Welt; und in dem poetiſchen Nimbus, der ſie umſtrahlte, zerfloß doch nie die wahre Geſtalt und der feſte Umriß einer wahrhaft helleniſchen Natur. Wie viel ſind aber wohl der Werke des ſchaffenden Geiſtes auf dem weiten Gebiete der modernen Kunſt, von denen daſſelbe in allen ihren Theilen gerühmt werden kőnnte? Iſt nicht mehr als eines der hőhern und edlern Gattung das Werk einer fantaſtiſchen Willkühr? oder der Wiederſchein einer fremden Welt? ja, oft nur der Reflex des Wiederſcheins? Und wie oft dringt in dieſen műhevollen Bau fremdartiger Stoffe die Ungeſtalt der nahen Wirklichkeit übermächtig ein; wie etwa die froſtige Repräſentation eines kőniglichen Hofes in die Rőmerwelt einer franzőſiſchen Tragődie; oder die kirchliche Polemik der Zeit in eine Miltoniſche Epopőe; oder die

witzig = ſinnreiche Galanterie einer arkadiſchen Akademie in ein befreytes Jeruſalem? Wie aber die bildende Kunſt des neuen Europa, ſo hat auch die Poeſie, um dem Gebote der Schönheit zu genügen, in der Darſtellung des Nahen und Wirklichen die Wahrheit häufig verlaſſen und bey dem Alterthume eine ſchöne Lüge erborgen müſſen, nicht ohne Gefahr eines unſichern und ungewiſſen Standes auf dem fremdartigen Boden der Dichtung[41]).

Die Stimme vaterländiſcher Poeſie, die, als eine milde und göttliche Lehrerin den Sinn der helleniſchen Jugend für das Schönſte und Höchſte der Menſchheit öffnete, verſtummte auch dem Erwachſenen nicht[42]). Und nicht an den todten Buchſtaben der Schrift gefeſſelt erſchien ſie ihm als ein gelegentlicher Zeitvertreib für leere Stunden, ſondern in den ſchönſten Augenblicken des Lebens trat ſie in feſtlichem Schmucke, begeiſtert und begeiſternd, zu ihm hin. Wie ſie, in den Sitzen der Götter gezeugt, zu dem Leben der Menſchen herabgeſtiegen war, um ſie auf die edelſte Weiſe zu erfreuen, ſo erſchien ſie auch unter ihnen am liebſten bey den Feſten und Spielen der Götter, und lenkte die Blicke der Sterblichen zu einer höhern Welt hinauf. Die Liebe zu den Schauſpielen, welche die Bürger Athens beherrſchte, iſt ihnen nicht ſelten zum Vorwurf gemacht worden. Die ökonomiſchen Gründe dieſes Tadels können wir hier auf ſich beruhen laſſen[43]); aber die Luſt an einem ſo

hohen und ernſten Spiele, wie die Tragödie war, wird für ſich allein immer Bewundrung und Lob verdienen. Dieſem Spiele dankt Athen den reinſten und unbeſtrittenſten Theil ſeines Ruhms. Wie es in Rückſicht auf die Kunſt eine unübertrefliche Vollendung zeigte; ſo war es in Rückſicht auf die Sitten eine Schule der Weisheit; und wie es der feſtlichen Verherrlichung der Götter beſtimmt war, ſo leitete es durch ſeinen Inhalt zu ihrer frommen Verehrung hin. In ihm zeigte ſich die reichſte Fülle des Stoffs auf das weiſeſte begrenzt, und die freyſte Natur war mit dem ſtrengſten Geſetz auf das innigſte vermählt. In dem Kelche Melpomenens miſchte es, was die Gefühle wecken und beruhigen, aufregen und mäßigen konnte; und indem es die Menſchheit in ihrer höchſten Würde und in ihrer größten Abhängigkeit zeigte, trat es der Selbſtſucht entgegen, und reinigte das Gemüth durch eine heilſame Erſchütterung ſeiner innerſten Tiefen. In dieſem bewundernswürdigen Spiele, daß ſich nie zu einem zweydeutigen Vertrage mit ſittlicher Gemeinheit erniedrigte, wurden die Gemüther durch die kraftvolle Darſtellung großer Ereigniſſe mit der Furcht der Götter, der Scheu vor frevelndem Uebermuth, und tiefer Achtung vor den Geſetzen erfüllt; und die Noth der Mächtigen, die ſie am liebſten und am häufigſten darſtellte, war nicht etwa, wie Manche gemeint haben, zur Ergötzung für den demokratiſchen Pöbel beſtimmt,

ſondern als Aufruf an die Starken und Stolzen zu weiſer Mäßigung, und als eine Aufforderung gemeint, durch Erkennung der Schranken menſchlicher Willkühr, der unendlichen Macht ſittlicher Freyheit und dem ewigen Geſetze der Gerechtigkeit zu huldigen, deſſen Vollſtrecker die Götter ſind [44]).

Seine höchſte Vollendung hat das griechiſche Trauerſpiel in den Werken des Sophokles erhalten. So wie in den Tragödien des Aeſchylus durch das Streben nach überſchwenglicher Kraft, ſo wird bey dem dritten der großen Heroen der Tragödie, beym Euripides, das Gleichgewicht der künſtleriſchen Vollkommenheit bisweilen durch ein allzuſichtbares Streben nach weicher Rührung und mannichfaltigem Effecte geſtört. Bey ihm vermiſſen wir zuerſt jenes ſchöne Selbſtvergeſſen der alten Dichter, indem bey ihm durch das Lautwerden perſönlicher Gefühle, und den Zudrang eigenthümlicher Anſichten je zuweilen die ſtille Größe und der urſprüngliche Adel der tragiſchen Bühne verletzt zu werden ſcheint. Ob er daher gleich bey jeder Gelegenheit Lehre ausſtreut, und, gleichſam um das, was ihm an Kunſtweisheit mangelt, durch die Weisheit der Schule zu erſetzen, überall von nützlichen Sprüchen überfließt, ſo ſteht doch ſeine Poeſie der Sophokleiſchen, wie an poetiſcher Kraft, ſo an ſittlicher Vollkommenheit nach. Manches iſt in ſeinen Werken in Rückſicht auf die Forderungen der Kunſt mit Recht getadelt worden; aber auch

in ſittlicher Rückſicht iſt die Ueppigkeit des gehäuften Stoffes, die Heftigkeit, mit welcher ſich die Leidenſchaften ergießen, der Mangel an Mäßigung in Erregung ſchmelzender Gefühle, und einiges Aehnliche dem Tadel ausgeſetzt. Es verdient aber bemerkt zu werden, daß es die Komödie war, die das ſittliche Gebrechen der Euripideiſchen Manier aufgedeckt und gerügt hat; und daß dieſes Gebrechen, das der modernen Welt häufig wie ein Vorzug erſchien, am unerbittlichſten von demjenigen gezüchtigt worden iſt, deſſen eigne Sittlichkeit dem gemeinen Urtheile nach in dem übelſten Rufe ſteht[45]).

Indem wir aber hier von dem Einfluſſe handeln, den die Poeſie auf die Bildung der helleniſchen Sitten gehabt hat, darf die Komödie um deſto weniger übergangen werden, da ſie unſern Behauptungen leicht als ein Beyſpiel der größten Sittenloſigkeit, ſowohl des griechiſchen Volkes überhaupt, als ſeiner Poeſie insbeſondre entgegengeſtellt werden dürfte. Da aber das ganze wunderbare Weſen dieſer Gattung hier zu zergliedern weder die Abſicht unſers Vortrags, noch die uns dazu vergönnte Zeit geſtattet, ſo müſſen wir uns begnügen, die Sittlichkeit dieſer Dichtungsart, für die uns Ariſtophanes der einzige vollgültige Stellvertreter iſt, durch einige Bemerkungen zu rechtfertigen.

Hier iſt nun vor allen Dingen zu erwägen, daß die alte Komödie in dem Rauſche bacchiſcher Feſtlichkeit empfangen, urſprünglich be-

ſtimmt war, den unſchuldigen Muthwillen zu entfeſſeln, deſſen Befriedigung eines der Bedürfniſſe der Menſchheit iſt. Die Feſte des Bacchus, ſo wie manche aus demſelben Bedürfniſſe entſprungenen Feſtlichkeiten des kräftigen Mittelalters, die in dem Schooße der chriſtlichen Kirche ohne Gefahr gepflegt wurden, verſtatteten dem Volke von Zeit zu Zeit eine kurze Raſt von dem drückenden Joche, mit welchem Nothwendigkeit oder Willkühr das alltägliche Leben belaſtet, und die urſprüngliche Freyheit, welche kein anderes Geſetz als das Sittengeſetz anerkennt, brach in der Geſtalt einer muthwilligen, aber harmloſen Freude durch die willkührlichen Schranken, die in des Lebens gewöhnlichem Verkehr von dem beſonnenen Verſtande zur Erhaltung der Ordnung errichtet ſind[46]. Indem ſich nun die alte Komödie jenes Triebes nach Ungebundenheit bemächtigt, reinigt ſie ihn durch Poeſie, indem ſie den Schein an die Stelle gemeiner Wirklichkeit ſetzt, und das an ſich Geſetzloſe mit dem Geſetze der Kunſt vermählt; wobey ſie der Wirklichkeit ſelbſt allerdings nicht entbehren kann, um ſich von ihr, gleichſam wie von einem feſten und ſichern Boden, aus dem Gebiete der derben Sinnlichkeit zu ihrer poetiſchen Höhe aufzuſchwingen. Die Sinnlichkeit ſelbſt aber, aus deren Schooße der Muthwille erwächſt, wird gereinigt, nicht durch Lehren, die an tauben Ohren vorübergleiten, ſondern durch die Auflöſung ſeiner Erſcheinungen in ein geiſti=

ges Spiel des Witzes, und durch die Veränderung die ſie ſeiner Richtung gibt. Daher iſt die von Witz trunkene Muſe des Ariſtophanes mitten in den Umgebungen der Unkeuſchheit züchtig; und in dem Rauſche eines ſcheinbar zügelloſen Muthwillens zeigt ſie auf ernſtem Geſichte den tiefen Sinn ihres Spiels. Für dieſen, ihm zum Grunde liegenden Ernſt zeugt ſchon die Sicherheit, mit der dieſer Dichter auch in dem bacchiſchen Getümmel, dem er hingegeben ſcheint, indem ſeine Einbildungskraft es ſchafft, den ſchmalen Pfad der ſtrengſten, bis zur höchſten Vollkommenheit ausgebildeten Kunſtgeſetze verfolgt; und, was uns hier wichtiger iſt, dem muthwilligen Spiele, mit dem er die Nichtswürdigkeit verfolgt, liegt tiefe Achtung des Würdigſten und Edelſten zum Grunde, die auch, wo ſich Gelegenheit bietet, in Unwillen ausbricht[47]). Dieſer Unwille allein hätte nur zu Invectiven und Satyren geführt; der Witz allein hätte nur auf der Oberfläche ergötzliche Farben geworfen; aber indem ſich hier beydes vereinigt, um die Schwingen der lebendigſten Phantaſie zu ſtärken, dringt die komiſche Muſe dieſes unvergleichlichen Dichters in die geheimſten Tiefen des Lebens ein, und bringt ſcheinbar ſpielend die Räthſel deſſelben an das Licht. Wie in den bildenden Künſten die Nacktheit, ſo iſt in der Komödie ſinnliche Derbheit nicht unſittlich, wenn ſie der Stoff eines wahrhaft begeiſterten und künſtleriſchen Spieles iſt; denn nur

das iſt unſittlich, was den thieriſchen Trieb ſo beſchäftigt, daß es den Geiſt, unfrey und gebunden, in die Tiefe des Triebes verſenkt; nicht aber was ihn von ſolchen Banden befreyt. Allerdings iſt die Entſchleyerung des Geſchlechtstriebes in den Komödien des Ariſtophanes für moderne Augen, die nicht leicht den Stoff über der Form vergeſſen, zu roh; ihm war ſie vielleicht unentbehrlich, und bey ſeiner Behandlung gewiß ohne Gefahr[48]. Nie hat er es auf Erregung der Lüſternheit angelegt. Nun ſind aber nicht die Dinge an ſich ſchädlich, ſondern der Gebrauch, den man von ihnen macht; und die Darſtellungen mancher neuern Dichter, die, wenn ſie den dünnen Schleier des Anſtandes über die Unſittlichkeit geworfen, und ſie in dieſer Verhüllung, und unter dem Geleit einer bequemen Tugend in die gute Geſellſchaft eingeführt haben, bey tiefer Luſt an der Sünde für züchtig gelten wollen, ſtehen nicht nur in andrer Rückſicht den geiſtreichen Bacchanalen des Ariſtophanes nach, ſondern ſind recht eigentlich ſittenlos, entnervend und verwirrend. Wie bey heiligen Feſten die unverhüllte männliche Natur von ehrbaren Matronen umhergetragen ward, ohne daß dieſes die Sitten zu verletzen ſchien; denn die Würde des Feſtes heiligte den rohen Gegenſtand; ſo ward auch der rohe Stoff der ariſtophaniſchen Komödie durch die Kühnheit der geiſtreichen Dichtung unſchädlich gemacht; und wie die Mänade, in den unberechneten Bewe-

gungen ihrer Begeiſterung nicht Begierden, ſondern Erſtaunen und gleichartigen Enthuſiasmus weckt, ſo wirkt auch die mänadiſche Muſe dieſes wunderbaren Dichters, deſſen Gemüth einer der keuſcheſten Weiſen des Alterthums, der auch nicht ſein Freund war, voll gerechter Bewunderung, als ein ewiges und unvergängliches Heiligthum der Charitinnen preißt[49]).

Wir ſind durch die Poeſie als eines der vornehmſten Bildungsmittel der Jugend, allmählig aus der Schule in die Welt der Erwachſnen geführt worden, wo wir dasjenige aufzuſuchen haben, was den Keim der Sittlichkeit, den die jugendliche Erziehung geöffnet hatte, weiter zu entwickeln und zu ſchützen geeignet war.

Hier laden uns nun zuerſt die Schulen der Philoſophen in die Gärten des Akademus, oder an des Iliſſus Ufer, und in die Hallen der Gymnaſien ein, wo Jünglinge und Männer an dem Munde der Weiſen hingen, und meiſt gemeinſchaftlich mit ihren oft jüngern Lehrern die Räthſel der Welt zu löſen bemüht waren. Was hier durch eigentliche Lehre und in beſtimmte Worte gefaßte Tugendgebote mag geleiſtet worden ſeyn, iſt hier zu erwähnen nicht nöthig; die neuere Welt beſitzt dieſe Mittel in gleichem Grade und reichlicher vielleicht; aber warum dadurch nicht Gleiches bewirkt werde, oder warum die Schulen der Wiſſenſchaft jener alten Zeit ihre Jünger nicht bloß gelehrter und unterrichteter, ſondern weiſer und

geſitteter entließen — dieſe Frage kann hier nicht übergangen werden. Hierbey iſt zuerſt daran zu erinnern, daß manche Schulen der Philoſophie eigentliche Bildungsſchulen für die Erwachſenen waren, wie die des Pythagoras, welcher nicht bloß lehrte, ſondern erzog, und mehr erzog als lehrte. Mit geringerer Ausdehnung kann dieſes auch von einigen andern behauptet werden [50]. Die Schüler waren nicht bloß Zuhörer, ſondern Geſellſchafter ihres Lehrers; ſie lebten mit ihm, und wurden durch ihn in die meiſten Verhältniſſe des Lebens eingeführt. Auch hier wirkte das Beyſpiel mehr als das Wort. Selten war einem Philoſophen das Dunkel ſeines Phrontiſterions lieber als das Licht des öffentlichen Lebens; und da Leben und Lehre öffentlich war, ſo war auch damit zwiſchen beyden ein Verhältniß begründet, wodurch das Leben lehrreich, und die Lehre belebter wurde [51]. So mußte ja wohl die auf eine ſolche Weiſe empfangene Lehre tiefere Wurzel ſchlagen, und auch dem Manne noch in der Schwüle des öffentlichen Lebens Schatten und Kühlung geben; und wir dürfen uns nicht wundern zu ſehn, daß Jünglinge und Männer, von der dreyfachen Macht der Wahrheit, der Beredſamkeit und des Beyſpiels ergriffen, das Andenken des Lehrers eben ſo wohl durch die Fortpflanzung ſeiner Grundſätze als durch ein würdiges Leben ehrten [53].

Durch dieſe Mittel und auf dieſem Wege

alſo wurde, wenn auch nur Theilweiſe, den Mängeln abgeholfen, die in der Religion des Alterthums lagen. Daß dieſe in ihren mythiſchen Elementen keine Muſter der Sittlichkeit darbot, fällt in die Augen; ihre Verkörperung zog ſie in das Gebiet menſchlicher Gebrechlichkeit herab. Nachdem die göttliche Natur einmal in die Schranken der menſchlichen Geſtalt gebannt worden war, ſchien ihre Göttlichkeit kaum auf eine andre Weiſe gerettet werden zu können, als daß ſie, wie von dem Tode, ſo auch von den Zwanggeſetzen entbunden wurden, die das Weſen der menſchlichen Geſellſchaft, auch in ihrer unvollkommenſten Geſtalt nothwendig fordert. Ausgeſtattet mit überſchwenglicher Kraft, als derjenigen Eigenſchaft, die in den Anfängen des bürgerlichen Zuſammenlebens die meiſte Achtung gebot, mochten ſie Alles, was ſie wollten, erſtreben; und das, was in den wunderbaren Fabeln von ihren Verbindungen, ihrem Haß und ihrer Liebe, ihren Kriegen und Freundſchaften hervortreten ſollte, war eben dieſe überſchwengliche Kraft. Die Laſt des Sittengeſetzes in ſeiner ganzen Ausdehnung dieſer freyen Natur aufzubürden, oder ihre Handlungen nach dem Maaßſtabe menſchlicher Tugenden zu meſſen, konnte dem rohen Geſchlechte nicht in die Gedanken kommen; ſo wie dieſes ſeiner Seits den Anſpruch auf das Vorrecht jener hohen und glücklichen Naturen auf Wünſche beſchränkte. Daher war der Kern

und Mittelpunkt der alten Religion die Anerkennung der unbeſchränkten Macht der göttlichen Natur, deren Wille die menſchliche Schwachheit zu beherrſchen berechtigt war; und da dieſe religiöſe Huldigung durch jede Art der Ueberhebung und des Uebermuthes verletzt zu werden ſchien, am vollkommenſten aber in freyer Beſchränkung der eignen Kraft hervortrat, ſo entſprang daraus ein zweytes Recht der Götter, die Ausübung eines richterlichen Amtes, welches dem Uebermuthe Strafe, der beſcheidenen Mäßigung Lohn verlieh. Wenn alſo auch die Handlungen der Götter in ihrem mythiſchen Leben der Nachahmung keine Muſter boten, ſo war doch die Idee der Gottheit, auch in ihrer frühern, noch wenig ausgebildeten Geſtalt, nicht ungeeignet, der Ausübung roher Gewalt, und damit der Unſittlichkeit Schranken zu ſetzen. Außerdem aber wirkte der Dienſt der Götter in der Art ſeiner Faſſung auf eine ähnliche Weiſe wie die Dichtkunſt, auf das Gemüth, belebend und erhebend durch innre poetiſche Fülle und äußere Schönheit. Von Heiterkeit und Freude, ihrem eigenthümlichen Mittelpunkte durchſtrahlt [53]), war ihre Wirkſamkeit deſto größer, da ſie auf vaterländiſchem Boden erwachſen, oder, wenn aus der Fremde hierher verpflanzt, doch von helleniſchem Leben durchdrungen war. In allen ihren Theilen war ſie helleniſch, während nur der Nimbus der Alterthümlichkeit, der ſie umfloß, ſie, nicht ohne

Gewinn für die eigenthümliche Art ihrer Wirkung, von der gemeinen Gegenwart, ſchied. Dieſe Götter, deren Abbild die Tempel und Altäre ſchmückte, hatten in uralter Zeit auf dieſem Boden und unter ihren Ahnen gewandelt; unter ihnen hatten ſie ſich menſchlich gefreut; ihr Blut hatte ſich mit dem Blute der edelſten Geſchlechter gemiſcht; und ſpät erfreuten ſie ſich der Enkel, die aus dieſer Gemeinſchaft erwachſen waren. Ihre Tempel erhoben ſich an den Stellen, die ihre Wunder geheiligt hatten, und ihre Feſte feyerten und bewahrten die Erinnerung an die Zeit ihrer Wirkſamkeit unter dem begünſtigten Volke. Ganz Hellas glich einem irdiſchen Olymp, und auf jedem Schritte traten der Einbildungskraft und den Blicken des Wanderers die Geſtalten der Himmliſchen in menſchlicher Schönheit und mannichfaltigem Alter entgegen. Uralte Heiligthümer, ſchauervolle Haine, geweihte Quellen, düſtere Grotten und ſonnige Berggipfel, riefen ihn überall in ihre Gemeinſchaft, und erfüllten ihn mit dem Gedanken, daß ſich die Menſchen in dem Eigenthume der Götter ſchüchtern angebaut hätten, um ſich ihres Schutzes und ihrer beglückenden Nähe zu erfreun.

So wurde durch den heitern Verkehr mit dieſen Kindern der Religion und Phantaſie das Gemüth ohn' Unterlaß poetiſch bewegt, und die Idee des Göttlichen in ihm genährt [54]. Die Selbſtſucht niederzuſchlagen durch den Ge-

danken einer unendlich überlegnen, Ehrfurcht gebietenden Macht, durch fromme Scheu vor dem unſichtbaren Zeugen, der keinen Frevel ungeahndet läßt, die rohe Natur zu bewältigen, und ein feſtlich-geſtimmtes Gemüth durch erquickende Heiterkeit über die engen Schranken der gemeinen Gegenwart zu erheben, dazu war auch dieſe mangelhafte Religion vollkommen geeignet. Ihre Wirkſamkeit wurde aber auch noch dadurch erhöht, daß ihre Offenbarungen nicht auf Eine Zeit beſchränkt waren. Immerfort ſchien der Mund der Götter zu den Menſchen zu ſprechen; in Träumen, Vorbedeutungen und Ahndungen wurden ihre Stimmen vernommen, und aus dem geheimnißvollen Dunkel alter Tempel ſchallten, durch den Glauben an göttlichen Urſprung geheiligt, weiſe Lehren, nachdrucksvolle Ermahnungen, ſchreckende und erſchütternde Drohungen. Denn ungereimt iſt es, und eine Eingebung der Unwiſſenheit, bey den Orakeln immer an ſchnöden Betrug zu denken, welcher erſt dann einriß, als der alte Glaube allmählig erloſch, und ihn zu beleben auch der Betrug nicht mehr half. Mehrere derſelben waren auf eine natürliche Beſchaffenheit der Gegend gegründet, in welcher ſie ſtanden, und für die ſittliche Bildung des Volkes deſto wohlthätiger, je unmittelbarer die für göttlich geachteten Erinnerungen, die es durch dieſelben erhielt, ſein innerſtes Leben berührten [55].

Eine andre Art ſinnlicher Offenbarungen,

welche ebenfalls, obſchon auf eine verſchiedene Weiſe, die Gemüther ſittlich zu bewegen diente, bot die bildende Kunſt. Sie war auch aus den Tiefen der Religion hervorgegangen, und führte durch die Reinheit, Sittlichkeit und Würde, die in ihren Werken ſtrahlte, den Beſchauer in dieſe Tiefen zurück. Wenn man geglaubt hat, die Ueberlegenheit der Hellenen in den Werken der bildenden Kunſt von ihrer feinern Sinnlichkeit ableiten, und vornemlich die vollendete Darſtellung des menſchlichen Körpers in menſchlichen und göttlichen Naturen aus der häufigen Gelegenheit die nackte Schönheit zu ſehen, erklären zu können, ſo hat man vergeſſen, daß feine Sinnlichkeit für ſich allein nur Wolluſt erzeugt, das Studium des Nackten aber in der höchſten Potenz der Natur doch nur ſinnliche Wahrheit begründen könne. Nie aber, oder doch nur in einzelnen abſchweifenden Erſcheinungen iſt die Kunſt der Griechen wollüſtig, und immer iſt ſie etwas mehr geweſen als ſinnlich wahr. Urſprünglich beſtimmt, den Olymp auf die Erde einzuführen, und den Menſchen das erſehnte Anſchaun der Unſterblichen ſonder Gefahr*) zu verſchaffen, war ſie von ihrem erſten Urſprunge an, rein und keuſch, und auch in ihren unvollkommenen Werken durch Würde und ſtillen Ernſt wahrhaft göttlich. Stoff und Geſtaltung entlieh ſie von dem Ir-

*) χαλεποὶ δὲ θεοὶ φαίνεσθαι ἐναργεῖς.

diſchen; aber beſeelt durch das fromme Gemüth des Schaffenden, und durchdrungen von der Kraft einer Begeiſterung, die aus der nemlichen Quelle entſprang, geſtaltete ſich der todte Stoff zum Symbol der höhern Natur. Wachend und träumend ſahen die Künſtler die Geſtalt der Götter, die ſie dem gläubigen Geſchlechte zeigen wollten; und indem ihr lebendiger Glaube die todte Maſſe beſeelte, warfen ſie über die unverhüllte Nacktheit den myſtiſchen Schleyer der Unſchuld und ſittlichen Reinigkeit. Dem Urſprunge dieſer Bilder entſprach ihre Wirkung [56]. Die ſittliche Würde und Grazie, die aus dem Gemüthe des Künſtlers in ſein Werk übergegangen war, theilte ſich dem Beſchauenden mit, und die Andacht, in der die Idee der göttlichen Geſtalt empfangen worden, wehrte unheilige Gedanken ab, wie die Nähe höherer Weſen unreine Dämonen verſcheucht. Aber nicht aus der kunſtvollen Zuſammenfügung der Glieder, oder aus der Vergleichung des Schönen der Natur mit dem Schönern wird jene Würde und Grazie erzeugt, ſondern wie die Göttin der Liebe in des Meeres reinem Kryſtall, ſo wird ſie in der Tiefe eines keuſchen und harmoniſchen Gemüthes empfangen, und tritt aus ihm in die Geſtalt, geheimnißvoll in ihrer Entſtehung, wie alles Göttliche, und nicht minder geheimnißvoll in ihrer harmoniſchen Wirkung.

Dieſelbe ſittliche Grazie iſt aber in gleichem

Maaße über die Werke der redenden Künſte jenes Volkes verbreitet, und durchdringt, bald mit mehr Ernſt, bald mit mehr Anmuth vermählt, die claſſiſchen Schriften ihrer Geſchichtſchreiber, Philoſophen und Redner. Sie war die Bedingung jeder öffentlichen Erſcheinung; und als durch die Gewalt äußerer Einflüſſe die Sitten der Nation ausarteten, und die Mittel, die ſie aufrecht erhalten hatten, ihre Kraft verlohren, erhielt ſich doch der ſchöne Schein des Sittlichen in dem Symbole des Anſtandes, und bewahrte dem Volke den zarten Sinn für das ſittlich Schöne bis in ſpäte Zeiten.

Dieſe Erſcheinung in der Geſchichte der Griechen, das allmählige Verſiegen der Kraft, die in beſſerer Zeit die ſittliche Bildung gefördert und belebt hatte, veranlaßt uns, die äußern Verhältniſſe zu erwähnen, aus denen die Quellen jener Kraft in friſcher Fülle entſprungen waren. Wenige Andeutungen werden hierzu genügen. Zuerſt wollen wir an die Einfachheit des Lebens, der Bedürfniſſe und Geſchäfte des Alterthums erinnern, wodurch vieles Böſe vermieden wurde, das aus der Verwicklung der Verhältniſſe des Lebens entſpringt. Auch der unbemittelte Bürger durfte doch nicht ſeine ganze Kraft und alle Zeit an die mühſame Erhaltung ſeines Daſeyns ſetzen; und die Verwaltung eigner und öffentlicher Geſchäfte entriß keinem den Genuß der Muſſe ſo ganz, daß ihm in dem äußern Treiben das innere und höhere Leben ver-

lohren gegangen wäre [57]). Indem der Staat jeden ſeiner Bürger ohne Ausnahme bald zur Vertheidigung, bald zur Verwaltung ſeiner Geſchäfte rief, weckte er, in dem erfreulichen Wechſel von Thätigkeit und Muſſe, jede Kraft, und wehrte der Erſchlaffung, ohne die freye Regſamkeit durch Uebermaß von Belaſtung zu hemmen. Während der mechaniſche Theil der Geſchäfte, welcher in neuern Staaten große Schaaren von Dienern beſchäftigt, bey den Alten verhältnißmäßig unbedeutend war, bot das gemeine Weſen ſeinen Verwaltern die reichſte Gelegenheit zu geiſtiger Thätigkeit dar, und diente ihnen durch die Ausübung ihrer Verpflichtungen nicht bloß als eine Schule der Klugheit, ſondern noch weit mehr der Gerechtigkeit, der Uneigennützigkeit und aller patriotiſchen Tugenden. Die meiſten der Dienſte, die das Vaterland forderte, waren ſo an das Ganze geknüpft, daß durch die Idee deſſelben auch das Geringfügigere veredelt wurde; und was der chriſtlichen Welt die Eigenthümlichkeit ihres Glaubens leiſtet, daß ſie auch niedrigen Dienſten den Stempel der Verdienſtlichkeit aufzudrücken weiß, das leiſtete den Alten die religiöſe Idee des Vaterlandes, deren kräftige Belebung das Streben der alten Geſetzgeber, und die Abſicht zahlreicher Einrichtungen war. Denn dieſe Idee war urſprünglich aus der Religion abgeleitet, wie überhaupt die Verfaſſung und Geſetzgebung der alten Staaten nach religiöſer

Heiligung ſtrebte. In den Hainen von Delphi empfing Lykurgus die Idee ſeiner Geſetze, und aus dem Munde Apollos ihre Beſtätigung; und es war herrſchender Glaube, daß die größten und weiſeſten Geſetzgeber mit den Göttern Umgang gepflogen und ſich zum Theil fortwährend ihrer Gemeinſchaft erfreut hätten [58]). Auch hierbey denke man nicht an unwürdigen Betrug. Jene Männer, die von der Größe ihres Berufes ergriffen, die Mittel ihm zu genügen in der Tiefe eines frommen Gemüthes fanden, fühlten allerdings das Wehen der Gottheit in ſich, und hörten die Stimme der Unſterblichen in den Eingebungen ihres eignen Geiſtes. War es ein Wunder, wenn die einfache Würde einer ſolchen Geſetzgebung auch die Gemüther der Bürger ergriff? wenn ſie auch auf die folgenden Geſchlechter mit der Kraft einer Offenbarung wirkte? wenn jede Veränderung in ihr mit Scheu unternommen, und der Gedanke ihres Umſturzes als ein Frevel gegen Götter und Menſchen verabſcheut wurde? Dieß iſt mehr als alle menſchliche Sanctionen wirken können. So lange der Glaube an jenen höhern Urſprung beſtand, war es nicht bloß nothwendig und klug dem Geſetze ſo weit es reichen konnte Folge zu leiſten, ſondern auch fromm; und was bey der veränderten Geſtaltung unſrer Staaten den ſchlichten Sinn häufig verwirrt und zu ſchlauer Caſuiſtik verführt, oft auch das Gemüth des Bürgers gegen das

Gemeinweſen, dem er angehört, erkältet, konnte in der alten Welt zu einer heilſamen, reinigenden Flamme werden. Dieſe Flamme der Liebe zum Vaterlande, an den Altären einheimiſcher Götter entzündet, und durch die glorreichſten Erfolge in großen Gefahren genährt, wirkte um deſto gewaltiger, je mehr ſie durch die enge Beſchränkung der Staaten zuſammen gehalten wurde; und daß ſie nicht erlöſche, dafür war durch öffentliche Einrichtungen, Feyerlichkeiten und Feſte von der Geburt bis zum Tode geſorgt.

So waren die Staaten der Hellenen zunächſt auf Religion und Tugend gebaut, und der väterliche Sinn ihrer Geſetzgeber gab dem Gemüthe der Bürger die Richtung zur Sittlichkeit. Ueberzeugt von der Untauglichkeit vieler Geſetze, und daß man nicht die Hallen mit Geſetztafeln, ſondern die Seele mit dem Bilde der Gerechtigkeit erfüllen müſſe*), ſuchten ſie in dem Bürger das lebendige Gefühl ſeiner Würde zu befeſtigen, und ihn durch dieſes Gefühl, nicht durch Zwang und Furcht, gegen ſchlechte Thaten zu ſchützen. Auf der Ehrfurcht gegen die Eltern **), auf der Heiligkeit der Ehe, worüber ſtrenge Geſetze wachten, ruhte die Ordnung des häuslichen Lebens, und dieſe Ordnung

*) Isocrat. Areopag. c. 16.

**) S. oben Anmerk. 6.

ſetzte ſich in der größern Haushaltung des Staates fort, der ſelbſt nur eine größere, mannichfaltig gegliederte Familie war. Aus dem väterlichen Hauſe trat der ſcheue und geſittete Jüngling an der Hand des Vaters in das öffentliche Leben ein, das ihn bald zu ſeinem Dienſte, zur Bewachung ſeiner Grenzen, oder zur Vertheidigung ſeiner Sicherheit und ſeines Rechtes gegen auswärtige Feinde rief. Wie in dem Schatten des Vaterhauſes, ſo beherrſchte ihn auch auf den erſten Schritten ſeines öffentlichen Lebens das Anſehn der Bejahrteren, das auf den Geſetzen wie auf dem Gebrauche ruhte, und der Jugend, wie ein lebendiges Geſetz, auf der Bahn der Tugend und des Ruhmes vorleuchtete. Die republicaniſche Freyheit, die auf ſtrengen Sitten als auf ihrer eigenthümlichen Grundlage ruht, wurde durch die Aufſicht der Bejahrteren, die nur eine Fortſetzung der väterlichen war, nicht gekränkt; ja, ſie ging aus dem Geiſte der alten Freyheit und der urſprünglichen Geſtaltung republicaniſcher Staaten nothwendig hervor. In mehr als einem dieſer Freyſtaaten wachten daher beſondere Obrigkeiten nicht nur über die Beobachtung der Geſetze, ſondern auch über die Sitten; wie denn bekannt iſt, daß zu Athen der Areopagus verpflichtet war, die Lebensart der Bürger in den Augen zu haben, und diejenigen, welche unziemlich lebten, vor ſein Gericht zu ziehn [59]). Ein ſolches Gericht würde entweder ohne Kraft,

oder es würde eine Quelle der Gewaltthätigkeit auf der einen, der Heucheley auf der andern Seite geworden ſeyn, wäre es nicht mit der Sanction der öffentlichen Meinung bekleidet geweſen, die auf ſeine Tugend und die Unbeſcholtenheit ſeiner Glieder gegründet war. Dieſe Grundlage aber war bey dem erwähnten Gerichte ſo feſt und unerſchütterlich, daß ein allgemeiner Glaube herrſchte, kein Unwürdiger könne demſelben beywohnen, und wenn ein Solcher der ſtrengen Prüfung entſchlüpfte, die vor ſeiner Aufnahme herging, ſo würde er durch die Gemeinſchaft mit den Uebrigen in Kurzem gebeſſert, und ihnen ähnlich werden.

So wurde auch in dem bürgerlichen Leben das Gute und Heilſame mehr durch Beyſpiel als Lehre, mehr durch väterliches Einwirken und fromme Scheu als durch Geſetz und Strafe hervorgebracht. So lange dieſer Geiſt in Griechenland herrſchte, und er iſt nie ganz erloſchen, als bis die Einmiſchung einer feindſeligen Gewalt die Kräfte der innern Ordnung lähmte, war die Jugend ſittſam und nüchtern, und auch der größere Theil der Bejahrtern, trotz aller Brennbarkeit des helleniſchen Characters, im häuslichen und öffentlichen Leben, mäßig, geſittet, und bürgerlicher Ordnung getreu.

Wenn nun ſchon dem Leben der neuern Völker Vieles zu mangeln ſcheint, was die ſittliche Bildung der Griechen förderte, ſo daß,

bey der gänzlich veränderten Geſtaltung der Staaten und ihrer Verfaſſung, kaum zu erwarten ſteht, daß ſich je wieder ein ganzes Volk zu einem gleichen Range erheben werde, ſo darf doch darum der Einzelne nicht verzagen, als ob er für ſeine Perſon nicht die Höhe erſchwingen könnte, die er an den Helden griechiſcher Tugend bewundert. Das Beyſpiel der alten Welt, ſo wie jedes Beyſpiel von Größe und ſittlicher Vortreflichkeit, wo es ſich auch finden mag, ſoll nicht niederſchlagen, ſondern erwecken, damit wir in unſern eignen Buſen ſchaun, und Jeder an ſich nach ſeinen Kräften darſtellen möge, was ihn an Andern entzückt. Das Große und Edle iſt von der göttlichen Vorſehung nicht an Einen Raum der Erde oder der Zeit geknüpft; es iſt kein Boden, wie unfruchtbar er übrigens ſey, der es nicht trüge, und überall wo es Menſchen und eine bürgerliche Ordnung gibt, wartet das ſchwellende Saamenkorn der Sittlichkeit nur auf den günſtigen Strahl, der ſeinen Keim entwickle. Was in dem Alterthume gedieh, kann auch noch jetzt in einzelnen Erſcheinungen wirklich werden; und was in Griechenland von dem Gemeinweſen ausging, kann in den Staaten des neuern Europa auf das Gemeinweſen übergehn. Auch jetzt hat das Beyſpiel ſeine begeiſternde Kraft nicht verlohren, und wie der Blitzſtrahl überall den verwandten Stoff aufſucht und ergreift, ſo geht auch die Kraft des Guten und Großen von einem Herzen zu dem andern, verſtärkt ſich durch Ver=

breitung, und ſchlägt, indem ſie ſich mittheilt, einer Flamme gleich herrlicher empor.

Die Anwendung unſrer Betrachtung des Alterthums hat uns zurück in die gegenwärtige Welt, und in dieſes geſegnete Land geführt, deſſen erfreuliche Mitbürgerſchaft durch die Gnade des weiſeſten und gütigſten Königes dem Redenden zu Theil geworden iſt. Indem dieſer hier zum Erſtenmale in der Geſellſchaft der verdienteſten, zur Pflege der Wiſſenſchaften vereinigten Männer, und vor dem hohen und aufgeklärten Publicum dieſer Königsſtadt zu reden die Ehre hat, kann er es ſeinem Herzen nicht verſagen, das Glück zu preiſen, deſſen er genießt, Zeuge des ruhmvollen Strebens zu ſeyn, das dieſes Land und den edelſten Theil ſeiner Bewohner erfüllt, andern Völkern Germaniens Muſter und Beyſpiel zu ſeyn. Hier, wo alles Gute, Große und Schöne mit Eifer aufgeſucht und mit Gewiſſenhaftigkeit gepflegt wird, wo die Muſter ſchöner und erhabner Tugend auf dem Throne ſtrahlen, und die Edelſten den Thron umringen; wo Gerechtigkeit ſich mit Milde, Macht mit Liebe und Güte umſchlingt; wo die aufblickenden Augen eines beglückten Volkes über ſich einen Sternenhimmel leuchtender Beyſpiele ſehn; wo jede Kunſt ihren Tempel, jede Wiſſenſchaft ihre Altäre hat; hier darf das Ausſterben alter angeſtammter Tugend nicht gefürchtet, hier darf das Aufblühn neuer und herrlicher Saaten mit Zuverſicht erwartet werden.

Zugaben.

1) Das Geſpräch des Pythagoras mit dem Fürſten der Phliaſier iſt dem Cicero (Tuscul. Qu. V. 3.) nacherzählt, welcher ſich dabei auf den Heraklides beruft, einen Schüler des Plato, und nach dem Zeugniſſe des römiſchen Redners, ſehr gelehrten Mann. Daß die Glaubwürdigkeit dieſes Zeugen bisweilen beſtritten worden (S. Cicero de Nat. Deor. I. 13. Vergl. Meiners Geſchichte der Wiſſenſchaften 1. Th. 206.), kömmt hier in keinen Betracht, da uns nicht ſowohl die hiſtoriſche Beglaubigung des angeführten Geſpräches, als die in demſelben ausgeſprochene Geſinnung kümmert. Wie es aber auch von Andern beſtätigt wird (S. Diogen. Laert. VIII. 8. Jonsius de Scriptt. Hist. Philos. IV. 46. p. 270.), ſo enthält es auch nichts, was nicht mit der Denkungsart des Pythagoras und dem Geiſte ſeiner Philoſophie zuſammenſtimmte. Jamblichus, welcher in dem Leben des ſami-

ſchen Weiſen (cap. XII. p. 44. f. ed. Küst.) daſ=
ſelbe erzählt, ohne doch die Veranlaſſung jener
Aeußerung zu erwähnen, läßt ihn nicht bloß,
wie Cicero, die Betrachtung der Natur der
Dinge, ſondern die Betrachtung deſſen, was das
Schönſte iſt, als den Zweck der edelſten Beſtre=
bungen aufſtellen. Schön aber iſt, nach Pytha=
goras Glauben, nur das, worinne ſich die reine
Natur des Göttlichen kund gibt, die in dem
menſchlichen Leben, wie in den überirdiſchen Er=
ſcheinungen, als Harmonie, Ordnung und Eben=
maaß erkannt und empfunden wird. Dieſer Geſin=
nung gemäß war ſein Leben eingerichtet, und die
Jünger, mit denen er ſich umgab, wurden zu ihr,
und nach der Weiſe gebildet, die auch ſpäterhin
der Erziehung edler Hellenen zum Grunde lag.
Erkenntniß deſſen was recht iſt, war in ſeiner
Schule mit ſtrenger Uebung deſſen was gut iſt
vereinigt; jene war durch Begeiſtrung beſeelt,
dieſe durch Andacht und Liebe geleitet. Denn die
ganze Weisheit dieſes Philoſophen ging von Reli=
gion aus, und kehrte zur Religion zurück. Auch
das Forſchen nach Wahrheit war ſeiner Schule

nichts andres, als ein Aufſtreben zu der Quelle aller Wahrheit; und die Uebung der Tugend der Weg der Vereinigung mit Gott. Dieſer Glaube, der in ſo früher Zeit, als das Volk der Hellenen eben aus ſeiner Dunkelheit herauszutreten begann, den Samier erleuchtete, ſtrahlte Jahrhunderte lang in den edelſten Werken dieſes Volkes, und erfüllte ſie mit jener wunderbaren Wirkſamkeit, die uns noch jetzt zu ſeinen Schülern macht. Denn das, was uns in jenen Werken entzückt, die innige Vereinigung der gewaltigſten Kraft mit dem ſichern Maaße, der Thätigkeit mit Ruhe, des Menſchlichen mit dem Göttlichen; was iſt ſie anders als das Ziel, nach dem die bildende Erziehung der pythagoreiſchen Schule ſtrebte, und deren ſchönſte Wirkung jene göttliche Heiterkeit war, die uns auch aus den Werken der alten Kunſt in jeder ihrer mannichfaltigen Erſcheinungen anlächelt? — Indem alſo Pythagoras, den Ariſtoteles den erſten Lehrer der Ethik nennt*), das

*) Er gründete ſie auf die Baſis, auf der ſie allein mit Sicherheit ruhen kann, indem er Gott zu folgen befahl, und eine fromme und tugendhafte Stimmung des Gemüthes von der ſegensreichen Einwirkung der

Princip der helleniſchen Erziehungskunſt, ſo viel uns hiſtoriſch bekannt iſt, zuerſt mit Klarheit auffaßte, und in dem edeln Vereine ſeines Bundes in Ausübung brachte; ſchien es uns um deſto ſchicklicher, unſre Rede mit der Erwähnung dieſes erleuchteten Mannes zu eröffnen, je mehr die von ihm zur Erreichung ſeines aſcetiſchen Zweckes angewendeten Mittel mit denen übereinſtimmten, aus denen wir in dieſer Rede die ſittliche Bildung der Hellenen abgeleitet haben.

Jene edle Beſchaulichkeit aber, jene Betrachtung der Natur oder des Schönen und Göttlichen war nicht ein bodenloſes Forſchen in den Tiefen des Unbegreiflichen, wie bey myſtiſchen Anachoreten, oder ein endloſes Brüten über ſich ſelbſt, nach der Weiſe müſſiger Fakirn; ſondern auf die

---

Gottheit ableitete, daher er ſagte: der Menſch werde beſſer, indem er zu den Göttern gehe (Clem. Alex. Strom. IV. p. 505.). Verähnlichung mit Gott galt ihm für das Ziel aller Beſtrebungen nach Glückſeligkeit (Stobaei Ecl. II. 7. p. 64.), und ſeine Gebete waren auf die Beförderung dieſes Strebens gerichtet. Daher wir behaupten, daß diejenigen, welche uns bereden wollen, den Heiden ſey die Heiligung des Gemüthes durch Gott nicht bekannt geweſen, im Irrthume ſind.

Erforſchung der Natur, die Veredlung des Menſchen und die Verbeſſerung der Staaten durch weiſe Geſetze gerichtet. Denn wenn ſich auch die practiſche Wirkſamkeit des Pythagoras ſelbſt auf das Innere des von ihm geſtifteten Bundes beſchränkt zu haben ſcheint; daher ihn Cicero (de Orator. III. 15.) zu denen rechnet, die dem Genuſſe beſchaulicher Ruhe hingegeben, ſich der Regierung der Staaten enthalten, und ihren Geiſt auf die Erkenntniß der Dinge gerichtet hätten: ſo haben ſich doch ſeine Schüler entweder von einem nicht unedeln Verlangen nach Gemeinnützigkeit getrieben, oder von Ehrgeiz geſpornt, eines großen Einfluſſes in den Städten von Gros-Griechenland bemächtigt (Polyb. II. 39.). Später ſehen wir einen der berühmteſten Nachfolger des ſamiſchen Weiſen, den Archytas von Tarent, einen mannichfaltiger Wiſſenſchaft kundigen Mann, ſeinem Vaterlande in Staats-Aemtern und im Felde dienen (S. Heinr. Ritter Geſch. der Pythag. Philoſ. S. 66. f.); und den Lyſis, als Lehrer eines der edelſten Staats-Männer des Alterthums, des thebaniſchen Epaminondas, gerühmt.

In dem Sinne, in welchem Pythagoras die Beſtrebungen und Geſchäfte der Geſellſchaft ordnete, lehrte auch einer aus ſeiner Schule, Hippodamos in dem Buche vom Staate (Stob. Florileg. Tit. XLIII. p. 249.), daß in dem, was zur Bildung der Seele und der Sitten diene, das Schöne und Edle den erſten Platz einnehmen müſſe, dann das Gerechte, zuletzt das Nützliche. Da wo Ariſtoteles von den Gegenſtänden der Erziehung ſpricht (Polit. VIII. c. 2. und 3.) unterläßt er nicht, zu wiederholtenmalen einzuſchärfen, daß es dabey nicht auf das Nützliche und Nothwendige, ſondern auf das Schöne und Freye abgeſehen ſey, „indem es freyen und hochgeſinnten Gemüthern nicht angemeſſen ſey, überall das Nützliche in den Augen zu haben.“

Dieſe Hochſchätzung des Edeln und Schönen, und der Erhebung zur Betrachtung des Göttlichen in Vergleichung mit dem, was nur Nützlich und Angenehm iſt, liegt dem freyen Urtheile der Hellenen über die Verfaſſung der Staaten und über die Kunſt zum Grunde, von der es ſolche Werke forderte, die, in ihrer freyen Schönheit, nicht

der Luſt des Augenblicks fröhnten, ſon=
dern ein Beſitzthum für immer zu ſeyn
verdienten. Auch der Werth der Güter des Le=
bens wurde in dieſem Sinne geſchätzt. Die Bey=
ſpiele menſchlicher Glückſeligkeit, welche Solon
in ſeinem berühmten Geſpräche mit dem Könige
der Lydier anführt, ſind nach dieſer Anſicht ge=
wählt, die dem Könige, der den Genuß des Le=
bens nach Macht und Reichthum ſchätzte, ſo aben=
theuerlich erſchien, daß ihm der für weiſe gerühmte
Mann nur ein großer Thor zu ſeyn dünkte. Daß
menſchliche Verhältniſſe auch wohl in Hellas von
der Menge nach dieſem lydiſchen Maasſtabe ge=
meſſen wurden, und daß Abderiten ihren weiſen
Mitbürger verlachten, weil er ſich um der Betrach=
tung der Natur obzuliegen, ſeiner Habe entſchlug,
iſt nicht zu verwundern, da bey ſolchen Dingen
die Freyheit des Urtheils durch mannichfaltige
Rückſicht geſtört wird; aber wenn auch nicht im=
mer ein Hippokrates der Gemeinheit des großen
Haufens entgegen trat, ſo retteten doch die fer=
ner ſtehenden die Wahrheit gewiß, und der Ruf
der Männer, die wie Demokritus und Anaxagoras

alles der Weisheit opferten, iſt mit allem Glanze, den ſie verdienten, der Nachwelt überliefert worden. Jene Sinnesart aber, die den Tod des Tellus und der Söhne der argiviſchen Prieſterin für die Beglaubigung eines edeln und mit Glück gekrönten Lebens erklärte, und in dem Opfer, das die weiſen Männer von Abdera und Klazomene der Wiſſenſchaft brachten, ihre höhere dämoniſche Natur erkannte, ſie war es, die bey Marathon den Grund eines unvergänglichen Ruhmes legte, und bey Salamis und Platäa, ſo wieſpäterhin noch bey Chäronea alles Irdiſche auf das Spiel ſetzte, um die Altäre der Götter und die Gräber der Vorfahren zu ſchützen, die Freyheit zu retten, und dem Geſetze Genüge zu leiſten, das jedem Bürger gebietet, das Vaterland und den Ruhm ſeiner Unabhängigkeit dem Leben vorzuziehn.

Beſtimmter noch als in jenen Soloniſchen Beyſpielen wird die helleniſche Sinnesart in einer andern, weniger bekannten Unterredung ausgeſprochen, die ſich ebenfalls beym Herodotus (7 Buch 101 — 104.) erhalten hat, und als eng mit dem Inhalte unſrer Rede zuſammenhängend,

hier eine Stelle zu fordern ſcheint. Nachdem Xerxes auf dem Zuge nach Griechenland an den Ufern des Hellespontes ſeine unermeßlichen Schaaren gemuſtert hatte, ließ er den Demaratus, den Spartaner, zu ſich rufen, der aus ſeinem Vaterlande vertrieben, eine Freyſtatt in Perſien gefunden hatte, und redete ihn folgendermaaßen an: „Demaratus, Du biſt ein Hellene, und wie ich von dir und andern Hellenen vernommen habe, nicht aus der kleinſten oder ohnmächtigſten Stadt. Jetzt ſage mir alſo dieß, ob die Hellenen wagen werden, ihre Hände gegen mich zu erheben. Denn, meiner Meinung nach, wenn auch alle Hellenen, und die ſämmtlichen Völker, die gegen Abend hin wohnen, zuſammen gezählt würden, ſo würden ſie doch nicht im Stande ſeyn, meinen Angriff auszuhalten, wenn ſie nicht verbunden ſind. Ich verlange aber auch von dir zu vernehmen, was du von ihnen ſagſt."

So fragte der König; Demaratus aber ſagte: Verlangſt du, o König, daß ich der Wahrheit gemäß ſprechen ſoll, oder ſo wie es Dir Vergnügen macht? Worauf ihm der König befahl, die Wahr-

heit zu ſagen, mit dem Zuſatze, er werde ihm dann eben ſo angenehm bleiben als vor dem.

Als Demaratus dieſes vernahm, ſagte er: „Da du mir befiehlſt, o König, der Wahrheit gemäß zu ſprechen, ſo will ich ſo reden, daß mich niemand in Zukunft der Unwahrheit zeihen ſoll. Die Armuth iſt die gewohnte Genoſſin von Hellas; die Tugend aber iſt ein erworbenes Gut, und wird durch Weisheit und kräftige Geſetze gewirkt; und durch ſie wehrt Hellas die Armuth und die Knechtſchaft ab.“ Und nachdem er dieſes in Beziehung auf die Geſammtheit der Hellenen geſagt hat, ſetzt er von den Lacedämoniern insbeſondre hinzu, daß ſie ſich nie auf ſein Gebot der Freyheit begeben, ſondern die Waffen gegen ihn ergreifen würden, wenn auch das ganze übrige Hellas ſich auf ſeine Seite ſchlüge. Was ihre Zahl betrifft, ſetzt er hinzu, ſo frage nicht, wie viel ihrer ſind, um ein ſolches Unternehmen auszuführen. Denn wenn auch nur tauſend in den Kampf zögen, ſo werden ſie doch mit dir kämpfen, ja wenn ihrer auch noch weniger wären.

Da nun Xerxes dieſe Rede verlachte, indem

ſie ihm als Prahlerey erſchien, und es für unmöglich hielt, daß Leute, die nicht durch die Furcht vor Einem Herrn zuſammengehalten, und durch körperliche Züchtigungen angetrieben würden, gegen eine überlegene Anzahl von Feinden in den Kampf gehen ſollten; antwortete Demaratus ſowohl mehreres andre zur Bekräftigung ſeines Ausſpruches, und daß die Lacedämonier, obgleich an Körperkraft keineswegs den andern überlegen, dennoch die tapferſten wären. Dann ſetzt er hinzu: „Ob ſie ſchon frey von Herrſchern ſind, ſo ſind ſie doch nicht in aller Rückſicht frey. Denn es iſt ein Herr über ihnen, das Geſetz, welches ſie weit mehr fürchten, als die Deinigen dich. Was dieſer Herr gebietet, thun ſie; er gebietet aber immer daſſelbe, indem er ihnen nicht geſtattet, vor irgend einer Menge aus der Schlacht zu fliehn, ſondern ihren Platz behauptend zu ſiegen, oder umzukommen.“ Auch dieſe Rede verlachte der König; aber er zürnte dem Manne nicht, ſondern entließ ihn mit Wohlwollen.

Als er hierauf bey den Päſſen von Thermo-

pylä angelangt war*), und ſeine Kundſchafter meldeten, daß ſie eine kleine Schaar Lacedämonier von Ferne geſehen hätten, und daß dieſe beſchäftigt geweſen, einige ſich im Ringkampf zu üben, andre ihr Haar zu ſchmücken; ſchien ihm dieſes von Leuten, die dem Tode nah waren, ſonderbar und lächerlich, und er berief wiederum den Demaratus zu ſich, um von ihm den Grund der Sache zu hören. Nachdem ihn dieſer an die frühere Unterredung erinnert hatte, ſagte er: Dieſe Männer ſind hierher gekommen; um mit uns wegen des Durchganges zu kämpfen, und dazu ſchicken ſie ſich an. Denn es herrſcht bey ihnen der Gebrauch, das Haupt zu ſchmücken, wenn ſie ihr Leben in Gefahr ſetzen wollen. Wiſſe aber, o König, daß, wenn du dieſe Männer und die, welche in Sparta zurückbleiben, beſiegen wirſt, es kein andres Volk unter den Menſchen gibt, das gegen dich die Hände zu erheben wagen wird. — Dieſe Worte fanden keinen Glauben bey dem Könige und er fragte von neuem, wie

*) Herodot. VII. 208. 209.

denn eine ſo kleine Schaar mit ſeinem Heere kämpfen könne? Worauf Demaratus antwortete: Behandle mich, o König, als einen lügenhaften Mann, wenn ſich nicht Alles ſo begibt, wie ich dir ſage. — Und ſo geſchah es. Als daher die Schlacht bey Thermopylä die Tapferkeit der Spartaner bewährt hatte, ließ Xerxes den Demaratus wiederum zu ſich kommen (Herodot. VII. 234.), und ſagte: „Du biſt ein wahrhafter und wackrer Mann, wie mich die That belehrt hat. Denn Alles hat ſich ſo begeben, wie du geſagt haſt.“

Um nun wieder auf das zurückzukehren, wovon wir ausgegangen ſind, wollen wir an die Bemerkung eines treflichen Kenners der alten Welt erinnern*), daß in der Philoſophie tiefſinniger Denker das Volksthümliche am deutlichſten hervortrete, indem ſie dasjenige, was in der Maſſe bewußtlos wirke, in ſeiner Tiefe ergreifen und zur klaren Erkenntniß bringen. Auf dieſe Weiſe erſcheint in der Philoſophie des Pythagoras die

*) Böckh in ſeiner an mannichfaltiger Belehrung reichen Schrift über das Leben und die Schriften des Philolaus.

dem doriſchen Stamme eigenthümliche Würde, die ſich vornemlich durch ihre Richtung auf das Ethiſche kund gibt; eine Richtung, welche nicht Statt findet, wenn der Geſinnung nicht eben die Schätzung der irdiſchen Dinge und menſchlicher Beſtrebungen zum Grunde liegt, die Pythagoras in ſeiner Unterredung mit dem Fürſten der Phliaſier aufſtellt.

---

2) Bey der Eröffnung der erneuten bairiſchen Akademie der Wiſſenſchaften trat Friedrich Heinrich Jacobi in dem Eingange einer gedankenreichen Rede über den Geiſt und Zweck gelehrter Geſellſchaften denen entgegen, die, weil ſie nicht einſehen, daß die Erkenntniß ſo wie die Tugend zu dem Weſen des Menſchen gehört, von der Wiſſenſchaft einen Zweck und Nutzen erfordern, um deſſentwillen ſie eben erſt begehrungswürdig werde. Er erinnert hier zunächſt an die Verſchiedenheit der Geſinnungen, die hierüber bey den Alten herrſchten; wie Archimedes, nachdem er zufolge einer Aufforderung des Königes Hiero, den Werth ſeiner Wiſſenſchaft durch nütz=

liche Anwendung auch den Laien begreiflich zu machen, mannichfaltige Maſchinen von außerordentlicher Wirkſamkeit verfertigt hatte, dennoch dieſe wunderbaren Arbeiten gering achtete, und ſeinen ganzen Ehrgeiz in ſolche Gegenſtände der Erkenntniß ſetzte, in denen ſich das Schöne rein und ungemiſcht von dem Bedürfniſſe zeigt (Plutarch Leben des Marcellus c. 17.). Dieſe Geſinnung, welcher Plutarch die größten Lobſprüche ertheilt, ſtimmte mit dem Urtheile Plato's zuſammen, welcher zwey Jahrhunderte früher, ſeine Freunde, den Tarentiniſchen Archytas und den Eudoxus von Knidos ſchalt, als ſie der Geometrie durch die Anwendung auf mechaniſche Werke größere Mannichfaltigkeit und Anmuth zu geben ſuchten, daß ſie die reine Schönheit der Geometrie entſtellten und zu Grunde richteten, indem ſie dieſelbe von dem Unkörperlichen und Intellectuellen zum Sinnlichen hinüberzögen, und auf Körper anwendeten, die eine ſo mühſame und handwerksmäßige Bearbeitung forderten. Welches Urtheil die Folge hatte, daß die Mechanik geraume Zeit von der Geometrie geſchieden, und,

von den Philoſophen gering geachtet, der Kriegskunſt zugewieſen wurde (Plutarch a. a. O. c. 14.).

Was der Redner über dieſe Denkungsart, die, ſeinem Ausdrucke nach im Alterthume vorherrſchend war, weiter ſagt, und mit welchem Nachdrucke er die entgegengeſetzte Anſicht bekämpft, welche keine Beſchäftigung gehegt, befördert und belohnt wiſſen will, die nicht ihre unmittelbare Nützlichkeit für das Leben darthun kann, und jede Wiſſenſchaft oder Kunſt, die dieß nicht vermag, als brodlos ächtet und des Landes verweißt; dieſe Aeußerungen wurden damals von Vielen mit Unwillen vernommen, und als Schwärmerey verdammt. Und kaum ſechzehn Jahre nachdem das kräftige Wort des vortreflichen Mannes in dem Verſammlungsſale der Akademie wiedergehallt hatte, traten neue Geſetzgeber in ihr auf, die, erſchreckt durch das Geſchrey über die Nutzloſigkeit eines gelehrten, koſtſpieligen Vereins, die Sache umkehrten, und, weil der Verein nun einmal doch erhalten werden ſollte, vor allen Dingen von ihm verlangten, die Reſultate wiſſenſchaftlicher Forſchungen nach allgemeinen und beſondern Richtungen mit dem

Leben in Verbindung zu ſetzen; und ihm, eben in Rückſicht auf das Leben und ſeine Bedürfniſſe, vorzugsweiſe die Beförderung derjenigen Wiſſenſchaften empfohlen, von denen die Verbeſſerung der Oekonomie, die Erhöhung des Kunſtfleißes und die Beförderung der Geſundheit abhängig iſt.

Es iſt hier an dieſer Anführung genug, um den ſchneidenden Gegenſatz zwiſchen einer aus den Quellen des Alterthums geſchöpften Würdigung der Wiſſenſchaften, und der entgegengeſetzten keinesweges ſeltnen Abſchätzung derſelben bemerklich zu machen. Eine ausführlichere Beurtheilung ſolcher Anſichten liegt außer unſerm Wege. Auch iſt ſie ihr im 2ten Theile von Friedrich Thierſch Geiſt- und Inhalt-reichen Werke über gelehrte Schulen auf eine vollkommen genügende Weiſe zu Theil geworden.

---

3) Das characteriſtiſche Merkzeichen des Barbaren iſt, nach dem Begriffe, den dieſes Wort in den blühenden Zeiten von Griechenland bekam*),

*) S. vornemlich Fr. Roths trefliche Bemerkungen über den Sinn und Gebrauch des Wortes Barbar. Nürnberg. 1814.

der Mangel an Bildung, die man von dem Mangel an Wiſſen und Kenntniſſen wohl unterſchied. Kenntniſſe, und ſelbſt Gelehrſamkeit konnte auch der Barbar erlangen; Bildung und Barbarey hingegen ſchienen den Hellenen ſo unverträgliche Begriffe, daß Iſokrates diejenigen Ausländer, die ſich, wie Anacharſis und einige wenige andre, durch den Umgang mit Gebildeten ſelbſt Bildung erworben hatten, lieber zu den Hellenen rechnen will. „So viel, ſagt er im Panegyrikus*), hat unſre Stadt in Denken und Reden vor Andern voraus, daß ihre Schüler Lehrer der Andern geworden, und daß der Name der Hellenen weniger Merkzeichen der Abkunft, als der Geſinnung iſt, indem mehr diejenigen Hellenen genannt werden, die an unſrer Bildung, als die, welche an unſrer Abſtammung Antheil haben.“ In demſelben Sinne ſagt auch Dionyſius von Halikarnaß, indem er denen entgegen tritt, welche die Laune des Glücks anklagten, welches das Schickſal von Hellas den ſchlechteſten der Barbaren Preis gege-

*) Panegyr. c. 13. p. 46. ed. Cor.

ben*); man müſſe die Meinung derer gänzlich verwerfen, welche Rom für eine Freyſtatt von Barbaren hielten, indem es in der That eine hellenische Stadt ſey, und, wie er erklärend hinzuſetzt, die humanſte von allen"**). Weiterhin ſagt er: „die Römer hätten von den älteſten Zeiten an ein hellenisches Leben geführt, und jederzeit auf eine ausgezeichnete Weiſe nach Tugend geſtrebt; während helleniſche Völker, die unter Barbaren verpflanzt worden, nicht nur die Sprache von Hellas verlernt und ſich der griechiſchen Sitten entwöhnt hätten, ſo daß ſie auch nicht mehr die gerechten und milden Geſetze

---

*) Archaeol. Rom. L. 4. p. 13.

**) Ebendaſ. I. 89. p. 229. Roth a. a. O. S. 12. „Im Gefühl ihrer eigenthümlichen Vorzüge und ihrer Macht verdroß es die Römer nicht, von Griechen und von ihren eignen Dichtern Barbaren genannt zu werden. Als aber Griechenland der römiſchen Macht, hingegen Rom der griechiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt gehuldigt, machten und erhielten die Römer Anſpruch auf eine ehrende Ausnahme von der widrigen Benennung alles ungriechiſchen. Es fehlte nicht an griechiſchen Gelehrten, welche die Verwandſchaft beyder Völker nachzuweiſen übernahmen; einer zeigte die Herkunft der lateiniſchen Sprache aus der griechiſchen; ein anderer die griechiſche Abſtammung der Römer ſelbſt."

befolgten, durch die ſich die helleniſche Natur am meiſten von der Natur der Barbaren unterſcheide. Zu welcher Claſſe wird man nach dieſer Anſicht diejenigen zu rechnen haben, die in der Verwaltung der Staaten nur das beachten, was das irdiſche Bedürfniß fordert, und, zufrieden mit äußrer Abgeſchliffenheit und Geſetzmäßigkeit, aber unbekümmert um Tugend und Bildung, die Freyheit des Geiſtes, aus welcher beydes erwächſt, anfeinden, und, wenn ſie es vermögen, in Feſſeln ſchlagen?

---

4) Den Verweichlichten und in Genußgier Verſunkenen erſchien Sparta, zu Folge eines, dem Alcibiades beygelegten Ausdruckes*), wie ein großes Gefängniß, aus dem nur der Krieg oder der Tod befreye; und in demſelben Sinne ſagte ein Bürger von Sybaris**), es ſey kein Wunder, daß die Spartaner unerſchrocken dem Tode entgegen gingen, da ſie auf keine andre Weiſe von dem mühſeligen Joche ihrer Geſetze und dem Elend

*) Aelian. Var. Hist. XIII. 38.
**) Stobaei Florileg. Tit. XXIX. 96. p. 208.

ihres Lebens befreyt werden könnten. Unter den Neuern haben Manche gemeint, daß die Sclaverey, welche oft die Folge einer Niederlage im Felde war, die Hauptquelle der alten Tapferkeit geweſen ſey; ohne zu bedenken, daß wer nur tapfer iſt aus Furcht, es nie in einem vorzüglichen Grade und nie anhaltend ſeyn wird; und daß diejenigen, welche furchtlos in den Tod gingen, durch etwas Höheres als eine andere Art von Furcht beſeelt ſeyn mußten.

Als Lykurgus ſeine Verfaſſung gegründet hatte, begab er ſich nach Delphi, um den Gott zu fragen, ob er durch ſeine Geſetze genug für die Tugend der Stadt gethan habe? und der Gott bejahte dieß, und verhieß der Stadt Ruhm, wenn ſie dieſe Geſetze befolgen würde*).

Man würde die Natur der Menſchen und Völker miskennen, wenn man glauben wollte, daß der dem Lycurgus auf die ihm gegebne Verfaſſung geleiſtete Eid ib Erhaltung begründet und geſichert habe. Vie .ehr war es das Gefühl des Großen, was in ihr lag, und des Glückes,

*) Plutarch. Vit. Lyc. c. 29.

das aus ihr entſprang. Dieſes Glück war allerdings in Beziehung auf die Einzelnen von einer ſehr eigenthümlichen Art, daher es auch ſchon in dem Alterthume von Vielen verlacht, und keinesweges von Allen begriffen wurde. Es iſt aber darum nichts deſto weniger wahr, daß die Bürger von Sparta ihr Glück in dem fanden, was Vielen ein Elend ſchien. Als daher der Perſer Hydarnes den Lacedämoniern Sperthies und Boulis, die nach Suſa gingen, um zur Entſühnung ihres Vaterlandes den Tod zu leiden, anrieth, ſich dem Könige zu unterwerfen, und durch ihn, der wackre Männer zu ehren wiſſe, Reichthum und Macht zu erlangen, antworteten ſie ihm: „das, was du uns räthſt, iſt dem, was du aus Erfahrung kennſt angemeſſen; unſern Zuſtand aber kenneſt du nicht. Ein Unterthan zu ſeyn, weißt du; die Freyheit aber haſt du nicht erfahren, und du weißt nicht, ob ſie ſüß iſt, oder nicht. Hätteſt du ſie erfahren, ſo würdeſt du uns rathen, nicht bloß mit Spießen, ſondern mit Aexten und Beilen für ſie zu kämpfen *).

*) Herodot, VII, 135.

Es wäre vielleicht thörigt zu glauben, daß das Gefühl der Glückſeligkeit, welches das Bewußtſeyn großer Gedanken und Geſinnungen begleitet, in der Abſicht des Geſetzgebers gelegen habe. Seine Abſicht war, in dem Stande der Feindſeligkeit, in welchem ſich die Völker gegenſeitig befinden, den Vortheil der größern Sicherheit auf die Seite von Sparta zu ziehn; aber ſein Vorzug vor andern ſeines Gleichen war die Höhe der Geſinnung, mit der er die Idee des Staates auffaßte. Was daher urſprünglich nur nützlich ſchien, wurde bald als groß und beglückend erkannt, und mit Begeiſterung feſtgehalten. Der äußere Vortheil, nach welchem dieſe Geſetzgebung ſtrebte, die ihren Character der Eigenthümlichkeit des Volkſtammes dankte, hätte auch durch andre Mittel und vielleicht noch ſichrer erhalten werden können; ihre ſittliche Wirkſamkeit hingegen in dieſem Grade ſchwerlich oder nie. So iſt es bey den meiſten, vielleicht bey allen menſchlichen Anſtalten, daß das Aeußerliche, was ſich aus ihnen entwickelt, etwas ganz anderes iſt, als in der Abſicht ihres Urhebers lag. Daher beſteht das,

was ein weiſer Geſetzgeber wirken kann, vor allen Dingen darinne, daß er den Boden bearbeite und vorbereite, damit der Saame des Guten fröhlich darinne aufgehe, edle und geſunde Früchte trage, und dem Unkraute ſo wenig als möglich Raum geſtatte. Es war daher, bey übriger Vortreflichkeit, ein Fehler der Geſetzgebung Lykurgs, daß ſie die Grenzen geiſtiger Bildung (dem Zeitalter gemäß, das ſie erzeugt hatte) zu eng zog, und ihre Erweiterung allzu ſehr erſchwerte.

Wie die Armuth, nach dem Ausſpruche eines alten Dichters, die Pflegerin der Künſte iſt, ſo war ſie in ganz Griechenland, und namentlich in Sparta, eine reiche Quelle der Liebe des Vaterlandes, der Freyheit und aller edeln Geſinnungen. Der Wahrheit gemäß ſagt der vortrefliche Verfaſſer der Geſchichte der Bürgerlichen Geſellſchaft*), „wenn der Geiſt von den Sorgen befreyt wird, die zu Kleinmuth und Niederträchtigkeit führen, ſo wird er gelaſſen, thätig und furchtlos, zu jedem Unternehmen fähig, kräftig in

*) Ferguson's History of civil Society p. 85. ed. Basil.

der Uebung jedes Talentes, das die Natur des Menſchen ſchmückt. Auf dieſer Grundlage erhob ſich der bewundernswürdige Character, welcher die geprieſenen Nationen des Alterthums in gewiſſen Perioden ihrer Geſchichte auszeichnete, und Beyſpiele der Sittlichkeit bey ihnen gewöhnlich machte, die unter Regierungen, welche die öffentlichen Neigungen weniger begünſtigen, ſelten vorkommen.“ Und an einer andern Stelle *). „In welcher Lage, durch welchen Unterricht werden ſo große und wunderbare Charactere gebildet? Findet man ſie in den Schulen der Eitelkeit und Anmaaßung, von wannen ſich die Mode verbreitet und der vornehme Ton ausgeht? in großen und reichen Städten, wo die Menſchen mit einander in glänzenden Equipagen, in Putz und Ruhm des Reichthums wetteifern? in den bewunderten Umgebungen der Höfe, wo wir lernen zu lächeln ohne froh zu ſeyn, zu ſchmeicheln, ohne Zuneigung zu fühlen, mit den geheimen Waffen des Neides und der Eiferſucht zu verwunden, und Dingen

---

*) p. 59.

eine Wichtigkeit zu geben, über die wir nicht immer mit Ehre gebieten können? Nein; ſondern in einer Lage, in welcher die großen Gefühle des Herzens erweckt werden; wo der Character des Mannes, nicht ſeine Verhältniſſe oder ſein Vermögen entſcheidet; wo die Sorgen des Intereſſe oder der Eitelkeit in den Flammen kräftiger Regungen des Gemüthes verſchwinden, und wo das Gemüth, nachdem es einmal ſeine Gegenſtände erkannt und gefühlt hat, ſich nicht zu Beſtrebungen herablaſſen kann, die ſeine Kräfte ohne Beſchäftigung laſſen."

---

5) Wer die Geſchichte des helleniſchen Alterthums aus ihren köſtlichen, der Fluth der Zeit entriſſenen Ueberbleibſeln, nicht aus geiſtloſen Weltgeſchichten aufgefaßt hat, dergleichen uns von dem abgewichnen Jahrhunderte überliefert worden, in denen das volle Knäuel menſchlicher Thaten und übermenſchlicher Ereigniſſe wie von erlahmten Händen abgewickelt wird; den wird, wenn er aus dem alten, ehrwürdigen, höchſt reli-

giöſen und würdevollen Adelsleben*) der Hellenen unmittelbar in die Geſchichte der neuen Welt eintritt, ein Gefühl anwandeln, als falle er im Traume, der Flügel beraubt, die ihn durch den geſtirnten Himmel trugen, auf den harten Boden der Erde herab. Auch das Geringfügigere, und was ſich in beyden Abſchnitten der Zeit am ähnlichſten ſcheinen möchte, wie viel großartiger iſt es doch in der alten Hellenen-Welt; wie etwa der Achilles der Ilias, und der, welchen Racine nach den beſten Vorbildern ſeiner Zeit in der Iphigenie aufſtellt; oder der Alcibiades des Thucydides und Plutarch, und der, von dem wir bey Meißner leſen! Ich erinnere mich hierbey eines franzöſiſchen Künſtlers aus Ludwig des funfzehnten Zeit, der in einer der Kunſtſchulen von Paris erzogen, ſich nie um die Alten oder die Antike bekümmert hatte. Zufällig kömmt ihm eine Ueberſetzung Homers in die Hand. Er

*) Worte Carl Otfr. Müllers in der Geſch. der helleniſchen Stämme. 1. Th. S. 15. Vergl. Franz Paſſow's Geſchichte der Demagogie, und das ſchöne Gemälde des athenienſiſchen Ariſtokratismus in Wachlers Polymathie 3. Band S. 273.

lieſt und lieſt ohne abzuſetzen. Endlich eilt er, gleichſam trunken von Bewundrung, um ſich Luft zu machen, bey ſeinen Freunden umher, und ruft jedem derſelben zu: „O meine Freunde! was iſt mir begegnet! Ich habe den Schlaf verlohren. Der Homer läßt mir keine Ruhe. Da ſind Menſchen, denen wir andern nicht an den Gürtel reichen.“

Noch jetzt können wir von dem alten, in den Fluthen des heilloſeſten Despotismus untergegangenen Griechenlande ſagen, was Ariſtides*) von Athen ſagt: „Wie ihr vor Zeiten denjenigen der Hellenen Hülfe geleiſtet habt, die zu Euch ihre Zuflucht nahmen, ſo unterſtützt ihr auch jetzt noch alle Menſchen und alle Geſchlechter durch die ſchönſte der Wohlthaten, indem ihr ihnen Führer zu jeder Wiſſenſchaft und Weisheit ſeyd, und alle überall reinigt. Denn wie ihr in den Eleuſiniſchen Weihen Ausleger des Heiligen und Myſtagogen heißt; ſo ſeyd ihr zu allen Zeiten allen Menſchen der gemeinſamen heiligen Weisheit Ausleger und Lehrer geweſen, darum

---

*) Panathen. Tom. I. p. 182.

weil ihr ſie durch den würdigſten und ſchönſten Zauber, durch die Rede, herbeyzieht, dieſe Gabe, welche den Menſchen als Erſatz für viele Mängel von den Göttern verliehen iſt.“

Voll von demſelben Gefühle ſagt Eugen Jacob Birnbaum in einer gehaltreichen Abhandlung über den Gegenſtand des gelehrten Studiums *): „Das ſteht feſt, daß, ſo wie das Chriſtenthum eine ewige Offenbarung des Wahren und Guten iſt, und für alle Zeiten bleiben wird, ſo wie es der große Mittelpunkt einer neuen Cultur geworden, den zu umgehn oder aufzuheben als ein frevelhafter Wahnſinn erſcheint, wir in den Griechen und Römern eine eben ſo ewige Offenbarung des Großen und Schönen anerkennen müſſen.“

Es iſt aber nicht bloß, wie Ariſtides ſagt, der Zauber der Rede, worauf die Dauer jener Offenbarung des Schönen und Großen gegründet iſt, ſondern der edle ſittliche Geiſt, der dem Zauber der Rede zum Grunde liegt. Mit

*) Geſichtspunkte zur Beleuchtung der gegenwärtigen Leiſtungen in den gelehrten Schulen. Köln. 1825. S. 6

Recht ſagt Friedrich Thierſch*), da wo er von den Vorzügen der alten Litteratur ſpricht, daß überall in ihr eine ſittliche Würde obwalte, und daß aus dieſer das Ebenmaaß und die harmoniſche Anordnung ihrer Werke erzeugt und gebildet ſey. Mit dieſem Gefühle ſittlicher Vortreflichkeit, das jene Werke mit einer geheimen, aber unwiderſtehlichen Kraft durchdringt, war ohne Zweifel Erasmus erfüllt, deſſen Worte der eben genannte Gelehrte anführt, wenn er von den philoſophiſchen Schriften eines in helleniſchen Schulen gebildeten Mannes ſagt, ſie hätten ihm nicht bloß genützt, ſeinen Stil zu reinigen, ſondern noch mehr die Begierden zu mäßigen und zu zügeln. „Ich weiß nicht, fährt er fort, was Andern begegnet; mich pflegt Tullius, wenn ich ihn leſe, ſo zu ergreifen, daß ich nicht zweifeln kann, es habe irgend eine Gottheit die Bruſt bewohnt, aus der ſo herrliche Worte hervorgegangen ſind. Das was du lieſt ſcheint wirklich zu geſchehn, und dein Gemüth wird von einem Enthuſiasmus der Rede

*) Ueber gelehrte Schulen. 1. Th. S. 200. ff.

nicht weniger angeweht, als wenn ſie dir aus ſeiner lebendigen Bruſt, und aus jenem beredten Munde ſelbſt entgegenſtrömten."

---

6) Daß das Leben der Götter, ſo wie es ſich in alten Theogonien geſtaltet hatte (die aber keinen Anſpruch auf den Rang untrüglicher Evangelien machten) bey aller äußern Herrlichkeit oft wüſt und ſittenlos erſcheint, weiß Jedermann, und nicht nur die Väter der chriſtlichen Kirche haben gegen dieſe Seite des Heidenthums ihre Waffen ganz gewöhnlich gerichtet, ſondern auch heidniſche Schriftſteller ſelbſt, die ſich aus den modernden Tempeln der Volksreligion zu den Altären der Philoſophie geflüchtet hatten. Beyde vergaßen dann nur allzugern, daß ſich jene Fabeln in dem graueſten Alterthume und zu einer Zeit gebildet hatten, welche ſich die Welt der Götter nicht ſo fern von ſich dachte, um ſie nicht mit allen Trieben auszuſtatten, die ſie in dem Weſen der menſchlich geſtalteten Natur, in mannichfaltiger Stärke und Richtung fand. Ein Leben ohne ſinnlichen Genuß wird dem ſinnlichen Menſchen im=

mer als ein freudenleeres Daſeyn erſcheinen; und je gewaltiger die, nach dem Muſter des Heroengeſchlechtes gebildete Natur der helleniſchen Götter war, deſto größer und gebietriſcher ſchienen ihre Anſprüche auf Genuß zu ſeyn. Wie ſie ſich alſo beym Mahle, wie die Könige der Erde, mit Trank und Speiſe, mit Geſang und Tanz erfreuen; ſo konnte ihnen auch — abgeſehn von jeder allegoriſchen Deutung — die Blüthe jeden Genuſſes, die Liebe des andern Geſchlechtes nicht verſagt ſeyn. Aber nie hat die ältere Poeſie die göttliche Natur zu roher Wolluſt erniedrigt; ſondern, beſiegt von der Macht der Schönheit, was auch an der edeln Natur nicht getadelt wird, ſtrebten ſie nach inniger Vereinigung mit ihr. Wie die Geneſis erzählt, daß die Söhne Gottes nach den Töchtern der Menſchen ſahen, wie ſie ſchön waren, ſich mit ihnen begatteten und Kinder zeugten, „aus denen Gewaltige wurden in der Welt und berühmte Leute;“ ſo ſtiegen auch die helleniſchen Götter von dem Olymp herab, einen Theil ihres höhern Weſens den Menſchen mitzutheilen, unter denen durch ſie die Geſchlechte der

Heroen erwuchſen, und ihre Abkunft zur Freude der Welt durch Tugenden und Thaten erwieſen. Beym Fortgange der Zeit, als ſich der Olymp immer weiter von der Erde entfernte, und der alte einfältige Glaube immer mehr durch Kriticismus erſchüttert wurde, boten ſich die alten theogoniſchen Fabeln leicht dem Scherze dar, wie dieß auch ſo manche Geſchichte der Bibel hat erfahren müſſen; und wie in der chriſtlichen Welt, bey weit geringerer Berechtigung, die Sünden der Patriarchen, der Könige David und Salomo, und manche Andern im vollem Ernſte zur Beſchönigung der Vielweiberey, des Ehebruchs, der Blutſchande, des Verrathes und Mordes haben dienen müſſen; ſo hat auch die helleniſche Sophiſtik, wenn ſie ihre kritiſchen Waffen gegen die Heiligkeit des Sittengeſetzes kehrte, nicht unterlaſſen, die beweiſenden Beyſpiele in dem Wuſte der alten Mythen aufzuſuchen. Hier bot ſich das Terenziſche: ego homuncio hoc non fecerim? ſo leicht an, daß, wäre der Glaube an jene Mythen ſo tief und feſt geweſen, um das viel ältere und tiefer gewurzelte Sittengeſetz zu erſticken, man ſich nur

wundern müßte, es nicht weit häufiger auf die Weiſe benutzt zu ſehn*), wie jener Vertheidiger der Ungerechtigkeit und Zuchtloſigkeit bey dem komiſchen Dichter**) thut;

Nun ſchaue jetzt, mein junger Freund, was dies beſcheidne Weſen

---

*) Jeder Heide würde ſie ſo haben benutzen müſſen, wenn die mythiſchen Götter, wie Philaſtrius (De Haeres. §. 60.) meint, in der Abſicht von den Menſchen erfunden worden, um Schandthaten und Greuel auszuüben, und bey einem ſolchen Gottesdienſte eine ungemeſſene Zügelloſigkeit im Sündigen zu genießen; eine Anſicht, die man jüngſt tiefſinnig genannt hat, wir aber für ein ſtumpfes Geſchoß halten, aus dem nichts weiter als die feindſelige Geſinnung deſſen erhellt, der es gebraucht. Keine Religion iſt zur Begünſtigung der Sünde erfunden worden. Auch war jene Anſicht nichts weniger als neu oder eigenthümlich. So urtheilt ſchon Seneca (de Vit. Beat. c. 26, 5.) Sic vestras allucinationes fero, quemadmodum Iupiter O. M. ineptias poetarum: quorum alius illi alas imposuit, alius cornua: alius adulterum illum induxit et abnoctantem: alius saevum in deos, alius iniquum in homines: alius raptorum ingenuorum corruptorem, et cognatorum quidem: alius parricidam, et regni alieni paternique expugnatorem. Quibus nihil aliud actum est, quam ut pudor hominibus peccandi demeretur, si tales deos credidissent.

**) Aristophan. Nubes v. 1065. nach Wolf. Ganz vorzüglich merkwürdig iſt eine ähnliche Sophiſtik in dem Munde der Erinnyen in Aeſchylus Eumeniden v. 576. ff. welche Apollo, ſo gut es eben möglich war, zu löſen verſucht.

Nutzbares hat, und welches Glück des Lebens
es dir raubet:
Luſtknaben, Weiber, Fiſche, Wein und Kotta-
bos und Droſſeln:
Und dieſer Güter ganz beraubt, verlohnt es ſich
zu leben?
So ſtehts — Auch darf die Natur ſo fort ein
Hauptbedürfniß melden.
Du fehlſt einmal, du liebſt ein Weib; der Mann
entdeckt es, greift dich;
Aus iſt's mit dir, ſobald du nicht die Redekunſt
gelernt haſt.
Mit mir hingegen hüpf' und lach', und halte
nichts für ſchimpflich.
Denn wirſt du im Ehbruch ſelbſt ertappt, auch
dann noch haſt du Einwand:
„Was hab ich' Böſes groß gethan?" — Wirf
deine Schuld auf Zeus hin;
Auch der erlag der Liebespein und ſchöner Weiber
Reizen:
Und du, nur ſo ein Sterbeling, willſt ſtärker
ſeyn denn jener?

So wenig nun, wie ſelbſt aus dieſer Stelle erhellt, nach gemeinhin herrſchender Anſicht, der ſchreyende Widerſpruch zwiſchen den Handlungen

der poetiſch-mythiſchen Götterwelt*) und dem Sittengeſetze im Ernſte irre führen konnte; daher auch weiſe Männer, denen doch jene alten Mährchen von den Göttern gar nicht unbekannt waren, kein Bedenken trugen, das Sittengeſetz in die Formel zu faſſen: Sey Gott ähnlich!**) ſo befanden ſich doch fromme Heiden, wenn ſie ſich und andern von jenem Widerſpruche Rechenſchaft geben wollten, in keinem geringen Gedränge. Einige] verwarfen dann kurz und gut das, was ihnen anſtößig war, als eitle Erfindung, nach dem Sprichworte, daß die Dichter Vieles lügen***), ſo daß ſelbſt Dichter, wie Pindarus, indem ſie Ungereimtes von den Göttern zu ſagen, für Frevel erklären, den Mythen ihrer Vorgänger ent-

*) In dieſer iſt die Idee der Gottheit in viele Einzelheiten geſpaltet und verkörpert, die dann, als Perſonen, ganz nach menſchlicher Weiſe, den Verhältniſſen gemäß fühlen und handeln, in die ſie verſetzt werden. Dieſes iſt die mythiſche Welt, in welcher ſich Ernſt und Scherz, Weisheit und Thorheit, Allegorie und Roman wunderbar miſcht; durch die aber die Idee der Gottheit, die über dieſer bunten Welt in einer höhern Region thront, nie ganz hat verdunkel werden können. S. unten No. 54.

**) Stobae. Eclog. phys. II. p. 64. Vergl. Plato Euthyph p. 15. A. B. de Legg. IV. p. 716. C. D.

***) Aristotel. Metaph. I. 2. Plutarch. T. II. p. 16. B.

gegen treten*). Auf gleiche Weiſe verfuhren die ältern Philoſophen. Xenophanes, ein Zeitgenoſſe des Pythagoras, tadelt den Homer und Heſiodus, dem Leben der Götter alles, was den Menſchen für tadelnswerth gilt, aufgebürdet zu haben**); daher denn Plato meinte, in ſeinem Staate der Gerechtigkeit die Dichter unter Aufſicht zu nehmen, indem man die häßlichen Fabeln verbanne, und nur die ſchönern, der Gottheit würdigern zur Unterhaltung und Bildung der Jugend benutze***); denn die Gottheit ſey immer gut und dürfe auch nicht anders vorgeſtellt werden. — Einige, denen alle Ueberlieferung des

*) Olymp. I. 28. wo er in die Worte ausbricht: „Vieles iſt Wunder fürwahr! und mehr als der Wahrheit Wort täuſcht die mit buntfarbiger Lüge künſtlich geſchmückte Rede.“ Ol. IX. 35—40. ff. trägt derſelbe Dichter kein Bedenken, das was das Leben der Götter verunſtaltet, wie Krieg und Hader, daraus zu verbannen.

**) Beym Sextus Empir. adv. Mathem. l. p. 57. und VIII. p. 341. Vergl. den Ausſpruch des Heraklitus beym Diogen. Laert. IX. 1. und eine nachdrückliche Stelle des Iſokrates in der Lobrede auf den Buſiris c. 16.

***) Plato de Rep. II. p. 377. B. Man hatte auch in dieſer Abſicht Auszüge aus ältern Dichtern gemacht, die man der Jugend zum Auswendiglernen in die Hände gab. Plato de Legg. VII. p. 811. A.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Alterthums heilig war, und die es doch gegen den Vorwurf anſtößiger Widerſprüche und Ungereimtheiten ſchützen wollten, flohen in dieſem Gedränge der Allegorie zu, die nie ohne Hülfe läßt; was, wie es ſcheint, wenigſtens zu Plato's Zeit, ein vorzügliches Geſchäft der eleuſiniſchen Hierophanten war *). Dem Sinne Plato's gemäß verlangt auch der fromme und redliche Plutarch **) beym Unterrichte der Jugend das, was ihm giftiges Unkraut ſchien, in dem Garten der Dichtkunſt auszurotten, und immer der Täuſchungen eingedenk zu ſeyn, mit denen jene Sphinx den Sinn der Menſchen verwirre. Nach Anführung einiger Fabeln dieſer Art von den Göttern, fährt er fort: „Gegen ſolche Dinge müſſen wir uns gleich vom Anfange an dadurch rüſten, daß wir bedenken, die Poeſie kümmere ſich nicht viel um Wahrheit ***); was aber in dieſen Dingen wahr ſey, werde nur mit Mühe ſelbſt von denen gefun-

*) Plato de Rep. II. p. 378. A. S. Villoiſon zu St. Croix Récherches ſur les Myſtères. T. II. p. 209. ff. Bey Plato ſelbſt fand dieſe Methode keine Billigung. S. Corn. Anne de Tex de Vi Muſices p. 121. f.

**) Ptutarch. T. II. p. 16. D.

***) Plato de Juſto. p. 374. A. Cratyl. p. 408. C.

[library stamp]

den, welche die Erforſchung der Wahrheit zu ihrem eigenſten Geſchäfte gemacht haben.“

Abgeſehen von den Abirrungen menſchlicher Triebe und Leidenſchaften in dem mythiſchen Leben der Götter, die größtentheils in den Formen der poetiſchen Sprache gewurzelt, von dem Anthropomorphismus unzertrennlich waren, dringt auch ſchon bey den älteſten Dichtern die Idee eines höchſten, für Recht und Gerechtigkeit eifrigen Gottes mit großer Klarheit durch. Der homeriſche Zeus iſt ſo von allen Göttern der Mächtigſte, daß die Macht der Andern gegen die ſeinige zu Nichts wird; auch der weiſeſte iſt er und der gerechteſte, der abhold dem Frevel, jedes Geſetz der Menſchlichkeit ſchützt, und die Verletzung der heiligen Rechte des Blutes, des Gaſtrechtes, der Bündniſſe und des Eides mit unerlaßlichen Strafen züchtigt. Nicht aber in der Perſon des Zeus allein, auch in andern Göttern herrſcht dieſe würdige Idee. Auch ſie ſind Verwalter der Gerechtigkeit, ſtrafen Gewaltthaten, und ehren die Frömmigkeit*). Darum waren denn auch die ſittli-

*) Odyss. XIV, 83. Vergl. Thudichum zum Sopho-

chen Gebote, auf denen die Erhaltung und das Heil der bürgerlichen Geſellſchaft beruht, bey den Hellenen gleichlautend mit denen, die den Iſraelitiſchen Nomaden als göttliches Geſetz eine Grundlage ſittlicher Ordnung wurden, und nicht weniger auch bey ihnen als Gebot der Gottheit oder als der Ausfluß des ewigen Geſetzes geachtet, auf das alle bürgerliche Ordnung und der Bau der Staaten zurückgeführt werden müſſe*). Mit dem Gebote der Achtung und Ehrfurcht gegen die vaterländiſche Religion, und ihre durch Herkommen und Ueberlieferung geheiligten Gebräuche fingen auch ihre Geſetztafeln an; und die Ehrfurcht

kles 1. Theil. S. 241. ff. und Welcker in den Prometheen S. 99. f. Klearchus bei Xenophon (Anab. II. 5, 7.) ſpricht nur die alte Geſinnung aus, wenn er ſagt, er kenne keinen Ort, wohin ſich ein Menſch vor dem Zorne der Götter flüchten, keine Finſterniß, in die er ſich hüllen könne; denn Alles ſey den Göttern unterworfen, und über Alles herrſchten ſie." Ein engliſcher Ausleger vergleicht hier Pſalm 139. mit der Bemerkung, wie nüchtern doch der Ausdruck der attiſchen Muſe in Vergleichung mit der Beredſamkeit des gottbegeiſterten Pſalmiſten ſey; wobei er nicht bedachte, daß die Rede eines Soldaten nicht den Schwung eines hebräiſchen Pſalms verträgt; ja, daß dieſer nicht einmal in der Predigt eines Biſchofs der hohen engliſchen Kirche Statt finden würde.

*) S. Sophocl. Oedip. Tyr. 846. Antigon. 450. Xenoph. Me-

gegen die Eltern, die Achtung des Eigenthums, die Heiligkeit der Ehe, des Eides und jedes gegebnen Wortes, und was ſonſt noch der Dekalogus enthält, war den heidniſchen Hellenen nicht weniger als dem Volke Gottes geboten. Dieſe Gebote ſtanden unter der Obhut der Götter feſt; und der Glaube an ihre Heiligkeit hat durch die Sophiſtik einiger moraliſchen Atheiſten eben ſo wenig zerſtört werden können, als in der chriſtlichen Welt die Verſuche einer gefälligen Caſuiſtik die Strenge des Sittengeſetzes zu Gunſten der Sünde zu umgehn, die Ueberzeugung von dem, was wahr und recht iſt, zerſtört haben. Die Eltern lehrten die Kinder, nicht was ſie in den poetiſchen Theogonien vorfanden, ſondern was die Geſetze forderten; das Leben ſelbſt verſtärkte dieſe Lehre, und eh' es Schulen gab, beſtanden Einrichtungen, die dem Geſetze zur Befeſtigung dienten. Denn nie hat man in Griechenland von dem todten Buch-

---

mor. IV. 4, 19. Dieſem ewigen Geſetze waren, nach Pindar's Ausſpruch (Platon. Gorg. p. 484. B.), ſelbſt die Götter unterworfen. S. Pindari Fragm. n. 151. Tom. II. P. II. p. 640. wo Böckhs reichhaltige Anmerkungen zu vergleichen ſind.

ſtaben allein die Herrſchaft über die Gemüther erwartet. Der Mord war in der ältern Zeit, wie überall, wo kein geordnetes Gemeinweſen beſteht, ſo auch in Griechenland, ein gewöhnliches Uebel; aber auch der unvorſetzliche Mord trieb den Thäter aus dem Vaterlande: und um von vorſetzlicher Blutſchuld gereinigt zu werden, war es nicht genug die Blutrache abzukaufen, ſondern es wurden Reinigungen religiöſer Art gefordert, die das Gemüth zugleich mit einem heilſamen Schrecken erfüllten und über die Folgen der That beruhigten. Denn überall trat die Furcht vor den Göttern als Stütze der Geſetze ein, und wenn auch kein Kläger das begangene Verbrechen verfolgte, ſo blieb dennoch, dem allgemeinen Glauben gemäß, die Strafe eines höhern Rächers nicht aus, welcher oft ſpät erſt, aber mit ſicherer Hand den Frevelnden ergreift*). Von denen, welche ihre kindliche Pflicht verletzten, die väterlichen Gebote verachteten, die Ehrfurcht vergaſſen, die ſie den Eltern ſchuldig waren, wendeten ſich die Götter

*) Euripides beym Plutarch Tom. II. p. 549. A.

ab, verſchloſſen ihr Ohr gegen ihr Gebet, und entzogen ihnen den Segen, ohne den es kein Gedeihen gibt *). Und wie unerbittlich der Fluch der Eltern an den Kindern gerächt wird, lehrt Homer **), und mehr als eine Geſchichte der Heroenzeit. Das Geſetz befiehlt, ſagt Menander ***), die Eltern wie die Götter zu ehren; und nach Plato †) achtet die Nemeſis ſelbſt auf leichte

*) Hesiodus Op. et D. 188. 329. Plato de Legg. XI. p. 931. F.

**) Ilias IX. 453. Vergl. Aeschyl. VII. c. Theb. 680. ff.

***) Fragm. Incert. CXIV.

†) de Legg. IV. p. 717. C. D. Wie zu Athen über dieſen Gegenſtand geurtheilt wurde, erhellt aus dem Geſpräche des Sokrates mit ſeinem Sohne beym Xenophon (Memor. II. 2.) wo es am Schluße heißt: „Weißt du nicht, daß ſich die Stadt um andere Arten der Undankbarkeit nicht bekümmert, und die, welche empfangene Wohlthaten nicht vergelten, unbeachtet läßt; wenn aber einer die Eltern nicht ehrt, ihn zur Strafe zieht, und nicht zur Würde eines Archonten zuläßt, überzeugt, daß Opfer, die ein ſolcher Mann für die Stadt bringt, den Göttern nicht für fromm gelten, und daß er auch ſonſt nichts anders auf eine löbliche und gerechte Weiſe thun könne. Ja noch mehr. Wenn jemand die Gräber der verſtorbenen Eltern nicht ſchmückt, ſo wird auch dieß bei der Prüfung der Archonten gerügt. Wenn du alſo weiſe biſt, ſo wirſt du die Götter bitten, dir, was du gegen deine Mutter gefehlt haſt, zu verzeihen, damit dir dieſe nicht, weil ſie dich für undankbar halten müſſen, ihre Wohlthaten entziehn; in Rückſicht auf die Menſchen aber verhüten, daß ſie dich nicht alle verachten,

und beflügelte Worte der Kinder gegen ihre Eltern, und zeigt ſie der Gerechtigkeit (Dike) zur Rüge an. Mit welchem Abſcheu endlich das Alterthum den Ehebruch verfolgte, lehrt, wenn wir auch Anderes nicht kennten, doch die alte Tragödie, die kein Verbrechen unerbittlicher züchtigt; ſo daß ſich auch hieraus ergibt, daß die Alten mit tief religiöſem Sinne die Wohlfarth des Staates auf die Geſittung des Hausweſens, das Hausweſen aber auf die fromme Scheu vor den Göttern des Stammes und Geſchlechtes gegründet haben*).

---

wenn ſie bemerken, daß du deine Eltern vernachläßigſt.“

*) Die in dem Obigen angeführten allgemeinen Geſetze erwähnt Xenophon (Cyrop. I. 2, 2.) als etwas, das ſich von ſelbſt verſteht, indem er ſagt: „Die Staaten verbieten ihren Bürgern zu ſtehlen und zu rauben, mit Gewalt in ein Haus einzudringen, Jemanden widerrechtlich zu ſchlagen, die Ehe zu brechen, der Obrigkeit ungehorſam zu ſeyn, und was dergleichen mehr iſt,“ aber er findet weder das Gebot, noch die auf ſeine Uebertretung geſetzten Strafen hinreichend, um dem Böſen Einhalt zu thun; vielmehr verlangt er, daß die Erziehung den Menſchen ſo bilde, daß ſie nicht nach dem Böſen und Schändlichen trachten. Hierinne hat er ohne Zweifel Recht. Aber er hat Unrecht, das, was in dieſer Rückſicht in Hellas wirklich geſchah, zu überſehn, weil es auf eine andere,

Die allgemeinen Geſetze der bürgerlichen Geſellſchaft, zu denen wir auch den Gehorſam gegen die Obrigkeit rechnen müſſen, hingen alſo auf das innigſte mit der Religion zuſammen, nicht nur weil ſie als ein Ausfluß der göttlichen Weisheit geachtet wurden, ſondern auch weil die Gunſt der Götter an ihre Befolgung geknüpft war *). Dieß war Glaube des Volks. Höher ſtiegen die Weiſeren auf, indem ſie als Bedingung des göttlichen Wohlwollens Reinheit und Heiligung des Gemüthes forderten. In dieſem Sinne ſagt Zaleukus in dem Eingange ſeiner Geſetze: „Jeder muß ſich bemühen, ſeine Seele vom Böſen rein zu erhalten. Denn Gott wird nicht von einem ſchlechten Manne geehrt, noch ihm durch Aufwand und Prunk gedient, ſondern durch Tugend und durch das Streben nach ſchönen und gerechten Thaten. Daher jeder, der von Gott geliebt ſeyn will, ſich bemühen muß nach Kräften gut zu

als die von ihm erſonnene und den Perſern beigelegte Weiſe geſchah.

*) Wer gerecht iſt, ohne der Nothwendigkeit Zwang, dem wird der Segen nicht mangeln; nie wird er in Verderben untergehn. Aeschyl. Eumen. 490. f.

ſeyn, ſowohl durch Thaten als durch Beſtrebungen." Weiter hin erinnert er diejenigen, die ſich zur Ungerechtigkeit neigen, nicht zu vergeſſen, daß es Götter gebe, welche die Ungerechten beſtrafen, und ſich die Zeit vor Augen zu ſtellen, wo ſie von dem Leben ſcheiden müſſen. Denn in der Nähe des Todes fährt er fort, ergreift jeden die Reue über ſeine Ungerechtigkeit, und ein Verlangen, daß er in Allem das Rechte gethan haben möchte. „Wenn aber einen ein ſchlimmer Geiſt zum Unrecht treibt, ſo gehe er zu den Tempeln, den Altären und Hainen, und flehe die Götter an, ihm die Ungerechtigkeit entfernen zu helfen*)." Dieſelbe Bedingung göttlicher Gnade aber ſtellt nicht nur einer, ſondern viele der Alten**); und mit Hinzufügung eines würdigen und frommen Grundes der Erklärer der goldenen Sprüche des Pythagoras***). „Aller Prunk, ſagt dieſer, der den Göttern dargebrachten Gaben ehret ſie nicht, wenn ſie nicht mit einem von dem Gött-

*) Stobae. Tit. XLIV. p. 279. Diodor. Sic. XII. 20.

**) Stellen dieſes Inhaltes ſ. geſammelt in Friedemanns Paräneſen S. 155. f.

***) Hierocles in Aurea Carm. p. 24.

lichen durchdrungenen Sinne dargebracht werden. Gaben und Opfer der Unverſtändigen ſind eine Nahrung für das Feuer, und ihre Weihgeſchenke werden Räubern zur Beute; ein frommer feſtbegründeter Sinn aber verbindet mit Gott. Denn das Gleiche wird von dem Gleichen angezogen." Und weiterhin: „Nur der iſt ein rechter Prieſter, der ſich ſelbſt zum Opfer darbringt, und ſeine Seele zu einem Tempel Gottes weiht, indem Gott auf Erden keinen ihm eigenthümlichern Wohnſitz hat, als eine reine menſchliche Seele. In welchem Sinne auch der pythiſche Apollo in einem ſeiner Orakel ſagt:

Wie der erhabne Olymp mich erfreut, ſo der Sterblichen Frommſeyn."

Man hat alſo Unrecht zu behaupten, die Heiden hätten nicht nach Heiligung geſtrebt; und man hat nicht weniger Unrecht, ihr Streben nach Tugend von dem Glauben an Gott zu trennen. Wie Pindar ſagt*), daß dem Menſchen weiſe Geſinnung aufblüht durch Gott, und wie jeder

*) Olymp. X, 10.

alte Dichter alles Große und Würdige, was er ſingt, mit voller Ueberzeugung von den Göttern zu empfangen glaubt; ſo wird auch der Beſitz der Tugend als eine Gabe der Gottheit erkannt. „Verachte Alles, ſagt ein alter Philoſoph*), was du nach der Trennung von dem Leibe nicht mehr bedarfſt, und übe das, was du dann bedarfſt, und zu dieſer Uebung rufe dir die Götter als Gehülfen herbey.“ Ein anderer**) fleht am Schluſſe eines ſeiner Werke zu Gott, ihn nie des ſittlichen Adels vergeſſen zu laſſen, deſſen er von ihm gewürdigt worden, und ihm beyzuſtehn in der Reinigung der aus dem Körper und dem Vernunftloſen ſtammenden Triebe; ihm zu helfen in der Vervollkommnung ſeiner Vernunft, in der Einigung mit dem was wahrhaft iſt, durch das Licht der Wahrheit. „Endlich, ſetzt er als das Heilbringendeſte hinzu, flehe ich Dich an, o Herr, gänzlich die Finſterniß von den Augen meiner Seele zu nehmen, um, nach dem Ausdrucke Homers, den Gott und den Menſchen (das

*) Beym Stobae. Tit. V. 30. p. 65.

**) Simplicius Comm. in Enchir. Epict. T. IV. p. 526.

Göttliche und Irdiſche) deutlich zu erkennen.“ In einer Abhandlung über das Königthum nennt Sthenidas Gott, welcher der Könige Muſter iſt, den Schöpfer und Lehrer alles Schönen*); denn, nach dem Glauben der Meiſten und Beſten, kömmt nur das Schöne und Gute von den Göttern, das Böſe von den Menſchen**). Daß die Geſetze des Rechts, die in der Bruſt des Menſchen ruhn, von Gott ſtammen, war uralter Glaube: wie denn Gott überhaupt einigen Sterblichen den tüchtigen Sinn verleiht, von welchem viele gewinnen (Ilias N. 732.), und die Geſinnung fördert, die auf das Gute gerichtet iſt. Von dieſem Gedanken voll betet Sokrates im Phädrus***), zu den Göttern, ihm zu verleihen in ſeinem Innern ſchön zu ſeyn, und ihm den Reichthum zu geben, den nur der Gute und Weiſe tragen und mit ſich führen könne; und daſſelbe, nur mit genauerer Beſtimmung des Einzelnen, ſchreibt Juvenal in einer bekannten

*) Stobae. Tit. XLVIII. 63.

**) Cicero de Nat. Deor. II. 34. III. 39. Ast ad Platon. de Rep. II. 18. p. 433.

***) p. 279. B. C.

Stelle den Betenden vor*). — So war alſo das Wohlwollen der Gottheit durch Tugend und reinen Willen, die Tugend und der Wille ſelbſt aber hinwiederum durch das Wohlwollen der Götter bedingt.

Wer von den Alten über Erziehung der Jugend geſchrieben, oder auch nur gelegentlich über dieſen Gegenſtand geſprochen hat, erkennt die ſorgfältigſte Bewahrung der Unſchuld in den jugendlichen Gemüthern als das erſte Erforderniß, wovon nicht bloß die Sitten, ſondern auch die Freyheit abhängig ſey. Ariſtoteles kömmt in mehrern ſeiner Werke hierauf zurück. Alles Sittenloſe und Schaamverletzende ſoll aus der Nähe der Kinder verbannt ſeyn**). „Hat der Geſetzgeber, ſagt er, irgend etwas aus dem Staate zu verbannen, ſo ſind es gewiß ſchandbare Reden. Sie führen zu

*) Sat. X, 356. Orandum est, ut sit mens sana in corpore sano.
Fortem posce animum, mortis terrore carentem,
Qui spatium vitae extremum inter munera ponat
Naturae, qui ferre queat quoscunque labores,
Nesciat irasci, cupiat nihil, et potiores
Herculis aerumnas credat saevosque labores
Et Venere et coenis et pluma Sardanapali.

**) Polit. VII. 5. p. 313.

ähnlichen Handlungen. Wer ſich Zoten erlaubt, werde durch Ehrloſigkeit und Schläge beſtraft. Eben ſo halte man die Jugend von unanſtändigen Gemälden und Schauſpielen entfernt. Bringt irgend ein Cultus etwas mit, das gegen die allgemeinen Begriffe des Geziemenden verſtößt, ſo laſſe man nur Bejahrtere Theil daran nehmen. Erſt in dem Alter, wo den Jünglingen vergönnt iſt, ſich beym Mahle zu lagern (ſtatt, wie früher, neben dem Vater zu ſitzen) und beym Trunk nach dem Schmauſe zu bleiben, dürfen ſie Jamben hören, und Komödien beſuchen. Dann wird die genoſſene Erziehung allem daraus entſtehenden Nachtheile wehren *)."

An die Aufnahme in die Myſterien, die für den Eintritt in ein gottgeweihtes Leben galten, war auch die Bedingung der Sittlichkeit geknüpft. Schwere Verſchuldungen ſchloſſen davon aus; der Aufzunehmende mußte ein gutes und gerechtes Leben geführt haben **). Dieſe Forderung aber

*) Nach Casp. von Orelli's Ueberſetzung in den Philologiſchen Beiträgen. I. S. 89.

**) Celſus beym Origenes. III. p. 147. Vergl. Liban. Tom. IV. p. 356.

wurde nicht bloß in der Verborgenheit des Tempels ausgeſprochen; ſie ward durch öffentlichen Ausruf unzähligen Menſchen bekannt*): ſo daß es wohl mit Recht als ein Grundſatz helleniſcher Religioſität angeſehen werden darf, daß, um der nähern Gemeinſchaft und des Wohlwollens der Götter gewürdigt zu werden, reine Sitten gefordert wurden.

Wenn die weiſeſten Menſchen unter den Alten ſagen „Hochbeglückt ſey der Sterbliche, der als Theilnehmer jener Weihungen in den Hades wandre; denn ihm allein werde dort Leben zu Theil**),“ ſollen wir da***) nur eigennützigen Prieſtertrug der Hierophanten ſehn, und in die Meinung des Cynikers einſtimmen, welcher ſpottend fragte, ob wohl der Dieb Patäkion, weil er geweiht ſey, ein beſſeres Loos haben werde, als Ageſilaus und Epaminondas? oder müſſen wir nicht vielmehr annehmen, daß das, was jene Hof-

*) S. Lobeck de Mysterior. grad. I. p. 3.

**) Sophocles ap. Plutarch. T. II. p. 21. F. und daſelbſt Wyttenbach p. 220. f.

***) mit Valckenaer ad Eurip. Hipp. 25. p. 163. B. Vergl. Plutarch a. a. O. Diog. Laert. VI. 39.

nungen erregte und ſtützte, eben die innere Heiligung war, welche durch die Weihung gefordert wurde? So verſtand es gewiß Cicero, wenn er zum Atticus redend*) ſagt: „Vieles Ausgezeichnete und Herrliche ſcheint mir dein Athen erzeugt zu haben, nichts Beſſeres aber als jene Myſterien, durch die wir aus einem wüſten und rohen Leben zur Menſchlichkeit gebildet worden ſind, und in denen wir, ihrem Namen (initia) gemäß, in der That den Beginn des Lebens erkannt, und nicht nur den Weg froh zu leben, ſondern auch ein Mittel gefunden haben mit beſſern Hofnungen zu ſterben.“ — Ferner aber iſt für unſern Zweck auch dieſes bemerkenswerth, daß man den Zuſtand nach dem Tode den Thaten des irdiſchen Lebens gemäß ſetzte; ſo daß diejenigen, die ſich bemüht hatten, den Göttern nachzueifern**), nach dem Tode wieder zu ihnen zurückkehrten***), die Böſen und Laſterhaften aber von der Gemeinſchaft der Götter entfernt würden. Auch Pythagoras, deſſen

*) De Legg. II. 14.

**) Qui essent in corporibus humanis vitam imitati deorum. Cicero Tusc. Qu. I, 30.

***) Plat. in Phaedon. p. 68. F.

ganze Schule auf religiöſe und ſittliche Reinigung gerichtet war, hat an einem Verhältniſſe des künftigen Lebens und der in dem gegenwärtigen bewieſenen Sittlichkeit nicht gezweifelt *).

---

7) Ueber das Klima von Hellas und ſeiner verſchiednen Diſtricte ſ. vornemlich F. A. Ukert Gemälde von Griechenland S. 61. ff. und Kruſens Fragen über mehrere für das höhere Alterthum wichtige Verhältniſſe im heutigen Griechenland S. 27. ff. Was Ariſtides **) von Attika vorzugsweiſe ſagt, daß ſein Klima alles Nachtheilige entfernt halte, und an allem Guten Antheil habe, indem die Temperatur der Luft zwiſchen Hitze und Kälte gleichſam wie abgewogen ſchwebe, dieß kann im Allgemeinen von ganz Griechenland in Beziehung auf die Länder geſagt werden, zwiſchen denen es liegt. Dieſe ſchöne Miſchung rühmt Herodot (III. 106.), und mehrere nach ihm ***);

*) F. Heinr. Ritter Geſchichte der Pythag. Philoſophie. S. 219. f.

**) Panathen. p. 100.

***) S. Ariſtot. Polit. VII. 6. p. 280. f. ed. Schn. Wachsmuth helleniſche Alterthumskunde. 1. Th. Einl. §. 8. S. 20. Thudichum z. Sophokles. 1. Th. S. 284.

und von Attika insbeſondere ſagt Plato*), daß die Weisheit der Pallas ihrem geliebten Volke eine Gegend zur Wohnung erſehen habe, die wegen der glücklichen Miſchung ihres Himmelsſtriches am meiſten zur Hervorbringung kluger und ausgezeichneter Menſchen geeignet ſey**). Daß aber, außer den Einflüſſen des Himmels und der natürlichen Beſchaffenheit des Landes, auch die durch Erziehung bewirkte Gewohnheit, ſo wie nicht weniger die Verfaſſung, und überhaupt Alles, was man zu den moraliſchen Urſachen rechnen kann, die Eigenthümlichkeit eines Volkes beſtimme, haben die Alten nicht überſehn***); und der Einwirkung des Klima in dem ausgebildeten Character eines Volkes nur eine untergeordnete Wichtigkeit eingeräumt.

---

8) „Ein Maximum von Reizbarkeit iſt das Princip der helleniſchen Bildung, der Geiſt ihrer

*) Timae. p. 24. C. D.

**) Vergl. Coray Discours prélim. sur le Traité d' Hippocrate des Airs, des Eaux et des Lieux. p. CXXIX. und K. O. Müller in Grubers und Erſch Encyclopädie. 6. Th. S. 218.

***) Vergl. Strabo II. p. 103. Vol. I. p. 273. ed. Siebenk.

Geſchichte. Nicht nur ihre Tugend und Größe, ſondern auch ihre Schwächen und Laſter entſpringen aus einer äußerſten Elaſticität und Zartheit des Gemüthes, die nicht nur unſern Glauben, ſondern auch die Grenzen unſrer Einbildungskraft überſteigt, und doch der feſte Leitfaden des griechiſchen Alterthumsforſchers iſt.“ Mit dieſen Worten Fr. Schlegels*) könnte dasjenige in Verbindung geſetzt werden, was de Pauw in ſeinem paradoxienreichen Werke über die Griechen**) ſagt, daß die Einwohner von Attika einer beſondern Krankheit ausgeſetzt geweſen, die mit der Nympholepſie verwandt, von ihnen Miſanthropie und Miſogynie genannt worden ſey. Was er aber für dieſe Behauptung anführt, begründet ſie nicht. Die Miſanthropie des Timon war ſicherlich keine endemiſche Krankheit, ſondern wie der Menſchenhaß auch edler Menſchen der modernen Zeit aus den moraliſchen Quellen entſtanden, die Plato***), ohne auch nur von Fern an eine

*) Ueber die Diotima. S. 304.

**) Récherches sur les Grecs. Tome I. p. 130. f.

***) Phaedo p. 89. D. vornemlich aus den Täuſchungen, die das gutmüthige argloſe Vertrauen bey Einigen

phyſiſche Urſache zu denken, genügend entwickelt hat. Was Ariſtophanes*) von einem Melanion als alte Fabel erzählt, ſtimmt mit den Fabeln von Hippolytus überein, welcher nach Jägerweiſe**) lieber im Walde unter Thieren, als mit Weibern und im Genuſſe ſtädtiſcher Freuden lebte, nur mit dem Unterſchiede, daß der Mythus der Tragödie, ſeinem Zwecke gemäß, die vorübergehende Neigung in eine dauernde Leidenſchaft verwandelt, und ſie mit der Religion in Beziehung ſetzt. Auch Euripides war, nach de Pauw, mit allen dieſen Uebeln behaftet, weil er nach einer gewiſſen Sage***), ſeine Tragödien in einer Höle

---

erfahren hat, die er als Freunde keiner Tücke fähig hielt.

*) Lysistrata v. 784. ff.

**) Manet sub Jove frigido venator, tenerae conjugis immemor. Horat. 1. Od. 1.

***) Philochorus refert in insula Salamine speluncam esse tetram et horridam, quam nos vidimus, in qua Euripides tragoedias scriptitarit. Mulieres fere omnes in majorem modum exosus fuisse dicitur. Gellius XV. 20. Die Beſchuldigung des Weiberhaſſes unterſucht und beſtreitet Lenz in einer beſondern Abhandlung in der N. Bibl. der ſch. Wiſſenſch. Th. 58. S. 195—215. und F. G. Welcker vermuthet in der Abh. über die Fröſche des Ariſtophanes (S. 248. f.), daß die Beſchuldigung des Weiberhaſſes nicht ſeine Perſon, ſondern ſeine Kunſt,

zu Salamis dichtete, und voll von Weiberhaß war; etwa wie J. J. Rouſſeau, der ſeine Heloiſe in einer Grotte der Eremitage ausſpann, und allerdings mit Menſchenhaß behaftet war, den aber wohl niemand auf die Rechnung klimatiſcher Einflüſſe ſetzen wird.

---

9) Riedeſel in der Reiſe nach der Levante ſagt, Griechenland gleiche einem Greiſe, der in ſeiner Jugend ein Held geweſen, im Alter aber kindiſch geworden, und von den Launen einer Magd regiert werde. Heldenmuth, Vaterlandsliebe und Seelenſtärke ſey erloſchen, aber man finde noch auf den Inſeln, zu Athen und überhaupt fern vom Throne und der Hauptſtadt lebendigen Geiſt, Scharfſinn, zartes Gefühl, einen ſichern Tact, gereinigten Geſchmack und Urbanität; aber es fehle ihnen an Thätigkeit, um ihre Anlagen zu entwickeln.*) — Die neuſte Zeit hat

---

und die dem alten Stile der Tragödie widerſprechende Darſtellung ſittenloſer Weiber treffe.

*) „Im Allgemeinen, ſagt Ukert in dem Gemälde von Griechenland (vom Jahr 1810), ſind die Griechen lebendig, gewandt und von der Natur mit vielen An-

zur Genüge dargethan, daß auch Heldenmuth, Liebe des Vaterlandes und Stärke der Seele bey dieſem Volke nur mit der Aſche bedeckt war, welche Jahrhunderte der ſchmachvollſten Unterdrückung, die von Römern begonnen, von chriſtlichen Despoten fortgeſetzt, und von ausländiſchen Horden vollendet wurde, über ſeine Tugenden geworfen hatte. Wie aber in den Tagen unſrer Väter alte Städte aus dem Schutte von ſiebzehn Jahrhunderten wieder hervorgetreten ſind, ſo tritt vor unſern Augen die alte Herrlichkeit des griechiſchen Volkes wieder auf, und erneuert, unter

lagen ausgeſtattet. — Das Feuer des Südens zeigt ſich in ihren Gebehrden, in ihrer Sprache, und wo ſie nur können, überlaſſen ſie ſich ihrem Hange zu rauſchenden Freuden. Sie ſind fröhliche Geſellſchafter. — Bei ihrer lebhaften, raſchbeweglichen Phantaſie iſt ihre Sprache reich an Gleichniſſen, an Bildern, an Figuren, und den Bewohnern des Nordens fällt es auf, wie ſie in ihren Schilderungen, und ihren Erzählungen ſo wenig das Maaß zu beobachten ſuchen. — Meiſtentheils ſind ſie gute Väter, gute Ehemänner, ſo wie ihre Weiber der Pflicht getreu bleiben. Sie können Anſtrengungen ertragen, leben mäßig, wenn es ſeyn muß u. ſ. w. Faſt auf gleiche Weiſe urtheilt ein Augenzeuge, der Philhellene G. Müller in Kruſens Fragen S. 26. über ſie, und noch günſtiger der geiſtreiche Prinz von Ligne (Oeuvres. Vol. 2.), welcher in mehrfache Berührung mit ihnen gekommen war.

den feindſeligſten Verhältniſſen, die glorreichen Tage von Thermopylä und Salamis. Die Anſtrengungen, die in dieſem denkwürdigen Kampfe gegemacht werden, bezeugen — was auch immer ſein letzter Erfolg ſeyn mag — mehr als irgend ein andrer, welche Kraft ein Volk aus einer ruhmvollen Vergangenheit ziehe, und daß die Thaten großer Ahnen den Zähnen jenes thebaniſchen Drachen gleichen, aus denen, wenn die Zeit kömmt, neue Geſchlechter großer und glorreicher Thaten aufſprießen.

Ich erlaube mir hier Bruchſtücke einer Schrift einzuſchalten, die im dritten Jahre nach dem Ausbruche des Aufſtandes im Namen eines Griechen entworfen, aber durch eintretende Hinderniſſe mehr als einmal unterbrochen, nicht zur Vollendung gediehen iſt. Einiges davon wird hier an ſeiner Stelle ſeyn.

„Griechenland kämpft um die Freyheit, oder, da das vieldeutige, oft gemisbrauchte Wort ein Stein des Anſtoßes geworden iſt, um ein menſchliches Daſeyn. Durch den Anblick freyer Völker mit einer heilſamen Schaam erfüllt, durch alte

Erinnerungen entflammt, greift das Volk nach dem eingeroſteten Schwerde und drängt ſeine Dränger."

„Ohne Ehre, ohne Recht, ohne Bildung, von ſeinen Tyrannen gemisbraucht und verhöhnt, ging der Grieche mit geſenktem Blicke über einen Boden, aus dem in alter Zeit Weisheit und Wiſſenſchaft, Kunſt und Recht aufgeblüht, und wie die Geſchenke der Demeter, Ruhm und Segen bringend, von Land zu Land, von Volk zu Volk getragen worden ſind. Die Erinnerung jener glorreichen Zeit war nicht erloſchen; aber die Namen der Gauen, wo der Baum der Freyheit von den edelſten Händen gepflanzt, mit dem reinſten Blute getränkt worden, und die Namen der Männer, die ſeit Jahrtauſenden wie unvergängliche Sterne über ihnen leuchten, ſchwellten nicht mehr, wie vormals, ihre Bruſt mit edelm Stolze, ſondern trieben der entwürdigten Jugend die Gluth der Schaam auf die Wangen, und Thränen der Verzweiflung aus dem zornglühenden Auge."

„Einige Jünglinge edlerer Sinnesart, verlie-

ßen, von Wißbegierde geſpornt, ihr Vaterland, und kamen in Gegenden, die von ihren Ahnherrn nicht gekannt, oder als Wohnſitze roher Barbaren, als ſcythiſche und cimmeriſche Wüſten gemieden und verachtet waren. Hier fanden ſie, unter einem oft trüben und rauhen Himmel, wohlgeord-nete Staaten, eine weiſe Freyheit, tiefgreifende Bildung, und wie bey den Unbegüterten und Schwachen, ſo bey den Mächtigen und Reichen, Achtung der Geſetze, des Rechtes und der Zucht. Der Handel ging ſicher von Land zu Land; die Religion war geehrt, und in ihren verſchiedenſten Formen geſchützt. Keiner erkühnte ſich, keinem fiel ein, den andern einen Ungläubigen zu ſchel-ten, oder darum zu haſſen, weil er das Kreuz anders ſchlug, als er es gewohnt war, oder weil er es gar nicht ſchlug. Große Verbrechen waren ſelten, und wurden mit menſchlicher Mäßigung geſtraft. Grauſamkeit war verabſcheut. Selbſt dem Volke hatte ſich jene Milde der Sitten mitgetheilt, die das Werk bürgerlicher Ordnung iſt, und nicht ſelten mit Bildung und Wiſſenſchaft vereinigt war. Ueberall fanden ſie Anſtalten des Unterrich-

tes, höhere und niedere Schulen für jede Stufe der Geſellſchaft, und für jedes ihrer Bedürfniſſe. Hier ſahen ſie nicht ohne freudiges Erſtaunen in den Händen der hyperboreiſchen Jugend die Werke ihrer großen Ahnherrn, die ſie ſelbſt nicht mehr verſtanden, und hörten von fremden Zungen das Lob der Thaten preißen, die ſich einſt, in den Tagen der Freyheit, innerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes begeben hatten."

„Voll von dem, was ſie geſehen und erfahren hatten, kehrten ſie in die Heimath zurück. Sie erkannten jetzt das Unglück ihres entwürdigten Vaterlandes noch mehr als vordem, und liebten dieſes noch inniger, weil es ſo unglücklich war; aber auch die Schaam über ſeine Entwürdigung flammte noch heftiger auf. In den Feſſeln der Knechtſchaft ſannen ſie auf Freyheit, und auf die Wiedereroberung des entriſſenen Rechts. Aber das Höchſte lag allzufern; der Weg dazu war nicht gebahnt, und der Funke hoher Geſinnungen war nur erſt im wenigen Herzen geweckt. Ein anderes, edles Ziel lag näher, die Jugend zu erfüllen mit der alten Weisheit; ſie durch den

reinen Geſang der alten Sprache zu gewinnen; und, wie es in allen Ländern Europa's und ſelbſt jenſeit des Meeres geſchah, durch das Leſen ihrer unſterblichen Werke den Beſſern von den Ketten der Unwiſſenheit und des Aberglaubens zu befreyn. Dieſer Weg war ſicher, aber lang; und es geſchieht ſelten, daß große Dinge auf die Weiſe, wie ſie entworfen worden, zur Ausführung gebracht werden können. Der Bergſtrom, der ſich von Regengüſſen aufgeſchwellt in die Ebne herabſtürzt, ſucht nicht das ſichre Bett, das ihn gefahrlos aufnehmen würde; und wenn der Funke der Entrüſtung in ein brennbares Gemüth ſchlägt, bricht die Flamme des Zornes oft zur Unzeit aus. So begann in Griechenland der Aufſtand, ehe man gerüſtet, ehe die ſittlichen Vorbereitungen geendigt waren, und ſeitdem iſt der wunderbare Kampf mit mannichfaltigem Wechſel geführt worden. Große Thaten ſind vollbracht, große Greuel verübt worden; dieſe von beyden Theilen, jene von den Griechen allein."

„Ohne Hülfe von Außen, ja von Außen auf mannichfaltige Weiſe gehemmt, hat ein kleines,

getheiltes, niedergetretenes Volk, das kein gemeinſames Geſetz, keine Hauptſtadt vereinigt, gegen einen Herrſcher gekämpft, der an die Pforten von zwey Welttheilen geſtellt, mit unbeſchränkter Willkühr über die Kräfte, das Gold und die Schwerder zahlloſer Knechte gebietet, und ſicher in ſeiner Reſidenz, hinter dem Walle unzugänglicher Gebirge, mit unermeßlichen Heeren und Flotten den Aufſtand der verachteten Giauren leicht zu unterdrücken hoffte. So fürchteten Viele. Aber ſeine Siege haben ſich auf gefahrloſe Mordthaten beſchränkt; ſeine Heere werden geſchlagen; ſeine Schiffe verbrannt; und während die Fahne der Freyheit auf der Akropolis weht, wüthet das Haupt der Gläubigen gegen ſeine trotzige Leibwache. Mit klopfendem Herzen ſieht Europa dem wunderbaren Kampfe zu. Große Hofnungen erwachen. Alle Wünſche werden neu belebt, und es gibt kein edles Herz, das nicht den verhaſſten Schimmer des halben Mondes verdunkelt wünſcht."

„Solche Wünſche ſollten wir meinen, ſind menſchlich, und auf keine Weiſe unchriſtlich, ob wir ſchon weit entfernt ſind, einen Kreuzzug zu

wünſchen, um das heilige Grab von den Greueln zu befreyen, die leider nicht ſeine Feinde, ſondern ſeine Verehrer an ihm begehen. Aber eine Partey, die ſich vorzugsweiſe im Beſitze des Chriſtenthums und ſeiner Erkenntniß zu ſeyn wähnt, hat ſich zur Bundesgenoſſin des türkiſchen Padiſha aufgeworfen, und führt einen unblutigen, aber darum nicht minder folgereichen Krieg gegen die Freunde der helleniſchen Sache. Der Name der Freyheit reizt ihren Zorn, und da die Griechen um dieſes Gut kämpfen, ſchelten ſie diejenigen Rebellen, die nicht mit dem Sclavenbrode vergnügt ſind, das jenen ihre rohen Vögte zu eſſen geſtatten. Wir geſtehen gern zu, wie es die Wahrheit gebietet, daß der türkiſche Despot ſeinen griechiſchen Unterthanen noch mehr als dieſes geſtattete; daß ſie ſich durch unermüdliche Thätigkeit, kluge Benutzung der Umſtände, Kenntniß des Seeweſens und Handels bereichern durften; aber, ohne zu erwähnen, daß der erworbene Reichthum auf den Wink eines habſüchtigen oder erzürnten Paſcha ihm mit dem Kopfe ſeines Beſitzers vor die Füſſe fallen konnte, ſo ſind wir der Meinung,

daß es im Leben noch etwas Höheres gebe, als eine wohlbeſetzte Tafel, ein Ehrenpelz und die Erlaubniß die ſchwüle Luft an den Stufen des Thrones zu athmen. Voll dieſer Meinung, und als Erben altväterlicher Geſinnungen, wünſchen wir der Sache der Griechen den glücklichſten Erfolg; der Türkiſchen aber alles Unglück, das ihre Roheit, ihr Blutdurſt, ihr hartnäckiger Widerſtand gegen die Cultur des Landes, das ſie ſeit länger als drey Jahrhunderten als Fremdlinge bewohnen, verdient. Wir ſcheuen uns nicht dieſen Wunſch auszuſprechen; ja, wir ſetzen hinzu, daß wir uns glücklich ſchätzen würden, unſer Leben ſo lange gefriſtet zu ſehn, bis das unverbeſſerliche Volk, mit ſeinem Despoten voran, wie einſt Xerxes, über den Bosporus zu den Gebirgen zurückflöhe, die es ausgeworfen haben, um nie ſeine Blicke zu der Stadt zurück zu wenden, die eine beſſere Beſtimmung hat, als der Wohnſitz ſchlaffer, roher und wollüſtiger Autokraten zu ſeyn. Unbedenklich und ohne Beſorgniß für das Phantom eines europäiſchen Gleichgewichtes, ſprechen wir auch dieſen Wunſch aus, ob wir ſchon ſehr

gut wiſſen, daß er vielleicht für dieſes Jahrhundert noch, in die Claſſe der frommen Wünſche gehört. Aber was unſern Augen zu ſehn nicht vergönnt iſt, werden unſre Kinder ſehn, und dann mit Unwillen der Zeit gedenken, wo Misgunſt und Eiferſucht das Daſeyn übermüthiger Barbaren eines fremden Himmels allzu lange gefriſtet hat."

„Es iſt leider nur allzu wohl möglich, daß die Sache des Rechtes unterliegt, daß das vorbedeutende Zeichen eines beſſern Tages noch einmal vor dem Symbol aſiatiſcher Barbarey erblaßt, und daß die Hofnung derer triumphirt, denen die Statuten der Ungerechtigkeit, wenn ſie nur mit alten Zügen geſchrieben ſind, für Orakel des Rechtes und der Wahrheit gelten. Es kann geſchehn, daß der Boden von Hellas noch einmal ſeine rechtmäßigen Eigenthümer verſchlingt, und über dem öden Grabe nur die Tugend, wie über Ajax Aſche*), trauert; aber das Urtheil der

*) Griechiſche Blumenleſe 2tes Buch:
Bey dem Ajantiſchen Grab, am rhöteiſchen Meeresgeſtade,

Beſſern wird durch die launenhaften Lüfte des Erfolges nicht verändert werden. Wohl möchte man wünſchen, das Glück nie anders als im Bunde mit dem Rechte zu ſehn; aber auch da, wo ſich beydes ſcheidet, bleibt dem einen wie dem andern ſeine eigenthümliche Geltung; und wie die Alten von den dreyhundert Männern des Leonidas ſagen, daß es Frevel ſeyn würde ſie beſiegt zu nennen, ob ſie gleich dem Tode anheim gefallen, ſo wird auch die Nachwelt für das Griechenland unſrer Tage — wenn es ſich treu bleibt — zeugen, und das von neuem verödete Land wird ein Denkmal ihres Ruhmes ſeyn. Der Boden, in welchem ihre Gebeine ruhn, iſt geheiligt; und es wird die Zeit kommen, wo der Funke, den ihre Aſche bewahrt, zur Flamme wird, und die ſorgloſe Rotte knechtiſcher Herrſcher, und herrſchender Knechte verzehrt."

„Trotz ſeiner Herabwürdigung iſt Griechenland

Sitzet die Tugend und klagt kummerbelaſteten Sinns,
Sonder Gelock, und in Trauer gehüllt, weil nach der Pelasger
Urtheil tückiſche Liſt, aber nicht Tugend geſiegt.

noch immer das Land der Begeiſterung. Eine unſterbliche Seele iſt in ſeinen Werken lebendig, und wer ſie zu rufen verſteht, dem gibt ſie ſich freudig kund. Auch ſeine Trümmern ſprechen zu dem Gemüth, und eine lange Reihe glorreicher Erinnerungen knüpft ſich an jeden Stein, den die Hand der Kunſt oder der Geſchichte beſchrieben hat. Wenn dann das Bild der alten Zeit aus den Tiefen der Seele aufſteigt, ſo erhebt ſich zugleich aus dem verödeten Boden die Götterſchaar unſterblicher Thaten und ruhmvoller Beyſpiele. An dieſen Erinnerungen hat ſich die Flamme derer entzündet, die jetzt für die Freyheit kämpfen, und mit dem Schwerde in der Hand die Schatten der Sieger bey Marathon heraufbeſchwören. Erliegen ſie im Kampf, und flieht die Tochter des Himmels, wie Aſträa einſt, in ihre Heimath zurück, und tönt aus der tiefen Nacht, die das Grab der Tugend bedeckt, nicht einmal der Laut der Wehklage mehr: ſo wird doch auch dann der übermüthige Sieger, wenn er die Aſche der Unterdrückten betritt, wie jener höhnende Phrygier*) zürnende Stimmen vernehmen,

*) Philostr. Heroica p. 682.

die ihm zurufen: „Die Rache der Götter zögert oft; aber auch am Ziele des Siegs holt ſie den Frevler ein. Als der Sieger Eurer Hauptſtadt den verödeten Pallaſt der Kaiſer betrat, ſagte er mit dem Perſiſchen Dichter: „Die Spinne webt ungeſtört ihr Netz in den goldnen Sälen königlicher Pracht, und der Nachtruf der Eule tönt von den Zinnen ihrer verwaißten Palläſte! Dieſes Schickſal erwartet auch Euch. Der leiſe Fußtritt der Zeit, die ungehört über die Erde geht, wird die mürben Bollwerke Eurer Macht niederwerfen; Euer Andenken wird verſchwinden, wie das dürre Gras, wenn der Wind darüber fährt; denn kein Denkmal, das Ihr errichtet, wird Euren Ruhm verkündigen; und nur die von Euch zerſtörten Werke einer beſſern Zeit werden zu Eurer Schmach von Euch zeugen."

„Einer jener griechiſchen Jünglinge, von denen wir oben geſprochen haben, der an dem Fuße des hercyniſchen Waldes die Beeiferung wiſſenſchaftlicher Männer um die Werke des helleniſchen Alter-

thums geſehn, und ſelbſt von ihrer Begeiſterung ergriffen, mit den unſterblichen Denkmälern der Dichtkunſt und Beredſamkeit ſeines Vaterlandes befreundet war, ſprach eines Tages, als er die philippiſchen Reden des Demoſthenes zum dritten- und vierten-male geleſen hatte, zu einem ſeiner Lehrer folgendermaaßen: „Ihr gebt uns die glorreichen Werke unſrer Ahnherrn zurück, und richtet ohn' Unterlaß unſre Blicke auf die glückliche Zeit, wo die Sonne in Hellas nur auf freye Völker ſah. Ihr wendet unſägliche Mühe an, dieſe Werke zu vervielfältigen, ſie von dem Schmutze der Zeit zu reinigen, und mit allen Mitteln ausgebreiteter Gelehrſamkeit aufzuklären. Dieſe Mühe mag bey der Jugend, die Ihr unterrichtet und erzieht, wohl angewendet ſeyn; aber wir, die wir kaum noch den Namen der Hellenen führen dürfen, ſollen wir Euch dafür danken? oder ſollen wir in Euch auch Peiniger ſehn, die ohne es zu beabſichtigen, unſer Daſeyn verbittern? Gedankenlos wandelten wir ehedem unter den Trümmern einer untergegangenen freyen Welt; mit offnen Augen ſahen wir nicht, und die ver-

ſtümmelten und entſtellten Namen der alten Zeit ſchlugen an unſer Ohr, ohne uns zu ſchmerzlichen Erinnerungen aufzuwecken. Träumend gingen wir durch das Leben; nur die Noth des Tages bewegte unſre Herzen, oder das Drohen unſrer Zwingherrn, oder die ſparſam zugemeſſne Luſt ungewiſſer Genüſſe. Der Gedanke eines beſſern Zuſtandes lag fern von uns; der Schutt von Jahrhunderten bedeckte die Geſtalt der Freyheit; und wenn ſie einem der Beſſern im Traum erſchien, ſo zerrann der Traum vor dem blutiggefärbten Lichte des ſchwülen Tages. Aber bald nicht mehr. Die Zeit jenes dumpfen, bewußtſeynloſen Brütens ſchwindet dahin; befruchtet von dem Saamen, den die Werke unſrer Ahnherrn bewahrt haben, geht ſie mit neuen Ereigniſſen ſchwanger; herbe Schmerzen verkündigen ein neues Leben oder vielleicht Vernichtung alles irdiſchen Daſeyns für uns. Nicht vergebens hallen ſchon die Schulen von Chios, Lariſſa und Athen von dem Ruhme der Helden wieder, die, wenn ſie vernahmen, daß die Schlacht gewonnen und der Schild gerettet ſey, lächelnd ihr Leben aus den offnen Wunden ausbluteten. Schon gehen

die Reden, mit denen ſie die kleine Schaar gleich=geſinnter Mitſtreiter entflammten, wieder von Mund zu Mund; manches feurige Aug ſucht den Feind; und manche Hand ſchärft das Schwerd, während von den Lippen die Hymnen des Tyrtäus oder Kallinus ſummen. Die Heiterkeit des Leichtſinns iſt dahin; ein ſchweres Gewölk laſtet auf der Gegenwart; nur das blaſſe Geſtirn einer ungewiſſen Sehnſucht bricht hier und da aus der finſtern Nacht, die Finſterniß nicht verſcheuchend, ſondern kund machend.“

Dieſer Jüngling kehrte in ſeine Heimath zurück, und um ihn ſammelten ſich mehrere ſeines Alters, die von gleichen Gefühlen beſeelt, ſich vergebens bemühten, den Druck der Gegenwart durch das Bild der großen Vergangenheit zu mindern. Eines Abends, als ſie zuſammen die Akropolis beſtiegen hatten, unter ihnen die armſeligen Hütten der Stadt lagen, vor ihnen das blaue Meer mit dem Piräus, zur Rechten Salamis im Glanze der Abendſonne, und in weiter Ferne der düſtere Flecken von Aegina, bedeckte Glykas, nachdem er die Blicke lange auf das Meer geheftet hatte,

ſein Geſicht mit beyden Händen, und häufige Thränen rollten über ſeine Wangen herab. Was iſt dir, Freund? fragten die Andern. Hat dich das Andenken an deinen Bruder von neuem ergriffen? Bekämpfe doch endlich dieſen Schmerz, nachdem du ihm ſo viele Thränen zum Opfer gebracht haſt. — — Es iſt nicht das, ſagte Glykas, was jetzt meine Seele bewegt, ob ſchon nie meine Blicke auf dieſes feuchte Grab meines Kleanthes fallen, ohne daß mir ſein zürnender Schatten zuwinkt. Jetzt aber ward mir dieſes Bild durch andre Erſcheinungen verdunkelt. Kann man denn die Augen auf dieſe Ufer richten, ohne daß ſie ſich mit den Schatten der Helden beleben, die hier die Tropäen des Ruhms und der Freyheit mit ihrem Blute beſchrieben haben? Da wurde es mir nun wie einem, der in einem feſtummauerten Gefängniſſe durch eiſerne Gitter das blaue Gewölbe des Himmels, und den Spiegel des Himmels, das freye Meer, erblickt, wilde Sehnſucht ihn ergreift, daß er an den Gittern reißt, und nach fruchtloſem Wüthen auf das armſelige Lager zurückſinkt, an das er gekettet iſt. Oder ſind wir nicht

alle dieſem Unglücklichen gleich? und gibt es ein Mittel, dieſen Kerker zu durchbrechen, an dem Jahrhunderte der Gewalt gebaut haben, und den wir ſelbſt unter den Streichen unſrer Dränger befeſtigen müſſen?

Von dieſem Gefühle wurden auch die andern Freunde ergriffen. Vieles wurde darüber geſprochen; und indem Jeder zu dem Gemälde des gemeinſamen Elendes einen neuen Zug und neue Schatten hinzufügte, trieb der Unmuth ſeine Wurzeln immer tiefer in ihre zerriſſenen Herzen.

Nachdem dieſes eine Weile gedauert hatte, nahm Ariſtodemus, der von Allen der Erfahrenſte war, das Wort und ſagte: Wozu, ihr Freunde, kann es dienen, die Stacheln einer entmannenden Traurigkeit zu ſchärfen? Haben unſre Vorfahren uns nur darum das Gedächtniß ihrer Thaten in begeiſternden Worten überliefert, um es mit fruchtloſen Thränen zu benetzen, und wie Klageweiber den Leichnam des Vaterlandes für den ſchnöden Lohn eines dunkeln und ruhmloſen Daſeyns zu begleiten? Den Sohn des Neokles riefen die Tropäen des Miltiades von dem Lager der

Ruhe zu Thaten auf; ſollen für uns die Beyſpiele verlohren ſeyn, die nah und fern, aus alter und neuer Zeit zu uns ſprechen?

Mit Staunen habt ihr vernommen, was vor wenigen Jahren im Weſten von Europa geſchah. Ich war an den Ufern der Elbe, als eine große Bewegung die Völker Deutſchlands von den Alpen bis an das baltiſche Meer ergriff, um das Joch zu zerbrechen, womit ein fremder Eroberer ihren Nacken belaſtet hatte. Dieſes Joch ſchien ihnen unerträglich zu ſeyn, ob ſie gleich, mit wenigen Ausnahmen, von ihren eignen angeſtammten Herrn nach eigenen Geſetzen regiert wurden, und mitten im Kriege, das Recht gehandhabt, die Wiſſenſchaft gefördert, der Gewerbfleiß begünſtigt und angefeuert ward; aber es empörte das Gefühl des mit Recht ſtolzen Volkes, daß es ſeine Kraft für den Ruhm eines Fremden, wie bewundert er auch ſeyn mochte, verſchwenden ſollte. Lange Zeit hatte ſein edler Zorn im Verborgnen geglüht; ein friſcher Hauch von Oſten her, der zum erſtenmal den Glauben an Cäſars Glück wankend machte, bließ ihn zur Flamme an; die umgeſtürzten Altäre

der Freyheit erhoben ſich wie durch ein Wunder; und die Jugend wie das Alter ſchaarte ſich mit den Waffen in der Hand um die reine Flamme, die ſich auf ihnen erhob. Kein Stand blieb zurück; die Erde ſelbſt ſchien Krieger zu gebähren, um die Bürde des fremden Siegers von ſich zu ſtoßen. Gleichwol waren die erſten Erfolge der ruhmvollen Anſtrengung zweifelhaft. Aber um die Hofnung zu nähren, war es genug keine Niederlage erlitten zu haben; und die Entſchloſſenheit, mit der die erſten Verſuche gewagt worden waren, verhieß, wenn die Ausdauer nicht mangelte, einen gewiſſen Sieg. Dieſe Hofnung wurde nicht getäuſcht. Der größte Feldherr des Jahrhunderts, er, der die erſtaunte Welt eine Reihe von Jahren hindurch mit dem Ruhme ſeines Namens und zahlloſer Siege erfüllt hatte, und mit ihm ein Heer, das, wo es erſchien, Schrecken verbreitete, wich der Begeiſterung der erwachten Völker, und ſah ſich bald, nach dem tapferſten Widerſtande, auch in der Heimath bezwungen. Ganz Europa aber hallte von Jubel wieder; denn der Tag, an welchem der Thron der Willkühr zertrümmert ward,

wurde für den Geburtstag der Freyheit gehalten. Ich habe dieſen Jubel geſehn und getheilt; ich habe den Triumph der Fürſten geſehn, die in die Fülle ihrer Macht zurückkehrten; ich habe die Freude der Völker getheilt, die in den grosmüthigen Verheiſſungen, die ſie von ihren Fürſten empfingen, die Rückkehr der Aſträa und den Anfang glücklicherer Zeiten ſahen. Unter dieſem Jubel des Entzückens, bey dem Glanze der Siegesfeuer, die von dem Rheine bis zur Weichſel alle Höhen erleuchteten, gedacht' ich meines Vaterlandes. Da erglühte mein Angeſicht vor Schaam, und die Bruſt wurde mir zu eng, um den ſchwellenden Unwillen darinne zu herbergen. Iſt denn, dachte ich, die heilige Flamme nicht bloß auf dem Heerde der Prytaneen erſtorben? leuchtet ſie auch in helleniſchen Herzen nicht mehr? Hat die ungerechte Gewalt ſelbſt die Sehnſucht nach Freyheit erſtickt? oder ſchläft nicht vielmehr in jeder helleniſchen Bruſt das Gefühl, das jetzt die meinige durchglüht? Was ſind denn die Drangſale, über deren Ende jetzt Europa jauchzt, gegen die Schmach, die Griechenland täglich erfährt? Was iſt aller

Jammer des Kriegs gegen die Ruhe der Knechtſchaft, die keine Gewährſchaft hat gegen Beraubung und Mord? Wie hart auch immer das Joch des galliſchen Eroberers auf dem Nacken ſeiner Verbündeten gelaſtet haben mag, von den Lorbeern, die ſeinen Zepter umwanden, fiel doch mancher Zweig auf ihr Haupt, und der Sternengürtel der Siege, der ihn ſchmückte, warf auch auf die ſeinen Glanz, die gezwungen den goldnen Adlern ſeiner Herrſchaft folgten. Aber wir? — was iſt unſer Lohn, wenn wir uns auf den Schwellen der Pforte im Staube wälzen? was kann uns die Tyrannei eines unwiſſenden, in Wolluſt verſunknen Autokraten verleihen, der nicht einmal, wie ſein Vorbild Sardanapal, Muth zu einem tapfern Tode hat?

Indem ich dieſe Gedanken Tag und Nacht verfolgte, und Alles, was ich um mich hergeſchehn ſah, den Brand meines Innern nährte, fand ich Troſt in der Hofnung, daß die großen Ereigniſſe, deren Zeuge ich war, ihre Wirkſamkeit auch über uns verbreiten, und daß das Reich Gottes auch zu uns kommen müſſe, um das wir den Herrn

täglich bitten. Wenn es eine Zeit gegeben hat, in welcher ſich der Weſten wie eine Fluth auf den Oſten ſtürzte, um den Händen der Ungläubigen das heilige Grab zu entreißen, wo Könige und Fürſten, und was die Chriſtenheit edles hatte, der Gefahr und dem Tode trotzten, um den Weg nach der heiligen Stadt zu ſichern; wie ſollte nicht die jetzige Zeit, ſo durchdrungen wie ich ſie ſehe, von den edelſten Gefühlen der Gerechtigkeit, einem unglücklichen Volke die Hand bieten, wenn es ſich erheben ſollte, um das Grab der Freyheit zu öffnen? Sie kann nicht anders; ſie müßte denn auf ihrem ruhmvollen Wege umkehren, und das ſtrahlende Ziel, dem ſie entgegen ging mit dem Rücken anſehn wollen. Die, welche das aufgedrungene Recht mit Unwillen von ſich geſtoßen haben, können uns nicht verlaſſen wollen, wenn wir die gewaltſame Ungerechtigkeit aus unſern Grenzen vertreiben, und in dieſe Wiege der Menſchlichkeit und Wiſſenſchaft, Geſetz und Recht zurückführen. — Mit dieſen Gedanken richtete ich mich auf; und die Geſinnung, die ich bey meiner Rückkehr hier in unſerm Vaterlande gefunden habe,

läßt mich glauben, daß der Tag nahe ſey, wo ſich die Söhne von Hellas um das Panier der Freyheit ſammeln, und durch kühne Thaten die Schmach der vergangnen Jahrhunderte austilgen werden.

Mit dieſer Hofnung im Herzen laßt uns mit geſchärftem Auge die Zeichen der Zeit beachten, und die Gelegenheit faſſen, wenn ſie erſcheint. Als die entmuthigten Bewohner der Hauptſtadt an dem verhängnißvollen Tage der Eroberung dem Sieger nichts mehr entgegen zu ſetzen hatten, als ihre Furcht und die Mauern der Sophienkirche, wähnten ſie, daß ein Engel von Himmel kommen, und mit feurigem Schwerde die Feinde unaufhaltſam bis in die Gebirge von Aſien zurücktreiben würde. Kein Engel erſchien; aber der Feind drang ein, erſchlug und feſſelte die entmannte Schaar. Gott hilft denen, die ſich ſelbſt helfen. Ermannen wir uns, ſo wird auch der Bote des Himmels nicht fehlen. Das Recht, das vom Himmel ſtammt; das Vertrauen auf Gott und die Güte unſrer Sache; die Verachtung der Gefahr — das ſind die Götter, die mit uns in die Schlacht ziehen werden. Welcher Gott aber ſteht unſern Feinden bey? Ich ſehe

vor ihren wilden Horden die Furien ziehn, die aus dem Blute ihrer Opfer, aus Riga's reinem Blute, aufgeſtiegen, die düſtern Fackeln ſchwingen, um ſie unſern Lanzen und dem Verderben entgegen zu führen." —

Ariſtodemus, von den Bildern, die ſich in ſeiner Seele drängten, überwältigt, ſchwieg einige Augenblicke; dann fuhr er beruhigter fort:

„Ich verblende mich nicht gegen die Gefahren, die uns drohen, wenn wir unſre Feſſeln brechen. Schon die äußere Gefahr des Kampfes gegen einen ſchonungsloſen Feind, der im Beſitze aller Gewalt-Mittel iſt, muß groß ſcheinen; aber gegen die innere iſt ſie gering. Ich zweifle nicht, daß es rund um uns her, ja in dieſem Lande ſelbſt, Leute geben wird, die ſich ſcheu von uns abwenden, andre, die uns fragen werden: weshalb zieht ihr das Schwerd? Iſt euch nicht, wenn ihr harmlos dahin lebt, euer Daſeyn geſichert? Wer hindert euch den Acker zu bauen, euer Handwerk zu treiben, und unter dem mächtigen Schutze des Herrn, den uns Gott gegeben hat, das Meer zu befahren und Reichthum zu ſammeln? Was mangelt euch

denn, wenn ihr euer Kopfgeld bezahlt? Iſt nicht euer Tiſch mit den Gaben des Landes und Meeres bedeckt? Seyd ihr nicht köſtlich gekleidet? und dürft ihr euch nicht in dem Innern eurer Wohnungen mit Saitenſpiel und Tanz erfreun? Was verlangt ihr mehr? Wenn ihr keinen Antheil an der Regierung habt, weil ihr Unterthanen ſeyd, ſo ſeyd ihr dafür auch der Beſchwerden ledig, die mit der Ausübung der Macht unvermeidlich verbunden ſind, und ihr ſeyd für keine der Gefahren verantwortlich, die den Staat und die Regierung bedrohen können. Ihr genießt der Ruhe — des wünſchenswertheſten aller menſchlichen Güter — wenn ihr ruhig ſeyd; und wenn dieſe vielleicht bisweilen durch eine Aufwallung des Zornes oder eine Regung des Muthwillens unſrer Herrn geſtört werden ſollte; ſo bedenkt, daß ihr Glaube ſie dazu berechtigt, und daß es, nach dem unſrigen, beſſer iſt Unrecht zu leiden als Unrecht zu thun." —

„So werden viele ſagen, und manches ſchwache Herz wird dieſen Reden ſchmachvoller Feigheit Beifall geben. Aber dieſe Gefahr ſchreckt mich weniger; denn was die Zahl an denen verliehrt, die ſolche

Geſinnungen nähren, das gewinnt die gute Sache durch die Trennung von ihnen an innrer Kraft. Das was mir tiefere Beſorgniſſe verurſacht, iſt ein Anderes. Niemand iſt thörigt genug, um zu glauben, daß der Sclave, wenn er die Thür ſeines Kerkers erbrochen und ſich der Gewalt ſeiner Hüter entzogen hat, durch dieſe That ſchon zum freyen Manne werde. Seit Jahrhunderten iſt unſer Volk an die Galeere der Tyrannei gefeſſelt; es wird in ſeinem edeln Grimme die ſchmählichen Ketten zerbrechen; es wird ſich von ſeinen Drängern befreyn! — wird es ſich aber auch dadurch von allem dem Böſen befreyn, daß ſich ihm in dem Dunſtkreiſe der Knechtſchaft wie ein giftiger Niederſchlag angeſetzt hat? und wird es ſich von ſelbſt in die Schranken der Geſetzmäßigkeit fügen, ohne die es keine Freyheit gibt? Es iſt leider nur allzuwahrſcheinlich, daß Ehrgeiz und Eiferſucht, wie eine lang verſchloſſene Gluth, flammend ausbrechen, an unſren Kräften zehren, und vielleicht, was nicht minder verderblich wäre, zu ſtrafbaren Handlungen fortreißen wird, die uns den Anklagen unſrer Feinde bloſtellen können. Wird das

Volk nach langem, unmäßigem Leiden, im Siege Maaß halten können? und wird nicht jedes Unrecht, deſſen es ſich dann ſchuldig macht, zu einem Beweiſe gemisbraucht werden, daß wir nur gemeine Aufrührer ſind, die ſo ſchnell als möglich wieder in die verdienten Ketten geſchmiedet werden müſſen? — Dieß iſt die Gefahr, die ich am meiſten fürchte; ſie iſt die drohendeſte, und für mein Gemüth von allen die ſchmerzlichſte."

Nachdem Ariſtodemus geſchwiegen hatte, nahm Demetrius das Wort und ſagte: „Deine Beſorgniſſe mögen gegründet ſeyn; aber hüten wir uns, ihnen allzu ſehr nachzuhängen. Wenn der Tag der Gnade erſcheint, ſo laßt uns thun, was unſer gutes Recht fordert; bis dahin aber ohn' Unterlaß an uns ſelbſt arbeiten, um uns gegen die Verſuchungen zu ſchützen, von denen unſer Freund die größte Gefahr fürchtet. Wie aber der Muſelman in jeder Gegend der Welt, wohin ihn der Zufall oder ſein Wille geführt hat, ſeine Blicke beym Gebet nach der Caaba richtet, und keinen Tag den Mittelpunkt ſeines Glaubens vergißt; ſo laßt auch uns, wie es Chriſten geziemt, unſre Augen

auf das Kreuz heften, das zugleich das Zeichen der wahrhaften Freyheit, und eine Erinnerung an die Tugenden iſt, die der Menſch im Unglück und Glück allzuleicht vergißt. Nicht auf Einer Tugend allein ruht das Heiligthum der Freyheit. Der Muth allein verheert die Welt; die Klugheit allein erfüllt ſie mit Trug und Liſt; die Frömmigkeit iſt es, die jeder, auch der Gerechtigkeit die höhere Weihe gibt und jene edle Mäßigung erzeugt, die das Kennzeichen der Werke des helleniſchen Alterthums und ſeiner treflichſten Männer iſt.“

Alle fanden, daß Demetrius gut und recht geſprochen habe, und gelobten ſich gegenſeitig, an dieſer Geſinnung feſt zu halten. Die Nacht hatte indeß den Himmel umhüllt; aber die Sterne glänzten durch die Finſterniß, und ſchienen mit Augen der Liebe auf den Bund der Freunde herab zu ſchaun. Nach wenigen Tagen erſcholl die Kunde von den Unternehmungen der Hetäriſten, und daß der Aufſtand ſeine Fahnen im Norden des Landes erhoben habe. Sie eilten hinzu, und theilten jede Gefahr. In dem heißen Gefecht bey Thermopylä waren ſie alle vereint. Mit dem Schlacht-

ruf: Leonidas und ſeine Schaar! drangen ſie in die Feinde ein, und bahnten ſich durch ihre dichten Reihen den blutigen Weg. Da drangen neue Schaaren auf ſie ein. Sie wurden umringt, und fielen neben einander, wie die Jünglinge jener heiligen Schaar, die den Tag von Chäronea mit ihrem Ruhme bezeichnete.

---

10) „Von dem Saamen und Sprößlingen der Thiere und Pflanzen wiſſen wir, daß wenn ihm nicht die angemeſſene Nahrung zu Theil wird, oder die Witterung, oder der Platz, deſſen jedes bedarf, es eben deſto mehr Vortheile entbehren wird, je vorzüglicher es iſt; denn dem Guten iſt das Uebel nachtheiliger als dem Nicht-Guten. Wenn alſo die beſte Natur bey einer unangemeſſenen Nahrung ſchlimmer fährt, als die ſchlechte, ſo dürfen wir auch annehmen, daß die von der Natur am beſten ausgeſtatteten Seelen ausgezeichnet ſchlecht werden, wenn ihnen eine ſchlechte Erziehung zu Theil wird. Oder glaubſt du, daß große Ungerechtigkeit und vollendeter Frevel aus einer ſchwachen, und nicht vielmehr aus einer

kräftigen, aber durch Erziehung verderbten Natur entſpringe, während eine ſchwache Natur nichts Großes, weder im Guten, noch im Böſen hervorbringt?" Plato von der Republik 6. Buch. S. 491. D. — Die Worte unſers Textes, wie Luſt und Unluſt, ſpielen auf die bekannte Stelle im Phädon (S. 60. B. C.) und die daſelbſt erwähnte äſopiſche Fabel an.

---

11) Die Tugend kömmt, wie Plato ſagt*), von Gott, und Alles, worinne die göttliche Natur ſich ſpiegelt, führt zu ihr hin. Sie ſpiegelt ſich aber am klarſten in der Schönheit; denn das, was in der Schönheit entzückt, iſt eben die Unendlichkeit des Ueberſinnlichen, die ſich in ſinnlicher Begrenzung offenbart. Darum wird durch ſie die Idee der Gottheit in dem Gemüthe lebendig, und ein Verlangen erzeugt, die Harmonie, die in Gott iſt, in ſich darzuſtellen**). Daher iſt die

*) Menexen. T. II. p. 99.

**) Nach Pythagoras war die Tugend Harmonie, worunter er ohne Zweifel die Zuſammenſtimmung des vernünftigen und unvernünftigen Theiles im Innern des Menſchen verſtand, die er durch den Gebrauch der Muſik zu bewirken ſuchte. S. Ritter's Geſch. der Pythagor. Philoſ. S. 228. f.

Art der ſittlichen Bildung, welche auf dieſem Wege gewonnen wird, keineswegs eine blos äſthetiſche in dem dürftigen und beſchränkten Sinne, wie dieſer Ausdruck gemeinhin genommen zu werden pflegt; ſondern eine wahrhaft religiöſe, die dem, was in dem Ceremoniendienſte der Volksreligion mangelhaft iſt, zu Hülfe kömmt. Denn auch bey chriſtlichen Völkern iſt das, was in dem religiöſen Theile der Erziehung wahrhaft bildend und wirkſam iſt, nicht die Doctrin, ſondern das Aeſthetiſche d. i. dasjenige, was das lebendige Gefühl der höchſten Erhabenheit, welche in Gott und der höchſten Schönheit, die in der von Gott durchdrungenen Natur iſt, in dem Gemüthe erweckt und befeſtigt.

Nur eine nach dieſem Ziele hin gerichtete Erziehung kann bildend genannt werden; ein Prädicat, das derjenigen, welche nur unterrichtet und lehrt, nicht beygelegt werden darf. Die Alten unterſchieden beydes ſehr wohl. „Weißt du nicht, läßt Dio Chryſoſtomus*) den Diogenes zum

*) Orat. VI. p. 151.

Alexander ſagen, daß es eine doppelte Erziehung gibt, eine dämoniſche und eine menſchliche? Die dämoniſche iſt groß, kräftig und ſicher; die menſchliche klein, ſchwach, mannichfaltiger Gefahr und Täuſchung ausgeſetzt. — Die Menge nennt auch dieſe letztere Bildung, und wähnt, daß, wer die meiſten Schriften kenne, und die meiſten Bücher geleſen habe, auch der weiſeſte und gebildeteſte ſey. Und doch, wenn ſie auf Menſchen dieſer Claſſe ſtoßen, die nichtswürdig, feig und geldgierig ſind, müſſen ſie erkennen, daß eine ſolche Erziehung, ſo wie der Menſch ſelbſt, der ſie erhalten hat, wenigen Werth habe." — In gleichem Sinne behauptet auch Plato *), daß diejenige Erziehung, die ein von Vernunft und Tugend getrenntes Wiſſen fördere, illiberal und des Namens der Erziehung unwürdig ſey. Deshalb ordnet er denn auch die Gegenſtände, nach denen der Menſch ſtreben müſſe, um zu dem höchſten Gute zu gelangen, deſſen ſeine Natur fähig iſt, auf die Weiſe, daß er die erſte Stelle der Mäßigung, die zweyte dem Schönen und Voll-

*) De Legibus, I. p. 643. E. 644. C. Vergl. Wilh. Herm. Blum, de Platonis educandorum liberorum disciplina. 1818.

endeten, die vierte erſt der Wiſſenſchaft, und die letzte von allen den Gegenſtänden ſchmerzloſer Luſt anweißt*).

---

12) Da das Kind, ſagt Plato**), unter der Herrſchaft der Sinne ſteht, ſo kann ihm die Liebe zur Tugend nicht durch Lehre mitgetheilt werden, ſondern man muß ſuchen durch andre Mittel ſein Gefühl von Luſt und Unluſt in Uebereinſtimmung mit dem zu bringen, was die Geſetze und Vorſchriften der weiſeſten Menſchen fordern. Um ſie alſo zur Liebe der Tugend und zum Haſſe des Laſters zu gewöhnen, ſind Geſänge und Lieder dienlich, die ſich der Seele wie Zauberſprüche bemächtigen***), indem ſie ſchöne Thaten in ſchönen Worten und ergreifenden Rhythmen beſingen, und während ſie nur ein Spiel zu ſeyn ſcheinen, zu einem ernſten Ziele führen†). — Dieſer Lehre gemäß ſagt ein ſpäte-

*) S. Stallbaum Prolegg. ad Phileb. p. XCIV.

**) De Legibus II. p. 659. C. D.

***) ᾠδαὶ ὄντως ἐπῳδαί τινες οὖσαι.

†) Andere Stellen Plato's, in denen er die Bildung des Gemüthes und das Streben nach Tugend durch die Erweckung eines religiöſen Schönheitsſinnes zu

rer Platoniker*), nachdem er bey dem Staatsgeſetze eine freye Zuſammenſtimmung des Volkes mit demſelben verlangt hat, als ohne welche jenes nur eine todte Schrift ſey: „die Seele ſey gleichſam mit einer großen und wüſten Volksmenge angefüllt, deren innere Verwaltung nur durch Zuſammenſtimmung mit dem Geſetze geordnet werden könne. Dieſe Zuſammenſtimmung aber könne nur durch Zuziehung gewiſſer Künſte bewerkſtelligt werden; einmal ſolcher, welche den Leib zu einem gehorſamen Werkzeuge der Seele machen; dann ſolcher, die den Geiſt nähren, das wilde Aufſtreben der Begierden hemmen und beſänftigen; die edlern Kräfte, wenn ſie erſchlaffen, wieder aufwecken, Muth, Freudigkeit und Troſt gewähren u. ſ. w. — Daſſelbe, nur mit beſchränkterer Anſicht, meint ohne Zweifel auch Iſokrates**), wenn er ſagt, um die Heftigkeit der Begierden zu brechen, und das, was in ihnen wüſt und

---

befördern gebietet, ſind geſammelt von Cornel. Anne de Tex de Vi Musices ad excolendum hominem. S. 75. f.

*) Maxim. Tyr. Diss. XXXVII. 2. 5.

**) Areopag. c. 17.

verworren iſt, zu ordnen, hätten die Vorfahren die Seelen der Jugend mit dem Verlangen nach edeln Beſchäftigungen erfüllt, und ſie zu Arbeiten angehalten, die mit Luſt verbunden wären. Die Lehre hatte dabey nur einen untergeordneten Rang. Denn was Schleiermacher von der Religion ſagt, daß für Jeden, der ſie als ein Lebendiges anſehe, der Unterricht in ihr, in dem Sinne, als ob die Frömmigkeit ſelbſt lehrbar ſey, als ein abgeſchmacktes und ſinnleeres Wort erſcheinen müſſe, kann mit gleichem Rechte von der Bildung zur Tugend geſagt werden: „Unſere Meinungen und Lehrſätze können wir andern wohl mittheilen; dazu bedürfen wir nur der Worte, und ſie nur der auffaſſenden und nachbildenden Kraft des Verſtandes: aber wir wiſſen ſehr wohl, daß das nur die Schatten unſrer religiöſen [und ſittlichen] Erregungen ſind; und wenn unſre Schüler dieſe nicht mit uns theilen, ſo haben ſie, auch wenn ſie das Mitgetheilte als Gedanken wirklich verſtehn, doch daran keinen wahrhaft lohnenden Beſitz."

13) Es iſt hierbey vornemlich darauf zu achten, daß, ſo wie die Staaten der Alten, und die helleniſchen insbeſondre, auf Religion gebaut waren, ihr Gedeihen von der Obhut der Götter erwartet, dieſe aber von den Sitten der Bürger abhängig gemacht wurde. Die Erziehung ſelbſt beſchreibt Protagoras beym Plato*), indem er darthun will, daß die Tugend gelehrt werden könne, auf eine ſolche Weiſe, daß ihre Richtung auf die Sitten nicht verkannt werden kann: „Sobald, ſagt er, ein Knabe verſteht, was Andre ſagen, wetteifern Ammen und Mütter, der Pädagog und der Vater ſelbſt unter einander ihn nach Möglichkeit gut zu machen, indem ſie ihn bey Allem, was er thut, belehren, daß dieſes recht, jenes unrecht, das eine ſchön, das andre häßlich, jenes gottlos, dieſes fromm ſey; daher er denn das eine thut und das andre läßt. Gehorcht er von freyen Stücken, ſo iſt es gut; wo nicht, ſo ſucht man ihn wie ein gekrümmtes und verzogenes Holz durch Drohungen und Schläge

*) Protagor. p. 325. C.

gerade zu machen. Wird er dann zu einem Lehrer geſchickt, ſo wird dieſem auferlegt, weit mehr auf die Sittſamkeit und das Betragen der Knaben, als auf ihre Fortſchritte im Leſen und der Muſik zu achten. Dafür ſorgen denn auch die Lehrer, und wenn die Knaben Leſen gelernt haben, und das Geſchriebene eben ſo gut verſtehen, als früher das Geſprochne, ſo geben ſie ihnen die Werke treflicher Dichter zu leſen, und auswendig zu lernen, in denen viele gute Lehren enthalten ſind, und der alten Edeln Lob, damit die Knaben dadurch einen Antrieb bekommen, Jenen nachzueifern und ihnen ähnlich zu werden. Auch die Kithariſten bemühen ſich auf gleiche Weiſe um die Sitten ihrer Schüler. Sie halten ſie ab Böſes zu thun, und bringen ihnen die Werke andrer treflicher Dichter bey, um ſie zur Kithar zu ſingen, und eignen den Seelen der Knaben die Rhythmen und Harmonien an, durch die ſie zu größerer Milde, zum Gleichmaaß und der Gefügigkeit gebildet, und ſo zum Reden und Handeln geſchickt gemacht werden. Denn das ganze Leben des Menſchen bedarf der Gefügigkeit und

des Gleichmaaßes. Hierauf ſchicken ſie die Knaben zu den Turnmeiſtern, um den Körper geſchickt zu machen, guten Geſinnungen zu dienen, und nicht durch ſeine mangelhafte Beſchaffenheit im Kriege oder bey andern Handlungen zur Feigherzigkeit verführt zu werden. — Sind ſie nun mit den Lehrern fertig, ſo nöthigt ſie die Stadt, die Geſetze zu lernen, und ihnen gemäß zu leben — und wer ſie überſchreitet, den beſtraft ſie."

Dieſe und andre Einrichtungen der helleniſchen Erziehung, welche insgeſammt darauf gerichtet waren, die Gewalt der Triebe, wie die Fluth eines reißenden Stromes, in ſichre Ufer zu faſſen, waren durch Geſetze beſtimmt, die von den Göttern abgeleitet, oder durch ſie beſtätigt worden waren. Denn überall fing die Geſetzgebung mit der Erziehung an, wobey ſie vor Allem Ehrfurcht vor den Göttern, Gehorſam gegen die Eltern und Scheu vor dem Alter geboten. Daher war es herkömmlich, daß die Jünglinge ſich in Gegenwart der Bejahrteren zurückhaltend zeigten, ihnen auf der Straße aus dem Wege traten, und ihnen in

Verſammlungen ihre Plätze einräumten*). An den ſchönſten und edelſten Jünglingen wird ihre jungfräuliche Blödigkeit gerühmt; wie ſie mit geſenkten Blicken einhergingen, die Arme in den Mantel gewickelt**), wortarm in Gegenwart älterer Männer, und erröthend, wenn zu ihnen geſprochen wurde. Und aus dieſer blöden Jugend erwuchſen die Männer, die den Staat im Krieg und Frieden lenkten; dem einheimiſchen Tyrannen und dem auswärtigen Feinde kühn in die Augen ſahen, und lange Jahrhunderte durch Weisheit und Beredſamkeit, durch redende und bildende Kunſt belehrt und entzückt haben. Denn während die

*) Plutarch. Vit. Lycurg. c. 17. und 19. Instit. Lacon. c. 3. u. 4. Xenoph. de Rep. Lacedaem. c. 2. u. 3.

**) Dieß war auch Sitte der Männer, die auf Anſtand hielten, und der Redner, wenn ſie zu dem Volke ſprachen. Aeschin. Orat. c. Timarch. p. 52. ed. Reisk. Der erſte, der in Athen dieſe Sitte zu verletzen wagte, war der in Allem ungeſtüme, und das Maaß überſchreitende Kleon. S. Böttigers Vaſengemälde. 1. Th. S. 56. Anm. **. An dieſe äußern Dinge war vieles Wichtige geknüpft. „Sobald in Athen, ſagt Paſſow in Wachler's Philomathie. 3. Th. S. 277., die angebohrne Scheu vor alter heiliger Sitte überwunden war, ſank mit den Bollwerken des Ariſtokratismus die Schätzung der Tugenden, die man bis dahin geehrt hatte, Rechtlichkeit im öffentlichen, und Reinheit im häuslichen Leben.

Erziehung und der Gebrauch des geſitteten Lebens die überſchwängliche Kraft durch heilſame Schranken in ſich zurück drängte, verſtattete ſie dem Geiſte freye Entwickelung, indem ſie nur die Ziele bezeichnete, nach denen ſein Streben gerichtet ſeyn ſollte. Die neuere Pädagogik hat ſich dagegen bey ihren zahlloſen wohlgemeinten Verſuchen bisweilen bis zu einer Willkühr verirrt, die durch die milden Formen, unter denen ſie ſich verbarg, nur gefährlicher wurde. Die Bildung des Menſchen ſoll nicht die Vollendung einer Maſchine ſeyn, ſondern das Werk der ſich ſelbſt vollendenden Freyheit. Das Leben iſt oft mit einem Schauſpiele verglichen worden; ſoll die Erziehung ihren Zweck erfüllen, ſo muß ſie lehren, dieſes Schauſpiel mit Anſtand zu vollbringen. Denn nur der kann auf Achtung und auf den Namen eines Mannes Anſpruch machen, der die ihm von der Vorſehung anfgegebene Rolle mit Sicherheit, Würde und Angemeſſenheit durchführt, als ob er ſie ſich ſelbſt vorgeſchrieben habe, und ſo das Geſetz des Lebens, was es auch immer bieten mag, mit heitrer Freyheit erfüllt.

14) Man darf nicht meinen, daß, weil in Attika die Kunſt des Lebens zur höchſten Virtuoſität ausgebildet war, die Cultur anderer Völkerſchaften von Hellas verächtlich geweſen ſey. Selbſt Böotier, wie ſehr auch immer durch die politiſche Eiferſucht ihrer attiſchen Nachbarn der Ruf dieſes Volkes herabgedrückt worden iſt*), hatten ihren Antheil daran, wenn auch nicht in dem Maaße, wie das von der Göttin der Weisheit begünſtigte Volk. Ehe der Hymettus aus dem Dunkel der Zeiten hervortrat, erhob in Böotien der Helikon ſeinen ſchattenreichen Gipfel, wo in uralter Zeit der Chor der Muſen dem Askräiſchen Sänger entgegentrat, um ihn zu ihrem Prieſter zu weihn. Liebe zur Tonkunſt war herrſchend in dieſem Land. Hier tönten die Hymnen einer Korinna, und des dirkäiſchen Schwans, die ſchon allein hinreichen dürften, unſer Urtheil über böotiſche Bildung feſtzuſtellen **). Zwar iſt uns die Behauptung des

---

*) S. die Stellen der Alten in Wachsmuth's Helleniſcher Alterthumskunde. 1. Th. S. 65. f. Vergl. O. Müllers Orchomenos S. 13. f.

**) So urtheilt auch Themiſtius Or. 27. S. 334. C. daß wenigſtens einen Heſiodus, eine Korinna und ei-

Ephorus*) wohl bekannt, welcher ſagt, daß die Böotier die natürlichen Vortheile ihrer Lage zu einer dauernden Behauptung der Herrſchaft nicht hätten benutzen können, weil ſie, im Vertrauen auf kriegeriſche Tüchtigkeit, den Geiſt zu bearbeiten und auszuſchmücken verabſäumt hätten. Wie viel aber ſetzt nicht ſchon die Bildung eines Mannes wie Epaminondas voraus, und ſeines Freundes Pelopidas, die doch auch nicht allein ſtanden, ſondern von andern gleichgeſinnten Edeln umgeben waren? Und wie wäre denn ohne Bildung und ohne eine Erziehung, durch die ſich die Blüthe ſchöner Sittlichkeit entwickeln konnte, jene heilige Schaar von Jünglingen auch nur denkbar, die, dem Ausdrucke Plutarchs zu Folge**), in den ſiegreichen Schlachten der Thebaner Hellas belehrte, daß nicht der Eurotas allein tapfre Krieger erzeuge, ſondern daß Alle den Feinden furchtbar ſind, bey denen die Jugend gewöhnt wird, ſich des Schändlichen zu ſchämen, nach dem Rühm-

nen Pindarus der Vorwurf böotiſcher Roheit nicht beflecke.

*) Beym Strabo IX. 401. Tom. 3. p. 388.

**) Im Leben des Pelopidas Cap. 17.

lichen mit Eifer zu trachten, und den Tadel mehr als die Gefahr zu ſcheuen. — Solche Erſcheinungen eröffnen, wenn von der Tugend eines Volkes und der Kenntniß deſſelben die Rede iſt, hellere Ausſichten, als die mühſame Zuſammenkittung mannichfaltiger Ausſprüche, die oft der Misgunſt, der böſen Laune, dem Vorurtheile oder dem Streben nach Witz und Effect entfallen ſind, und in ihrer willkührlichen Verbindung ein Zerrbild geben, in welchem, trotz ſeiner Belege, keine Spur von Wahrheit zu finden iſt.

---

15) Im Kriton des Plato (p. 50. D.) wird Muſik und Gymnaſtik als dasjenige genannt, was die ganze bildende Erziehung (παιδείαν) umfaßt; und zwar jene (nach Republ. II. p. 376. E.) in Beziehung auf die Seele, die Gymnaſtik in Beziehung auf den Leib. (Vergl. de Rep. III. p. 403. C. D. VII. p. 521. D. E.) Um dieſer engen und innigen Verbindung willen nennt er (de Rep. III. p. 404. B.) die Gymnaſtik eine Schweſter der einfachen Muſik, welcher deshalb auch ſelbſt Einfachheit und Anſtand gezieme; und weiterhin (p. 412.

A.) ſagt er: wer beyde Künſte am Beſten zu miſchen und der Seele im rechten Maaße anzueignen verſtehe, werde mit größerm Rechte muſicaliſch genannt, als wer die Saiten eines muſikaliſchen Werkzeuges in Uebereinſtimmung bringe. Im Alcibiades (p. 106. E.) wird mit der Paläſtra Grammatik und Kithar verbunden, und als Gegenſtand des jugendlichen Unterrichtes genannt. So auch beym Ariſtoteles (Politic. VIII. 2, 2.), wo dieſen drey Gegenſtänden auch die Zeichenkunſt zugeſellt wird.

---

16) Ein wackrer und tüchtiger Mann, ſagt Plato*), wird es bey der Nahrung ſeines Leibes und der Behandlung deſſelben weder auf eine ſinnliche, bloß thieriſche und vernunftloſe Luſt anlegen, noch auf die Geſundheit allein; ſondern Stärke, Geſundheit und Schönheit werde nur inſofern von ihm geachtet werden, als ihn dieſe Eigenſchaften zur Sittlichkeit (σωφροσύνη) führten; indem ſein Streben immer darauf gerichtet ſeyn

*) De Rep. IX. p. 591. C. D.

werde, die harmoniſche Ausbildung ſeines Leibes mit der innern Harmonie ſeiner Seele in Einklang zu bringen. — Mit noch größerer Beſtimmtheit ſagt er in einer andern Stelle *), diejenigen, die nur von der Gymnaſtik Gebrauch machten, würden über Gebühr rauh und wild; diejenigen aber, die ſich an der Muſik allein genügen ließen, würden ſchlaffer als es ſich zieme. — Dieſe Anſicht erläuternd, ſchreibt einer der einſichtsvollſten Bewundrer der Platoniſchen Weisheit, Philipp Wilhelm van Heusde **): Quum e gymnicis exercitationibus, simul cum corporis robore animi etiam constantia quaedam ac fortitudo contraheretur: e musicis autem certaminibus simul cum animi temperantia, humanitate, pudore, ingenii quaedam tractabilitas, liberalitas, elegantia duceretur: et si quid vel ex illis crudi durive contrahi, vel ex his delicati mollisve duci videbatur, iusto id omne temperamento ad summam misceretur concinnitatem; ex hac utriusque artis conjunctione

---

*) De Rep. III. p. 410. D.

**) Specimen crit. Praefat. p. XVI.

in nulla non iuvenili mente existebat acer quidam idemque certus cum honesti decorique tum pulcri venustique sensus, quo nihil non magnum, praeclarum, generosum, nil non elegans, concinnum, suave, continuo agnoscebant, vehementique amore complectebantur. — Wegen der edeln Wirkungen, die aus einem ſolchen Vereine hervorgingen, ſagt denn auch Plato*), man dürfe wohl behaupten, daß ein Gott den Menſchen die Künſte der Gymnaſtik und Muſik verliehen habe, nicht bloß in Rückſicht auf den Leib oder die Seele allein — denn dieſes ſey nur beyläufig zu beachten — ſondern um Beydes durch ein angemeſſenes Spannen und Nachlaſſen in die vollkommenſte Uebereinſtimmung zu ſetzen. — Dieſer Anſicht einer ſehr frühen Zeit, in welcher ſie nur weniger zur Klarheit entwickelt war, iſt es ganz angemeſſen, daß die alten Mythen die Grundlagen helleniſcher Bildung von einem Gotte ableiten, in welchem ſich die Eigenthümlichkeit der helleniſchen Natur am vollkommenſten darſtellt. Hermes, deſſen Geſtalt eine durch Uebung des Leibes ausgearbeitete und voll-

*) De Rep. III. p. 411. E.

endete Schönheit zeigt, iſt der Vater der Paläſtra, der Erfinder der Kithar, und der Lehrer wohlgebildeter und kunſtvoller Rede; Eigenſchaften, die der römiſche Lyriker mit Recht als die Mittel vereinigt, die das rohe Leben des noch jugendlichen Menſchengeſchlechtes gebildet haben*). So war auch Athene zugleich die Göttin des Kriegs und friedlicher Wiſſenſchaft; kaum gebohren übt ſie den Waffentanz, erfindet das Spiel der Flöte und ſchmückt das Leben mit mannichfaltiger Kunſt. Auf gleiche Weiſe vereinigt ſich dieſes zwiefache Streben im Apollo, dem Führer des unfehlbaren Bogens, dem Erfinder der Lyra und dem Ordner der Muſentänze, der auch den Diskus zu werfen verſteht, den Kampf mit Herakles nicht ſcheut, und ſelbſt den Ares im Fauſt-Kampf, den Hermes im Laufe beſiegt (Pausan. V. 7, 10.).

---

17) Gegen die Behauptung einiger wenigen, die den Spartanern den Gebrauch der Muſik in der Erziehung abſprechen, ſtehen andere beſtimmte

---

*) Horat. 1. Od. X. Vergl. Diodor. Sic. 1. 16.

Zeugniſſe, denen wir den Glauben nicht verſagen können. Lykurgus, ſagt Plutarch*), miſchte mit den kriegriſchen Uebungen Philomuſie, um durch die Miſchung der kriegeriſchen Stimmung mit der melodiſchen, Harmonie und Einklang zu bewirken; wobey es dem Geiſte der ſpartaniſchen Zucht angemeſſen war, daß ſie denjenigen Melodien und Geſängen den Vorzug gaben, die das Gemüth zum Handeln anregten, und die Jugend ſolche Lieder lehrten, die mit Verachtung der Feigheit und ſchlechter Geſinnungen erfüllten. Daſſelbe ſagt Quinctilian**): Lycurgus durissimarum Lacedaemoniis legum auctor, musices disciplinam probavit. Daß aber die Muſik bey dieſem Volke weniger als bey andern der Veränderung unterworfen geweſen, erwartet man ſchon von ſelbſt, wenn es auch nicht durch ausdrückliche Zeugniſſe beſtätigt würde. S. Athen. XIV. p. 624. C. und Caſaubons Anmerkungen p. 899. Vergl. Plato de Legg. II. p. 660. B. Plutarch T. II. p. 238. C. Manſo's Sparta 1. 2. S. 164. ff.

---

*) Tom. II. p. 238. A. B.

**) Instit. Or. 1. 10.

und vorzüglich die reichhaltige und gelehrte Entwickelung des ganzen Gegenſtandes in K. O. Müllers Doriern II. Abth. 4. Buch 6. S. 316. ff.

---

18) Vor einſeitiger Uebung der Athletik warnend, ſagt Ariſtoteles*), daß ſie der Entwickelung der Geſtalt und dem gleichförmigen Wachsthume nachtheilig ſey, und dasjenige, was zu edler Bildung führen ſolle, zum Handwerke herabwürdige; und Plato**) ſagt, daß ſie die Wißbegierde erſticke, den innern Sinn ertöde, taub und blind mache, und die Empfindungen weder nähre noch reinige, woraus Miſologie und Amuſie hervorgehe. Ausführlicher haben ſich andre dagegen erklärt; am heftigſten Galenus***), der indeß mehr nach der Theorie und von Hörenſagen, als aus eigner Erfahrung urtheilt, und ſich am meiſten auf die Ausſprüche des Euripides ſtützt, der ſelbſt in ſeiner Jugend für dieſe Kunſt erzogen, ſie an mehr als einer Stelle ſeiner Tra-

*) Politic. VIII. 3. und 4.

**) De Rep. III. p. 411. C. D.

***) Protrept. c. 9—14. Tom. II. p. 9. ff. ed. Chart. Opp. Medic. Vol. I. p. 20—37. ed. Kühn.

gödien angegriffen hat. Was dieſe Schriftſteller von der Athletik behaupten, wendet de Pauw *) fälſchlich auf die Gymnaſtik an, die er die verderblichſte aller Künſte nennt, indem er zugleich behauptet, daß ſie nur von Menſchen aus dem ſchlechteſten Pöbel und aus den ruhmloſeſten Winkeln Griechenlands erlernt und getrieben worden. Wenn auch das, was Iſokrates, auf deſſen Zeugniß er ſich beruft, von einigen Athleten ſagt, allgemeiner ausgeſprochen wäre, und dadurch alle Athleten insgeſammt mit dem Vorwurfe der Stupidität und Roheit belaſtet würden, weil ſie, wie Diogenes ſagte, von Schwein- und Ochſen-Fleiſche gleichſam aufgebaut waren, ſo trift doch dieſer Vorwurf die Gymnaſtik nicht, die nur ein ergänzender Theil der Erziehung war, und ihr Ziel in der Ausbildung des Leibes zum freyen Gebrauche ſeiner Glieder fand. Eng hing mit dieſem Zwecke die ſittliche Wirkung zuſammen, der feſte und männliche Sinn **), Gleichmuth und Unerſchrockenheit in Gefahr ***), und

*) Récherches sur les Grecs. I. S. 147. f.

**) Plato Gorgias p. 452. B.

***) de Rep. V. p. 466. E. VII. p. 537. A. III. p. 387. D.

in dem gewöhnlichen Gange des Lebens jenes Gefühl von Genüge und Sicherheit, ohne das es weder Glück noch Zufriedenheit gibt*).

Auch das, was Quinctilian**) dem Jünglinge, den er zum Redner bilden will, in Beziehung auf die Paläſtra ſagt, obgleich nach ſeinem Zwecke einſeitig beſchränkt, dürfte hier eine Stelle finden: ne illos quidem reprehendendos putem, qui paulum etiam palaestricis vacaverint. Non de his loquor, quibus pars vitae in oleo, pars in vino consumitur, qui corporis cura mentem obruerunt; hos enim abesse ab eo, quem instituimus, quam longissime velim; sed nomen est idem iis,

*) Celui qui a dit qu'il n'y avait dans la vie que deux seuls biens, le bon sens et la santé (ὑγίεια καὶ νοῦς ἐσθλὰ τῷ βίῳ δύο) a dit une grande vérité. Coray Discours prélim. au Discours d'Hippocr. sur les Lieux etc. p. XLIV. Schön und wahr iſt, was Fr. Thierſch in der Zueignung ſeines Pindarus an Jahn ſagt: „Von der Bildung und Pflege, die der Grieche in ihrer Vollheit genoß, iſt uns die eine Hälfte, die des Leibes, zu Grunde gegangen, und mit ihr die Hälfte der Güter, welche das Leben bieten kann. Eine halbe Geſundheit, eine halbe Kraft, ein halbes Gefühl unſrer ſelbſt und der Freude, ein halbes Leben iſt uns zurück geblieben. Nicht einmal kömmt dem Geiſte zu gut, was dem Leibe entzogen wird.“

**) Instit. Orat. I. 11, 15.

a quibus gestus motusque formantur. — Et certe quod facere oporteat, non indignandum est discere, quum praesertim haec chironomia — et ab illis heroicis temporibus orta sit, et a summis Graeciae viris, et ab ipso etiam Socrate probata, a Platone quoque in parte civilium posita virtutum, et a Chrysippo in praeceptis de liberorum educatione compositis non omissa.

---

19) Der Mangel an den rechten Leibesübungen, vor denen jetzt, wie es ſcheint, vorzüglich die höhern Stände zurückbeben, die es doch ſonſt für ihren größten Ruhm hielten, nicht bloß durch die Vollgültigkeit ihrer Geſchlechtstafeln, ſondern durch die Vollkraft ihres Leibes Turnfähig zu ſeyn, muß auf dieſe um deſto nachtheiliger wirken, je mehr ihnen durch Wohlhabenheit, häusliche Gewohnheiten und reichliche Muſſe Mittel und Gelegenheit zur Verweichlichung geboten werden. Daher geſchieht es denn, daß ſich bey ihnen der Drang nach Genuß ſchon in einem Alter entwikkelt, wo, der natürlichen Ordnung nach, die Begierden der gefährlichſten Art noch ſchlummern

ſollten; und dadurch nicht nur der Leib geſchwächt, ſondern auch die Kräfte des Geiſtes oft auf eine unheilbare Weiſe angegriffen werden. Dieſe Verabſäumung der Gymnaſtik iſt denn auch die Urſache, daß ſich die höhere Abkunft der edelſten Jugend nicht mehr, wie vordem, durch einen kräftigen Gliederbau, ſondern nur durch das auszeichnen, was eine beſſere Nahrung und die ſchonendere Pflege des Körpers gewährt, das heißt, durch diejenigen Eigenſchaften, die nach dem Ausdrucke der Alten, den im Schatten Erzogenen eigenthümlich ſind. Dabey verſchwindet denn nothwendiger Weiſe die wahrhafte männliche Schönheit, und weicht dem, was, als weibliches Abzeichen, den Alten verächtlich geſchienen hätte. Dieſen und ähnlichen Uebeln, die, um nichts Härteres zu ſagen, den Sitten nicht heilſam ſeyn können, verſprach die Turnkunſt zu wehren, die ſich, nach früheren leiſen Anfängen, in einem glücklichen und großen Moment des deutſchen Lebens, ſchnell und kräftig erhob, um, nach kurzem Beſtand, durch ein beklagenswerthes Zuſammenwirken ungünſtiger Verhältniſſe wieder unterzugehn. Was für dieſe

Kunſt, deren Wiederbelebung wir von dem Fortgange der Zeit hoffen, ehe uns der Drang der Noth ihren Mangel von neuem fühlbar macht, geſagt werden kann, iſt von deutſchen Männern *) mit eindringender Beredſamkeit geſagt worden; vielleicht aber nie auf eine kräftigere und bündigere Weiſe, als in einer Verordnung des Schleſiſchen Conſiſtoriums (vom Jahr 1816.), aus welcher wir die hierher gehörigen Worte, als auf die ſich die eben geäußerte Hofnung gründet, hier einſchalten: „Wir empfehlen die Turnübungen als einen weſentlichen Gegenſtand der allgemeinen Volksbildung, und wünſchen, daß ſich zu ihrer weitern Verbreitung alle mit uns vereinigen, die ſich überzeugt haben, daß eine geſunde Seele auch gern in einem geſunden Körper wohnt, daß es zur vollkommnen Bildung des Menſchen gehört, nicht in Schlaffheit und Weichlichkeit erfunden zu werden, ſondern auch ſeiner leiblichen Kraft vertrauen zu dürfen, und daß wir das kunſtvolle Gebilde, womit der Schöpfer unſern Geiſt umgeben

*) Gutesmuths, Jahn, Paſſow, Thierſch, Orelli u. a.

hat, auch in ſeiner eigenthümlichen Schönheit und Tüchtigkeit vor ihm darſtellen."

Ich habe mir bisweilen die ehrenveſten Bürger Athens, die in Plato's Laches den Hoplomachos Staſilaus verſpotten, der doch kein ungeübter Mann war, aber ein Geck, in die Schule eines unſrer Tanzmeiſter verſetzt gedacht, mit welchen Gefühlen ſie wohl einen ſolchen Pädotriben unſrer Jugend betrachten würden, der nach dem kläglichen Gewinſel einer Duodez-Violine ſeine zierlichen Füſſe ſchwenkt, vorwärts und rückwärts trippelt, ſich auf- und ab-ſchnellt oder bis zum Schwindel vorgeſchriebene Kreiſe durchhüpft, oder eine ſchwächliche, ſchwitzende Jugend beyderley Geſchlechts, deren körperliche Bildung ihm anvertraut iſt, in vertrauter Umarmung um ſich her hüpfen läßt. Oder wenn wir ſie aus dem Staube und der Stickluft des eingeſchloſſnen Raumes in das Wohnzimmer eines Fräuleins führten, um dem Unterrichte des Muſiklehrers beyzuwohnen, der, wenn er ſeine Schülerin in den gewaltſamen Springen, den wundervollen Läufen und den labyrinthiſchen Verſchlin-

gungen einer Bethoviſchen Sonate mühſam geübt hat, ſie zur Erholung durch einen neuen Walzer, einen engliſchen Tanz oder eine muntre Arie erquickt. Wenn ſie nun auch dieſes, nicht ohne Verwunderung, geſehn und vernommen hätten, und ſie nun nach den ernſtern Bildungsmitteln fragten, müßten wir ſie wohl zu dem Fechtmeiſter führen, welcher die ihm anvertraute Jugend unterweißt, unter großem Geräuſche der Füſſe, zwey funkelnde Klingen mit der Schnelligkeit des Blitzes gegen einander zu treiben, ſie mit leichter Bewegung der Fauſt abzuwehren, damit der lederne Ballen, mit dem ſie geſchützt ſind, nicht den Arm oder die Bruſt berühren. Wenn ſie nun auch dieſe neue Art der Hoplomachie lächelnd beobachtet hätten, würden ſie ohne Zweifel fragen, was denn dieſe Bruchſtücke moderner Bildung eigentlich beabſichtigten, und ob man ſich wohl ſchmeichle, den Leib zu bilden, wenn man die Fußgelenke beweglich und die Fauſt behende mache? wie denn auch nicht wohl abzuſehn ſey, wie man durch dieſe Art der Gymnaſtik, oder durch die wunderlichen Muſikübungen, denen ſie jetzt bey=

gewohnt hätten, auf die Geſinnung und Sitte wirke. Auf dieſe Zweifel müßten wir ihnen mit einigem Erröthen antworten, daß es dabey allerdings auf ſo hohe Dinge nicht abgeſehn ſey; ja, wir würden bey weiterem Nachfragen eingeſtehen müſſen, daß wir uns nicht einmal um die Geſinnungen und Sitten der Uebungsmeiſter kümmerten, die immerhin gemein und niedrig ſeyn möchten, wenn ſie nur ihre Fertigkeit hinlänglich erprobt hätten. Sie dürften übrigens keineswegs glauben, daß uns die Wichtigkeit der alten Gymnaſtik und ihre Einwirkung auf das Leben unbekannt ſey; vielmehr werde in den Schulen oft davon geſprochen, und jeder Schüler ſey überzeugt, daß das wackre und rüſtige Weſen der Alten in der Paläſtra gehegt und genährt worden. Dabey müſſe es aber auch ſein Bewenden haben; denn was in ſo alter Zeit gut und heilſam geweſen, würde jetzt böſe und verderblich ſeyn. Man habe dieß ganz deutlich geſehn, als einige enthuſiaſtiſche Bewundrer des grauen Alterthums ſolche Uebungsſchulen geöffnet hätten, um, nach der Weiſe der Alten, bey kräftiger Ausbildung des Leibes auch die Geſinnun-

gen zu ſtärken und zu veredeln. Kaum habe die Sache begonnen, als ſie, ohne Zweifel aus gültigen, wenn gleich nicht hinlänglich bekannten Gründen, eine Furcht vor Empörung und Aufruhr erregt habe; worauf man die Uebungsplätze geſchloſſen, und zu der frühern Weiſe die Jugend geſchmeidig zu machen, zurückgekehrt ſey. Was die Geſinnungen und Sitten beträfe, ſo glaubten wir, daß zu ihrer Bildung der Unterricht in der Heilslehre hinreiche, dem auch die Polizey mit vielen wirkſamen Mitteln zu Hülfe käme. — Bey dieſer Erklärung würde ohne Zweifel das Erſtaunen unſers Mileſias, oder Laches, oder Nikias noch höher ſteigen, und ſie würden vielleicht fragen, was wir denn aus den Werken der groſsen Männer ihres Volkes lernten, die, wie ſie vernommen hätten, in unſern Schulen erklärt würden. Hierauf würden wir ihnen nun augenblicklich antworten, wir lernten daraus zuförderſt die Wörter und Redensarten, deren ſich die groſsen Schriftſteller der helleniſchen Nation zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Gattungen ihrer Werke bedient hätten; dann die Regeln,

nach denen ſie bey der Zuſammenfügung ihrer Rede verfahren wären. Hierin, würden wir fortfahren, iſt es durch unermüdlichen Fleiß und die ſchärfſte Aufmerkſamkeit ſo weit gebracht worden, daß wir neuern Dichtern, Geſchichtſchreibern, Rednern und Philoſophen die Fehler nachweiſen können, die ſie im Schreiben aus Unwiſſenheit oder aus Nachläſſigkeit und Uebereilung begangen haben; ja, wir ſchmeicheln uns, von dem, was ſie gemacht haben, oder hätten machen ſollen, beſſer und gründlicher Rechenſchaft geben zu können, als jene Männer ſelbſt. Dabey ſind wir auch gar ſehr darauf bedacht, auf das genauſte zu erforſchen, wie es in allen Dingen bey Euch ausgeſehen; ſo daß wir nicht nur den Markt von Athen, den Pnyx, den Keramikus, die Gymnaſien und Tempel, ſondern auch die Leſchen, die Schoppen der Bader, die Werkſtätten der Künſtler und Handwerker, und die ganze Wirthſchaft der Hetären ſo genau kennen, als ob wir mit ihnen gelebt hätten. Aber nicht bloß dieſe Einzelnheiten beſchäftigen uns, ſondern wir erheben uns auch zu den höchſten Geſichtspunkten, indem wir die Natur Eurer Staa-

ten und Eurer Geſetzgebung durchforſchen; die Geſchichte in ihrem weiteſten Umfange und ihren kleinſten Beziehungen unterſuchen; den Werth Eurer großen Männer und ihrer Werke ſorgfältig abwägen; die Geiſter prüfen, und in die geheimſten Tiefen der Kunſt und Philoſophie hinabſteigen. Wären wir denn nun einmal ſo im Zuge uns zu loben, würden wir vielleicht hinzuſetzen: Der Eifer, welcher uns ſeit vier Jahrhunderten beſeelt, Eure Werke nachzuahmen, hat uns auch veranlaßt, uns in Reden, Gedichten und gelehrten Schriften Eurer, noch mehr aber der lateiniſchen Sprache ſtatt unſrer Mutterſprache zu bedienen, und zu den Zeiten unſrer Väter war es nichts ſeltenes, Männer zu finden, die ſich beyder Sprachen ſo bemächtigt hatten, daß ſie ſich in ihrer Mutterſprache nur mit Mühe, oder nach der Weiſe des gemeinen Volkes darinne ausdrücken konnten; was nun freylich jetzt — wie manche behaupten zum Nachtheil der Gründlichkeit — anders geworden iſt.

Auf dieſe und andre Reden, die zu erweitern nicht ſchwer fallen dürfte, möchten unſre athenienſiſchen Bürger vielleicht antworten: Fürwahr, Ihr

ſeyd ein wunderbares Geſchlecht. Arbeitſamkeit, anhaltenden Fleiß und natürliche Gaben wird man Euch nicht abſprechen können, wenn Alles ſo iſt, wie Ihr uns ſagt; aber nach dem, was wir bey Euch geſehen und aus Euerm Munde vernommen haben, möchten wir ſagen, daß ihr Leuten gleicht, die mit großer Mühe ein Schiff erbauen, und es mit allem Zubehör ausrüſten, um das goldreiche Land des Königes Arganthonius aufzuſuchen, aber ohne die Cynoſura zu kennen. Ihr möget daher wohl Vieles entdecken, was zu unſrer Zeit auch gelehrtern Leuten unbekannt war; wenn ihr aber zu Eurem Ziele gelangt, ſo habt ihr dieß mehr dem glücklichen Zufalle als Eurer Geſchicklichkeit zu verdanken. Die Tugend erwuchs in unſerer Heimath aus andern Wurzeln; ſie wurde in die Geſundheit des Geiſtes und Leibes geſetzt, und dieſe durch eine gleichförmige, einfache, aber in allen ihren Theilen wohl zuſammenhängende Erziehung gefördert. Möchtet ihr den Muth haben, eine ſolche Erziehung, wie ſie Eurer Zeit und der Verfaſſung Eurer Staaten angemeſſen iſt, zu ſuchen: dann werden Euch die Götter auch das Uebrige verlei-

hen, und Deutſche Mannhaftigkeit mit helleniſcher Tugend wetteifern können."

---

20) Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der alten Sinnesart, das Leben, wenn es auf die rechte Weiſe geſtaltet iſt, ohne äußere Zwecke, um ſein ſelbſt willen zu achten; zu ſeiner rechten Geſtaltung aber gehört auch die Fähigkeit eines edeln Genuſſes der Muſſe. Nachdem Ariſtoteles in der Politik (VIII. 3.) tadelnd bemerkt hat, daß ſich in ſeiner Zeit Einige mit der Muſik nur um der Luſt willen beſchäftigen, die ſie gewährt, ſetzt er hinzu: „Die Vorfahren gaben ihr eine Stelle unter den Gegenſtänden der Bildung, weil die menſchliche Natur ſelbſt fordere, nicht bloß auf die rechte Art geſchäftig, ſondern auch auf eine ſchöne und edle Art müſſig ſeyn zu können. Denn dieſes letztere iſt das Ziel aller Thätigkeit." So urtheilten die Beſten unter den Alten, und ſicherlich war der ältere Scipio nicht der einzige, welcher von ſich ſagen konnte, er ſey nie weniger müßig, als wenn er müßig, nie weniger allein, als wenn er

allein ſey (Cicero de Offic. III. 1.). Auch die Fülle der Muſſe, die Lykurg ſeinen Bürgern zu verſchaffen bemüht war (Plut. Vit. Lyc. c. 24.), wurde nicht geſucht, um „in lebloſe Trägheit zu verſinken, wie diejenigen glauben, die von Jugend auf das Joch der Arbeit ſchleppen, von einem wahrhaften Leben keinen Begriff, und keine Sehnſucht nach einem Genuſſe haben, der ihnen unbekannt iſt.“ (S. K. O. Müller's Dorier. II. 2. S. 397. f.)

Ueber den Zweck der Gymnaſtik insbeſondre wird am ausführlichſten in Lukians Schrift über die Gymnaſien *) geſprochen, aus welcher Fr. Thierſch in den Anmerkungen zu ſeiner zweyten Abhandlung über die Epochen der Kunſt (nr. 186. p. 73. ff.) einen leſenswerthen Auszug gegeben hat. Hierher gehört daraus vornemlich, was zur Belehrung des Anacharſis, dem als einem Scythen und Barbaren dieſe Art der Erziehung ſeltſam und unerklärlich ſchien, am Schluſſe einer längern Rede geſagt wird: „Dieſes, Anacharſis, ſind die Uebungen, die wir mit unſern Jünglingen anſtellen, indem wir glauben, daß ſie dadurch zu tüch-

*) Luciani Opp. Vol. VII. ed. Bip.

tigen Wächtern der Stadt gebildet werden, und uns den Genuß der Freyheit verſchaffen, wenn ſie die Feinde im Fall eines Angriffs beſiegen, und ſich unſern Nachbarn furchtbar machen können — außerdem aber werden ſie auch im Frieden um vieles beſſer ſeyn, indem ſie nichts ſchlechtes zum Ziel ihrer Beſtrebungen machen, noch ſich aus Müßiggang zum Uebermuth und Muthwillen wenden, ſondern ſich mit ſolchen Dingen beſchäftigen und darinne thätig ſind."

Gymnaſtiſche Kriegsſpiele waren übrigens auch den Griechen nicht fremd, und Cicero hatte in Lacedämon noch Schaaren von Jünglingen geſehn, die mit ſolcher Anſtrengung gegen einander kämpften, daß ſie den Tod einer Niederlage vorzuziehn ſchienen*). Mit Recht aber ſagt K. O. Müller**) bey Gelegenheit dieſer Spiele: „Allerdings wurde hier die Gymnaſtik in eine nähere Beziehung mit dem Kriege gebracht — indeß würde

*) Cicero Tusc. Qu. V. c. 27, 77. Vergl. die genauere Beſchreibung beym Pauſanias III. 14, 8—10. und die Erwähnung der Mantineiſchen Hoplomachie beym Athenäus IV. c. 41. p. 154. D. E.

**) Die Dorier II. Abth. S. 313.

man ſehr irren, wenn man deshalb nur im Kriege die Oberhand zu behalten, als den Zweck aller körperlichen Erziehung bey den alten Doriern faſſen wollte. Denn iſt nicht der Sieg im Kriege ſelbſt nur wieder ein Mittel zur Darſtellung eines in freier Kraft und geſunder Schönheit vollendeten Lebens?"

Von der Einwirkung der Gymnaſtik auf die Geſundheit haben die Alten häufig geſprochen, ſeitdem Herodikus, ein Paidotribe, durch Lehre und Beyſpiel den Zuſammenhang jener Kunſt mit der Arzneykunde gelehrt hatte*). Auch vom Hippokrates iſt dieſer Gegenſtand nicht überſehen worden, und ein langer Abſchnitt ſeiner Schrift über die Diät iſt den Wirkungen der einzelnen Uebungen gewidmet**).

---

21) „Wie Schafe und andre Thiere, ſagt Plato (de legg. VII. p. 808. D.) nicht ohne Hirten ſeyn können, ſo auch Knaben nicht ohne Päda-

---

*) S. Plato de Rep. III. p. 406. A. Die Stellen der Alten über ihn und den Jkkus ſind geſammelt von C. F. Hermann ad Lucian. qu. hist. scr. sit. p. 218. f.

**) de Diaeta II. Tom. I. p. 699—705. ed. C. G. Kühn.

gogen. Kein Thier iſt ſo ſchwer zu behandeln als ein Kind. Denn da ſein Verſtand noch nicht geordnet iſt, iſt es tückiſch, eigenſinnig, und muthwilliger als irgend ein Thier. Deshalb muß man es durch mannichfaltige Zügel bändigen; erſtlich, wenn es von der Amme und der Mutter entfernt worden, durch den Pädagogen, dann durch den Lehrer.“ Es iſt nicht zu bezweifeln, daß man bey der Wahl dieſer Führer mit Sorgfalt zu Werke gegangen iſt, indem man ſolche Sclaven dazu wählte, auf deren Character man vertrauen konnte; ja daß man ihnen ſelbſt zu einem ſolchen Zwecke eine ſorgfältigere Erziehung geben ließ, und ſie bey ihrem wichtigen Geſchäfte mit Achtung behandelte (Aristot. Oecon. I. 5. p. 279.). Dieſer Annahme widerſpricht dasjenige nicht, was Sokrates (in Platon's Alkibiades I. p. 122.) zum Alkibiades ſagt, Perikles habe ihm den Zopyrus zum Pädagogen gegeben, welcher ſeines Alters wegen der unnützeſte aller Sclaven ſey; indem die körperliche Kraftloſigkeit des Bejahrten ſeine Tüchtigkeit zur Aufſicht nicht ausſchließt, und überhaupt die Worte nicht allzuſtreng zu nehmen

ſind, da es Sokrates in dieſer ganzen Rede auf Demüthigung des übermüthigen Jünglings anlegt. Wenn aber Ariſtoteles (Politic. VII. 15, 6.) ſagt, daß die Erziehung der Kinder am wenigſten durch Sclaven beſorgt werden ſolle, ſo iſt dieſes nicht ſo zu verſtehen, als ob er den Gebrauch des Pädagogen tadle, dem in der Regel nicht die Erziehung, ſondern nur, außer den Anfängen des Unterrichtes (Quintil. Inst. Or. I. 1, 8.) vornemlich die Aufſicht über den anvertrauten Knaben oblag, die meiſt nur in dem Abwehren des Schädlichen beſtand, wobey ihm auch körperliche Züchtigungen anzuwenden, nicht unterſagt war (Liban. Tom. IV. p. 863. ed. Reisk.). Ausnahmen konnten bey der großen Mannichfaltigkeit der Individuen des Sclavenſtandes leicht vorkommen; wie wenn ein Mann wie Diogenes zum Sclaven wurde, deſſen Erziehung der Söhne ſeines Herrn in einem eignen Buche (Eubulus *Διογένους πρᾶσις*) beſchrieben war. Ein Auszug ſeines Inhaltes, der für die praktiſche Erziehungskunſt nicht unbedeutend geweſen zu ſeyn ſcheint, iſt beym Diogenes Laert. VI. 30. 31. erhalten. Am beſten möchte wohl die Pflicht und

das Benehmen eines gewiſſenhaften Pädagogen beym Plautus in den Bacchiden in der Perſon des Lydus, und vornemlich in der belehrenden Scene (III. 3.) dargeſtellt seyn, in welcher der ſtrenge Führer des verleiteten Jünglings den nachſichtigen Vater ſchilt, der die Ausſchweifungen ſeines Sohnes damit entſchuldigt, daß er ſelbſt auch dergleichen in ſeiner Jugend gethan habe. Außer den Pädagogen aber hatten beſondere, vom Staate beſtellten Obrigkeiten (Pädonomen) die Aufſicht über die Sitten der Jugend, ſelbſt in dem Innern des väterlichen Hauſes, ſo daß ſie z. B. den Verkehr der Jünglinge mit den Sclaven zu hindern berechtigt waren (Aristotel. Polit. VII. 15.); und auf den Uebungsplätzen die Gymnaſiarchen, von deren Strenge uns Aeſchines (Dial. de Morte. c. 8. und de Divit. c. 21.) eine Vorſtellung gibt. Mit dem achtzehnten Jahre traten die athenienſiſchen Jünglinge in die Claſſe der Epheben, und von dieſer Zeit an, bisweilen auch noch ſpäter (S. Plaut. Bacchid. III 3, 18.), waren ſie von der Aufſicht der Pädagogen frey, nicht aber von der Zucht der vom Staate beſtellten Aufſeher, über

die der Areopagus wachte. S. Böckh Ind. Lectt. Univers. Berolin. an. 1819. p. 7.

---

22) Uebungen des Leibes mit den Geſinnungen, und gymnaſtiſche Fertigkeiten mit der Sittigung verbunden zu denken, und jenen einen Einfluß auf dieſe beyzulegen, iſt der neuern Zeit fremd. Den Alten ſchien beydes unzertrennlich. Wenn daher Pindarus in ſeinen wunderbaren Geſängen, die mit ihrer einfachen und tiefen Würde der modernen Anſicht ein Räthſel ſind, die Sieger der gymniſchen Spiele feyert, ſo iſt es nicht die Kraft der Hände und Füße allein, die er preißt, ſondern die Bildung „in welcher jene „Kraft mit Scheu vor den Göttern und Frömmig„keit, mit Mäßigkeit, mit Verſchmähung des „Uebermuthes und der Ungebühr, mit Ehrfurcht „vor dem Geſetz und den Eltern, mit edler Ge„ſinnung gegen Freunde und Fremdlinge, mit „weiſem Gebrauche des Reichthums, lebendigem „Gefühl für Ruhm und Ehre, und mit Weisheit „und Erfahrung in den Werken der Muſen und „Huldgöttinnen vereinigt, und durch alle Güter

„und Zierden griechiſcher Bildung geſchmückt iſt.“ Fr. Thierſch Zuſchr. an Jahn. S. 18.

Die Spartaner, obgleich das ſittſamſte Volk, ſcheuten ſich nicht bey den Leibesübungen den Gürtel abzulegen, welcher vordem die Hüften der Athleten umhüllt hatte *). Selbſt Jungfrauen kämpften in Sparta nackt, und der ernſte Plutarch **) trägt kein Bedenken zu ſagen: „die Entblößung der Jungfraun, welche die Zucht begleitete, hatte nichts ſchändliches, ſondern flößte ihnen einen nicht unedeln Stolz ein, daß ſie nicht weniger als die Männer an Tapferkeit und rühmlichen Beſtrebungen Antheil nehmen durften.“ Auch war überhaupt die Tracht der ſpartaniſchen Jungfrauen wenig von Nacktheit verſchieden, indem ſie meiſt nur mit einem Untergewande zur Nothdurft bekleidet ***), dieſes ſelbſt aber ſo beſchaffen war, daß ſich bey der Bewegung im Gehen die Hüften entblößt zeigten †). Freylich war dieſe

*) Thucyd. I. 6. Dion. Halicarn. Ant. Rom. VII. 72.

**) Vit. Lycurg. c. 14.

***) *μονοχίτωνες*. Eurip. Hec. 933.

†) Daher vom Ibykus *φαινομηρίδες* genannt. S. Böttiger über den Raub der Kaſſandra. S. 59. f.

Tracht attiſchen Augen anſtößig, daher gegen ſie und gegen die Theilnahme der Jungfrauen an gymnaſtiſchen Uebungen Peleus beym Euripides eifert (Andromache. v. 585. ff.), indem er davon, in Beziehung auf die Helena, den Mangel der Ehrbarkeit bey ſpartaniſchen Frauen ableitet; eine Anſicht, von welcher K. O. Müller*) mit Recht, wie uns dünkt, behauptet, daß ſie aus einem ſeltſamen Vergeſſen der alt-helleniſchen Sitte entſprungen ſey, die zu Athen in der Nachahmung des orientaliſchen Lebens untergegangen war. Wie dem aber auch ſey, an Männern gab die Nacktheit ſo wenigen Anſtoß, daß Alexander auf dem Zuge nach Perſien, als er auf der Küſte von Ilium den Göttern und Heroen des Landes Opfer brachte, von Begeiſterung fortgeriſſen, kein Bedenken trug, im Wettlaufe um Achilles Grab ſich jeder Hülle zu entledigen**); um nicht an Sophokles zu erinnern, der nach dem Zeugniſſe

---

Manſo's Sparta I. 2. S. 162. f. Müller's Dorier. II. Abth. S. 262. ff.

*) am a. O. S. 262.

**) Plutarch. Vit. Alex. c. 15.

des Athenäus*) nach der Schlacht bey Salamis als ein Jüngling von ſechzehn Jahren nackt um die Tropäen tanzte.

Die Sittſamkeit der helleniſchen Jugend, ſo lange ſie der Zucht in den Gymnaſien noch nicht entwachſen war, und, wenn man einzelnen Ausnahmen nicht ein zu großes Gewicht beylegt, wohl auch ſpäter noch, iſt genugſam beglaubigt. Von der ſpartaniſchen ſagt Xenophon**), Lykurgus ſey vor Allem bemüht geweſen, ihr Sittſamkeit und Scheu einzuflößen. „Daher gebot er ihnen, auf der Straße die Hände in dem Gewande zu halten, und ſtill einher zu gehn, und nicht umzuſchaun, ſondern nur vor die Füße zu ſehn.“ — „Da zeigte ſich denn, fährt der jungfräuliche Xenophon mit freudiger Bewundrung fort, daß das männliche Geſchlecht auch in der Sittſamkeit kräftiger iſt, als die weibliche Natur. Denn minder vernähme man eine Stimme von ihnen, als von ſteinernen Bildern, und minder vermöchte man ihren Augen eine andre Richtung zu geben,

*) l. c. 37. p. 20. E. F.

**) de Rep. Laced. c. 3. 4.

als den Augen eherner Statuen, und ſeltſamer möchten ſie ſcheinen als die Jungfrauen im Frauengemache.“ — Nicht weniger ernſt als in Sparta war zu Athen die Zucht der Jugend, ehe ihre Schranken durch die Frechheit des Alcibiades und einiger ihm Aehnlichen durchbrochen wurden*); und die Geſetzgeber zeigten in dieſem Gegenſtande, auf dem, ihrer weiſen Anſicht gemäß, das Heil des Staates ruhte, eine Strenge, die ſich nicht ſcheute, bis zu dem Kleinſten herab zu ſteigen. „Erwägt, ſagt Aeſchines in der für die Geſchichte der Sitten wichtigen Rede gegen Timarchus (S. 32.), welche Sorge Solon, der alte Geſetzgeber, und Drako, und die andern Nomotheten jener Zeit auf die Erhaltung der Ehrbarkeit gewendet haben. Denn erſtlich gaben ſie Geſetze in Beziehung auf die ſittliche Zucht eurer Knaben, indem ſie genau beſtimmten, was ein freygebohrner Knabe treiben, und wie er erzogen werden ſolle; dann in Beziehung auf die Jünglinge; endlich auch für die andern Altersſtufen — und dieſe Geſetze haben ſie euch überliefert, und euch zu Wächtern derſelben beſtellt. Zuerſt was die Lehrer

*) Isocrat. Orat. Areop. c. 18.

betrifft, denen wir unſre Kinder anvertrauen, und die ſich ihren Unterhalt nur bey einem unbefleckten Rufe der Sittlichkeit ſichern können, ſo verließ ſich der Geſetzgeber doch nicht auf ſie allein; ſondern beſtimmte genau und ausdrücklich, erſtlich, zu welcher Stunde ein Knabe in die Schule gehen ſoll; dann, mit wie vielen Knaben zugleich, und wann er wieder herausgehn ſoll; und er verbietet den Lehrern ihre Schulen, den Turnmeiſtern ihre Paläſtra vor Aufgang der Sonne zu öffnen, ſo wie er auch befiehlt ſie vor Sonnenuntergang zu ſchließen: ferner, wer die ſie beſuchenden Jünglinge ſeyn, und welches Alter ſie haben ſollen, und die Obrigkeit, die über dieſe Dinge zu wachen hat; dann, über die von den Pädagogen anzuwendende Sorgfalt; über die Muſenfeſte in den Schulen, und die Hermesfeſte in der Paläſtra; endlich, über die Zuſammenkünfte der Knaben und die encykliſchen Chöre u. ſ. w." — Mit dieſen Vorſchriften kann das Bild der alten, ehrenveſten Strenge verglichen werden, welches die Wolken des Ariſtophanes aufſtellen (v. 960 — 997.), ein Stück, dem durchaus das Lob der

alten, wohlgeſitteten Zeit in Gegenſatze mit frevelhaften Neuerungen in der Religion und den Sitten zum Grunde liegt*). Auch dasjenige, was der oben von uns angeführte Pädagog beym Plautus**) von der ſtrengen Einrichtung des jugendlichen Lebens, nach einem griechiſchen Vorbilde ohne Zweifel, ſagt:

Sed tu, qui tam pro corrupto dicis caussam filio,
Eademne erat haec disciplina tibi, quum tu adolescens eras?
Nego tibi hoc annis viginti fuisse primis copiae,
Digitum longe a paedagogo pedem ut efferres aedibus.
Ante Solem exorientem***) nisi in palaestram veneras,
Gymnasii praefecto haud mediocres poenas penderes.
Id quoi obtigerat hoc etiam ad malum arcessebatur malum:

*) S. Süvern üb. d. Wolken des Ariſtophanes S. 26. f.

**) Bacchid. III. 3, 16. ff.

***) d. h. in der Morgendämmerung, quum sole nondum exorto jam lucet; ſo daß dieſe Worte mit der eben angeführten Stelle des Aeſchines nicht im Widerſpruche ſtehen.

Et discipulus et magister perhibebantur improbi.
Ibi cursu, luctando, hasta, disco, pugilatu, pila,
Saliendo sese exercebant magis, quam scort et saviis.
Ibi suam aetatem extendebant, non in latebrosis locis.
Inde de hippodromo et palaestra ubi revenisses domum,
Cincticulo praecinctus in sella apud magistrum assideres:
Quum librum legeres, si unam peccavisses syllabam,
Fieret corium tam maculosum, quam est nutricis pallium*).

---

23) Die Kunſt der Alten iſt, ſo weit wir ſie kennen, keuſch und ernſt, und was von klei=

---

*) Alſo waren auch in den alten Schulen körperliche Züchtigungen, und zwar wegen Ungeſchick oder Un=achtſamkeit, nicht ungewöhnlich, wie uns freylich ſchon Horazens plagosus Orbilius, und Juvenals (I. Sat. 15.) ferula belehrt. Manches mag hierbey nach Maaßgabe der Zeit und Perſönlichkeit verſchieden ge=weſen ſeyn. Uns gefällt Quinctilians Ausſpruch (Inst. Or. I. 3, 14.) Caedi discentes minime velim; wobey Geßner ausruft: utinam ex alta turri concionari quis omnibus, qui usquequaque sunt, paedagogis hoc posset etc.

nen und unbedeutenden Werken aus dieſem Character heraustritt, muß (wenn es nicht neues Machwerk iſt) einer ſpätern Zeit, und dem ausgearteten Geſchmacke einzelner Lüſtlinge zugewieſen werden. Da aber, nach Herders geiſtreicher Bemerkung*), nicht Alles in der Menſchheit zum Gott und Helden idealiſirt werden kann, und ſich in ihrer Bildung eine Faunen- und Satyrn-natur nicht verleugnen läßt, ſo hat die alte Kunſt, da wo die Darſtellung des thieriſchen Triebes nicht vermieden werden konnte, ihre Zuflucht zu jenen Halbthieren genommen, die, bey vieler ergötzlichen Anmuth, durch ihre Geſtalt des Anſpruchs auf edle Menſchheit beraubt ſind**). Andere Kunſtwerke hingegen umgibt überall die ſtille Sittſam-

*) Briefe zur Beförderung der Humanität. Sechſte Samml. S. 63.

**) Dieſen phantaſtiſchen Weſen, die auch in einer bekannten Gattung des alten Drama einheimiſch ſind, iſt der, dem modernen Luſtſpiele eigenthümliche Harlekin verwandt. Er beſitzt alle Eigenſchaften, mit denen Herder die Satyrn ſchildert, lüſtern, üppig, gutartig und aufgeweckt; dabey aller ernſten Anſtrengung feind, obgleich voll Unruhe und Beweglichkeit. Auch das Ausgezeichnete ſeiner Tracht ſtimmt mit der Idee zuſammen, nach welcher die Alten ihre Satyrn in menſchliche Handlungen miſchten, deren Darſtellung jene phantaſtiſche Rolle zur Ergänzung diente.

keit und Zucht, welche Plato und Xenophon in den ſchönen, ſchweigſamen und blöden Jünglingen, die ſie bisweilen in ihren Werken einführen, dargeſtellt haben; ſo daß wenn alle andern Werke der griechiſchen Nation ſammt ihrer Geſchichte untergegangen, und nur die Götterwelt ihrer Statuen aus den Fluthen der Zeit gerettet worden wäre, dieſes hinreichen würde, das Daſeyn eines Volkes zu bezeugen, in welchem ſittliche Schönheit und ſittliches Ebenmaaß die Wohlgeſtalt des Körpers durchdrang, und die Gewalrſamkeit der ſinnlichen Natur durch fromme Scheu gemäßigt und gereinigt war.

---

24) Indem Herder*) die edeln Früchte erwähnt, die der Oelzweig, der Lohn der Sieger, dem ganzen helleniſchen Leben getragen, ſagt er: „Was das Schätzbarſte iſt, er gründete in ihrem Gemüthe jenen Geſchmack für Männerumgang und Männerfreundſchaft, der die Griechen ausnehmend unterſcheidet. Nicht war das Weib der ganze Kampfpreis des Lebens, auf den es ein Jüngling

*) Geſchichte der Menſchheit XIII. Buch. 4. Abſchnitt. (3. Th. S. 212.)

anlegte — die Gedanken edler Jünglinge gingen auf etwas Höheres hinaus: das Band der Freundſchaft, das ſie unter ſich, oder mit erfahrnen Männern knüpften, zog ſie in eine Schule, die ihnen eine Aſpaſia ſchwerlich gewähren konnte. Daher in mehrern Staaten die männliche Liebe der Griechen, mit jener Nacheifrung, jenem Unterrichte, jener Dauer und Aufopferung begleitet iſt, deren Empfindungen und Folgen wir im Plato beynah wie den Roman aus einem fremden Planeten leſen."

Man darf hierbey, wie bey der Beurtheilung der alten Erziehungskunſt überhaupt, nie aus den Augen laſſen, daß ſie ein Theil der Politik war, dieſe aber ſich zum Zwecke ſetzte, den Staat ſtark zu machen, ſowohl und vorzüglich in Rückſicht auf ſein inneres Leben, als für ſeine Erhaltung nach Außen hin. Wie alſo Beſtand und Dauer des Staates an der Tüchtigkeit ſeiner Bürger hing, ſo war der Zweck der Geſetzgebung tüchtige Menſchen für den Staat zu bilden; alſo ſie zur Tugend zu führen. Daher iſt es auch begreiflich, daß der Tyrannei, die ihrer Natur nach Tugend und

Tüchtigkeit mit Beſorgniß betrachtet, auch die Freundſchaften edler Jünglinge unter einander, verhaßt waren, und ſie die Gymnaſien, in denen dieſe erwuchſen, als feindliche Bollwerke gegen ihre Burgen*) zu zerſtören ſuchte. Ausführlich ſpricht hierüber Pauſanias in dem Gaſtmale des Plato, aus dem wir die hierhergehörige Stelle weiter unten (Anm. 26.) beybringen werden. Dagegen ſchien den Zwingherrn eine weichliche Erziehung ein Mittel gegen die ihnen drohende Gefahr; und wie Kröſus**) dem Kyrus rieth, die Lydier zu Weibern zu machen, um gegen Empörung geſichert zu ſeyn, ſo trug, aus demſelben Grunde, der Bruder des Gelon, Thraſybulus, und Dionyſius Sorge, edle Jünglinge zu verderben, damit ſie ihnen keine Gefahr brächten (Aristot. Polit. V. 8, 19. Cornel. Nep. Vit. Dion. c. 4.).

---

25) „Die Gymnaſtik, ſagt Fr. Schlegel***), die Frauen mochten nun Theil daran nehmen, wie

---

*) Athenae. XIII. p. 602. D.
**) Herodot. I. 155.
***) Griechen u. Römer. I. S. 311.

in Sparta, oder nicht, mußte eine Revoluzion in der Lage und den Sitten des weiblichen Geſchlechtes verurſachen. Im letzteren Falle, dem der meiſten Griechiſchen Staaten, wo nicht aller, außer Sparta *), gewiß aber aller Joniſchen, entfernte ſie die Frauen von der Geſellſchaft der Männer, welche nun ihren eigentlichen Sitz in den Gymnaſien nahm; ſie ſchwächte auch allmählig die Achtung derſelben, und dadurch ſelbſt ihren Werth, indem ſie das weibliche Geſchlecht von demjenigen ausſchloß, was die höchſte Blüthe des männlichen Lebens und die erſte Liebe des Jünglings war: ſchöne Spiele und freye Thaten in männlicher Freundſchaft." — Was hier der Entfernung von den Gymnaſien und den männlichen Uebungen zugeſchrieben wird, möchte wohl mit größerm Rechte dem Einfluſſe des öffentlichen Lebens beygelegt werden; denn daß die ſpartaniſchen Frauen

*) Nach Athenäus XIII. p. 566. E. ſah man auch in Chios Mädchen mit Jünglingen auf der offnen Rennbahn ringen. Spartaniſche Pflanzſtädte nahmen wahrſcheinlich dieſe Sitte aus dem Mutterlande an. Von Kyrene wiſſen wir, daß auch die Frauen gymniſche Wettkämpfe, vornemlich im Laufe, hielten. S. Böckh Explic. Pindar. Pyth. IX. p, 328.

eine höhere Bildung gehabt, als die Joniſchen, möchte, wenn man nicht einzelnen Andeutungen eine allzugroße Ausdehnung geben will, kaum zu erweiſen ſeyn, wenn wir nicht die Herrſchaft, die ſie über ihre Männer ausübten*), und die Ariſtoteles allerdings von ihrer Theilnahme an gymnaſtiſchen Uebungen ableitet, für einen Beweiß höherer Bildung nehmen wollen. Wenn dieſe, nach der Anſicht der Alten, dazu dienen ſollten, den weiblichen Körper, vor dem Eheſtande, hinlänglich zu kräftigen, um geſunde und ſtarke Kinder zu gebähren; ſo waren ſie doch weit entfernt einen Anſpruch auf Achtung zu geben, oder einen ſeinem Zwecke nach beſchränkten Vorzug an die Stelle der Tugenden zu ſetzen, die dem weiblichen Geſchlechte eigenthümlich ſind. Es würde gewiß ein großer und ſonderbarer Irrthum ſeyn, zu glauben, die Griechen hätten zu Folge einer unerklärbaren Verkehrtheit, den Werth des häuslichen Glücks verkannt; oder, wenn man ihnen dieſe Verkehrtheit nicht zutraut, ſie den-

*) Aristot. Polit. II. 6, 8. Plutarch Leben Lykurgs. c. 14.

noch der Achtung gegen das weibliche Geſchlecht zu berauben, ohne die ſelbſt der Schein häuslichen Glückes mangelt. Jene Achtung aber war nicht auf die Anmuth einer äſthetiſchen Bildung, oder auf Talente bezogen, die nur allzuoft den Liebhaber mehr erfreuen als den Mann, ſondern auf weibliche Tugend gegründet. Die Würde der rechtſchaffnen Hausfrau und der liebenden Mutter war unter den Griechen eben ſo anerkannt und geachtet, wie bey jedem Volke, und die Umwandlung der Zeiten und Sitten hat zwar die Stellung der Frauen in der Geſellſchaft weſentlich verändert, jenes Verhältniß aber doch durchaus nicht aufheben können. Wie groß auch immer der Werth ſeyn mag, den man in der großen Welt — eine Welt, die den Alten fremd war — auf die geſellſchaftliche Bildung der Frauen legt, und ſo erfreulich dieſe Bildung auch auf den tieferen Stufen der Geſellſchaft iſt, ſo wird ſie doch, nach dem allgemeinen Urtheile des geſunden Publicums, nur für eine Zierde geachtet, die den Mangel der weſentlichen Tugenden der Mutter und Hausfrau auf keine Weiſe erſetzt. Man hat es, wie mir ſcheint, den Grie-

chen mit Unrecht verdacht, daß ſie die Ehe für das hielten, was ſie ihrer Natur und dem Zwecke der menſchlichen Geſellſchaft gemäß ſeyn ſoll, „ein ehrbarer und geſetzmäßiger Verein beyder Geſchlechter zu gegenſeitiger Ergänzung, und zur Hervorbringung einer erſprießlichen und frohen Gemeinſchaft" *), und, mit wenigen Ausnahmen, der

---

*) Xenophon prodidit maritale conjugium sic comparatum esse natura, ut non solum jucundissima, verum etiam utilissima vitae societas iniretur. Cicero beym Columella. Praef. ad L. XII. Wir können uns nicht enthalten, aus dieſer Vorrede, die vieles Treffende über das Verhältniß von Eheleuten gegen einander und zu ihrem Hausweſen enthält, eine Stelle hier einzuſchalten, die unſerm Zwecke am meiſten entſpricht, und eine leichte Anwendung auf das gegenwärtige Zeitalter geſtattet: Apud Graecos et mox apud Romanos usque in patrum nostrorum memoriam fere domesticus labor matronalis fuit, tanquam ad requiem forensium exercitationum omni cura deposita patribusfamilias intra domesticos penates se recipientibus. Erat enim summa reverentia cum concordia et diligentia mista flagrabatque mulier pulcherrima diligentiae aemulatione, studens negotia viri cura sua majora et meliora reddere. Nihil conspiciebatur in domo dividuum, nihil quod aut maritus, aut femina proprium esse juris sui diceret, sed in commune conspirabatur ab utroque, ut cum forensibus negotiis, matronalis industria rationem parem faceret. Itaque nec villici quidem, nec villicae magna erat opera, quum ipsi domini quotidie negotia sua reviserent, atque administrarent. Nunc fere quum pleraeque sic luxu et inertia diffluant, ut ne lanificii quidem curam suscipere dignentur, sed domi confectae vestes fastidio sint, perversaque cupidine maxime placeant, quae grandi pecunia et totis pene censibus

Leidenſchaft keinen Einfluß auf ihre Wahl oder die Fortdauer dieſer Verbindung geſtatteten. Tauſende haben erfahren, daß die Leidenſchaft bey dieſer Sache, wo es die Zufriedenheit gilt, eine untaugliche Rathgeberin iſt, und, nach kurzer Befriedigung, ſtatt der ſüßen Frucht einer geträumten unvergänglichen Luſt, nur die Ernte einer peinlichen Reue nach ſich läßt. Die Aeltern beriethen die Wahl unter einander; die Kinder nahmen an dieſer Berathung Theil, und wenn die Tochter in den meiſten Fällen ſich nach dem Willen der Eltern bequemte, ſo geſchah auch hierinne was die Natur der Sache und in den meiſten Fällen auch der Gebrauch neuerer Völker mit ſich bringt. Beym Xenophon in dem Oekonomikus, als der Schrift, die das eheliche Verhältniß eines athenienſiſchen Haushaltes am lebendigſten darſtellt, ſagt Iſchomachus zu ſeiner Gattin, nachdem ſie ihre jungfräuliche Schüchternheit ſo weit beſiegt hatte, daß ſie ihm Rede ſtand,

---

redimuntur: nihil mirum est, easdem ruris et instrumentorum agrestium cura gravari, sordidissimumque negotium ducere paucorum dierum in villa moram.

und auf ein Geſpräch einging: „Sage mir, haſt du nun eingeſehn, weshalb ich dich genommen, und weshalb deine Eltern dich mir gegeben haben? — Als ich mich über das, was mir frommte, mit mir berieth, und deine Eltern über dein Beſtes, welcher Genoſſe des Hauſes und der Kinder uns beyden der erſprießlichſte ſey, wählte ich dich aus, und deine Eltern mich, wie es ſcheint, nach beſter Einſicht.“ Nachdem er hierauf weiter über die Verwaltung des Hauſes und die Erziehung der Kinder geſprochen hat, als über ein gemeinſames Geſchäfte, woraus auch für beyde ein gemeinſamer Nutzen entſpringen werde, und die Frau ihre Fähigkeit zu der gehörigen Mitwirkung in Zweifel zieht, richtet er ſie mit den Worten auf: „Suche nur dasjenige auf das Beſte zu thun, wozu dich die Götter gebildet haben, und was das Geſetz verlangt.“ Und dann weiter: „Die Götter ſcheinen mir mit großer Einſicht das Männliche und Weibliche zuſammen gefügt und gepaart zu haben, damit daraus eine recht erſprießliche Gemeinſchaft hervorgehe.“ Indem aber auf dieſe

Weiſe die Ehe als eine göttliche Einrichtung zum Beſten der Menſchen betrachtet, und deshalb auch mit Gebeten und Opfern begonnen wird, wobey die Braut den Göttern gelobte, zu thun, was ihr zukomme*), wird ſie vollkommen von der gemeinen Anſicht gerettet, nach welcher ſie bey den Griechen keinen andern Zweck als die Fortpflanzung der Geſchlechter gehabt haben ſoll. Was etwa zur Beſtätigung einer ſolchen Anſicht aus der Geſetzgebung einer idealen oder phantaſtiſchen Republik beygebracht werden möchte, kömmt da nicht in Betracht, wo nur von dem die Rede ſeyn kann, was wirklich geweſen iſt. Es hat in Griechenland ohne Zweifel wie überall gute und ſchlechte Ehe gegeben; es würden aber alle ſammt und ſonders zu der zweyten Claſſe gehört haben, wenn, wie man anzunehmen geneigt iſt, dem weiblichen Geſchlechte die Achtung der Männer gemangelt hätte.

Ein Schriftſteller, welcher in einem ausführlichen Werke über die Verhältniſſe beyder Geſchlech-

---

*) γενέσθαι οἵαν δεῖ Xenoph. Oecon. VII. 8.

ter zu einander in verſchiedenen Zeiten gehandelt hat, kömmt in ſeinen Betrachtungen über die eheliche Liebe der Griechen mehrmals darauf zurück, daß bey ihren Schriftſtellern, vornemlich bey den Tragikern, zwar viel von der Hingebung der Frau, nicht aber auf gleiche Weiſe von einer Erwiederung der männlichen Liebe die Rede ſey *). Hieraus auf den gänzlichen Mangel einer gegenſeitigen Liebe zu ſchließen, würde ſehr übereilt ſeyn. Aber der Mann fühlte ſich vor Allem, wie es ſeine Beſtimmung mit ſich bringt, als den Beſchützer des ſchwächeren Geſchlechtes, und die Liebe der Frau war vor allem ihrem Beſchützer gewidmet. Der Mann liebt demnach ſeine Frau und achtet ſie — denn warum ſollte er ihre Ehre und ihr Leben, ſelbſt mit Gefahr des ſeinigen, beſchützen wollen, wenn er in ihr nichts als ein gleichgültiges Werkzeug ſähe? — und die Frau verehrt ihren Mann; gemäß dem Gebote des Apoſtels **), das nicht von ihm erfunden, ſondern aus der Na-

*) Ramdohr in der Urania. 3. Theil. S. 59. ff.

**) Paulus an die Epheſer. 5. Cap. 33. „Jeglicher habe lieb ſein Weib, als ſich ſelbſt; das Weib aber fürchte den Mann.“

tur geſchöpft iſt. Und ſo iſt es überall, wo die Menſchheit der rohen Barbarey entwachſen iſt, und nicht eine ſchlaffe Sentimentalität, oder ein müſſiges und hoffärtiges Geſellſchaftleben die Verhältniſſe der Geſchlechter in und außer der Ehe verwirrt und umgekehrt hat. Ehe dieſe Verwirrung über den Rhein her in Deutſchland eingedrungen war, zweifelte Niemand, daß eben jene Stellung beyder Geſchlechter der Natur, dem göttlichen Willen, und der bürgerlichen Ordnung die gemäßeſte ſey. Dieſem Glauben entſprach das Hausweſen ſelbſt. Wie den Mann das Gefühl der Würde erfüllte, die ihm als Bürger und Hausvater zukam, ſo war die Frau gegen den Mann voll Ehrfurcht, die ſich auch äußerlich, wie in andern Dingen, ſo in der Form ihrer Rede zu erkennen gab; und wie er in ſeinem Berufe für das Beſte der Seinigen und des Gemeinweſens ſorgte; ſo ſorgte ſie, ihren Mann zufrieden zu ſtellen, und ſeines Beyfalls würdig zu ſeyn. Dieſer Beyfall wurde oft gar nicht, meiſt in kargen und abgemeſſenen Worten, immer aber ohne den Schimmer einer ſentimentalen Liebe ertheilt.

Dieſe Hausfrauen, die ſich der Abhängigkeit von dem Manne nicht ſchämten, ſondern gern und willig in ihm ihr und des Hauſes Oberhaupt erkannten, waren auch die rechten Hausmütter, die ihre Kinder zum Gehorſam erzogen, und das Geſinde in Ordnung zu halten wußten. Dabey waren freylich ihre Anſprüche auf geſellſchaftliche Gaben gering, und ebenfalls den männlichen untergeordnet; aber auch jetzt, wo dieſen Gaben oft ein allzu hoher Werth beygelegt wird, iſt nicht jede Frau, die über den Staat und ſeine Verfaſſung, über die Lehren der herrſchenden Philoſophie oder die Grundſätze der Künſte und ihre Anwendung das Wort zu führen weiß, darum einer Aspaſia oder Diotima gleichzuſetzen. Jedermann kennt die Antwort, die eine ſpartaniſche Mutter einer vornehmen Jonierin gab. Die Jonierin war indeß doch nur auf den Schmuck ihrer Kleider ſtolz; nicht ſelten aber ſteht jetzt, in dem Gemache gebildeter Frauen neben dem Kleiderſchranke der Bücherſchrank, und in dieſem bisweilen eine Reihe vergoldeter Bände, welche i h r e Werke enthalten. Ob darum das häusliche Verhältniß ein beſſeres

iſt, als es vormals unter uns und in Griechenland war; ob die Männer ihre Frauen darum zärtlicher lieben und höher achten — ich weiß es nicht; aber ich würde mich nicht wundern, wenn dieſer und jener Mann einer für die Geſellſchaft und das große Publicum gebildeten Frau die Zeit unſrer Grosmütter zurückwünſchte, die ſich an ihrer Bibel, ihrem Geſangbuche und einigem Zubehör genügen lieſſen, ihre Kinder unterrichteten, für Küche und Keller ſorgten, ihre Kiſten mit ſelbſtgeſponnenen Linnen füllten, ihr Geſinde zur Ordnung und Arbeitſamkeit anhielten, und ihren Ruhm darein ſetzten, daß man nicht von ihnen ſprach.

---

26) Da diejenigen, welche die Sitten der Griechen, und die Beſchaffenheit der polytheiſtiſchen Religion anklagen *), vorzüglich die Männer-

*) Die Religion war bey dieſer Art von Schändlichkeit außer Schuld, wenn man nicht annehmen will, daß ſie durch die Griechen über alle Völker verbreitet worden, wie Herodot (I. 135.) behauptet, daß die Perſer ſie von den Griechen gelernt hätten, wogegen Plutarch (T. II. p. 857. B. C.) gegründete Einwendungen macht. Die uralte Geſchichte von Sodom

liebe in den Augen haben, als ob neben dieſem Laſter — denn nur ihre dunkle Seite wollen ſie anerkennen — keine Tugend beſtehen könne: ſo werden hier einige Bemerkungen über dieſen Ge-

---

(1. Buch Moſis. C. 19.) bezeugt das Alter dieſer Unſitte im Orient; womit wir die parallel laufende, aber noch entſetzlichere Unthat der Männer von Gibea (Buch der Richter. Cap. 19.) in Verbindung bringen. Hier war Polytheismus und Heidenthum außer Schuld. Daß unter den monotheiſtiſchen Mohammedanern dieſes Laſter im Schwange iſt, weiß Jedermann; und auch bey wilden Völkern wird es gefunden. Bey den Aleuten werden ſchöne Knaben ganz wie die Weiber erzogen, und in allen Geſchäften der Mädchen unterwieſen. Man rauft ihnen den Bart aus, tättowirt ſie, wie die Weiber um den Mund, behängt ſie mit Schmuck, und läßt ſie die Stelle der Beyſchläferinnen erſetzen in jedem Sinn. (Langsdorf's Bemerkungen auf einer Reiſe um die Welt. 2. Band.). Das Chriſtenthum hat dieſen Greuel nicht ausgerottet. Von dem, was Einzelne, wenn auch kund genug, verübt haben, kann hier nicht die Rede ſeyn; aber wohl dürfen wir an die Mariconi's erinnern, die unter einem eifrig chriſtlich-katholiſchen Volke, in Peru, und vornemlich in Lima, öffentlich umhergehn, weiberartige Männer, ihrer Zwitternatur gemäß, in die Tracht beyder Geſchlechter gekleidet, und eifrig bemüht in Sprache und Gebärde ſich dem weiblichen Geſchlechte gleich zu machen. Und mit dieſen nichtswürdigen Einäden gehen junge Männer von Stand um, beſuchen ſie öffentlich und ſchmauſen bey ihnen. Die Gewohnheit hat gegen dieſe Verirrung ſo abgeſtumpft, daß die Frauen einen wohlgekleideten feinen Mann, ohne tadelnde Abſicht, mi Mariconito nennen. (S. Morgenblatt. 1823. No. 67. S. 266.)

genſtand nicht an unrechter Stelle ſeyn. Es iſt eine gewöhnliche Meinung, daß die Liebe zu ſchönen Knaben ihren Urſprung in den Gymnaſien genommen habe (Cicero Tusc. Qu. IV. 33.), was wir dahin geſtellt ſeyn laſſen, ohne in Abrede zu ſeyn, daß, wo die Neigung einmal erwacht war, der Anblick ſchöner Knaben in dem rüſtigen Geſchäfte der Paläſtra dazu beytragen mußte, einem Ausdrucke Plutarchs zu Folge (Tom. II. p. 751. F.), den männlichen Eros zu beflügeln. Mehr ſagt auch Plato nicht (de Legg. I. p. 636.), wo er von dem Verderbniß des Genuſſes ſpricht, zu dem die Gymnaſien beygetragen; oder die Andeutungen des Komikers in den Wolken (v. 973. ff.). Ausartung kann nicht für Regel genommen werden. Mit Recht ſagt daher Athenäus (XIII. p. 561. C. D.), obgleich ſchon der Genoſſe einer entarteten Zeit, nachdem er aus den Büchern Zenon's vom Staate, die Behauptung angeführt hat, daß die Wohlfarth des Staates den Beyſtand des Eros fordre: „Auch ältere Philoſophen kannten einen würdevollen, allem Schändlichen entfremdeten Eros, was auch daraus erhellt, daß er in den Gymna-

ſien zugleich mit dem Hermes und Herakles aufgeſtellt war, aus welcher Vereinigung der Rede mit der Stärke Freundſchaft und Eintracht entſpringt, wodurch hinwieder die ſchönſte und edelſte Freyheit genährt wird." So wenigſtens war der Glaube der alten Geſetzgeber und der edelſten Menſchen, die dieſe Art von Liebe begünſtigten; und bey den Verbrüderungen der heroiſchen Zeit, die der rüſtigen Jugend Vorbild und Muſter waren, fiel nur wenigen entarteten Auslegern des Alterthums ein, ſie durch ſchimpfliche Deutung herabzuſetzen*). Bey mehr als einem Stamme war

*) Es iſt der Bemerkung nicht unwerth, daß die alten Epiker, welche die Geſchichte des Trojaniſchen Krieges vor der Ilias erzählt haben, die Liebe des jüngſten jener Heldenpaare bey einem gefahrvollen Kampfe entſtehen ließen, in welchem Achilles des Patroklus Muth erkannte. Ihnen folgt Pindar (Olymp. IX. 106, ff.), wenn er ſagt, des Menötios Sohn habe allein mit Achilles Stand gehalten, als Telephos die Danaer nach den Schiffen trieb; wo denn der Pelide ſich mit ihm verbunden habe, in dem Gedränge der Schlacht nicht von ſeiner Seite zu weichen. Dieſen Muſtern hat der keuſcheſte aller Dichter ſeinen Niſus und Euryalus nachgebildet, und dadurch ſeine Anſicht jener Heldenfreundſchaften und ihres Adels deutlich kund gegeben. Ein Ausleger Virgils, den nichts, was ſittlich Groß und Schön in ſeinem Dichter iſt, unbewegt läßt, leitet jene Epiſode (Aen. IX. 176.) mit den Worten ein, womit uns dieſe Anmer-

dieſe Liebe geſetzmäßig, und wie Xenophon ſagt (de Rep. Lacedaem. c. 2, 13.), ein Gegenſtand der Erziehung; „denn Lykurg war der Meinung, daß wenn ein wackrer Mann (einer, der ſo iſt wie er ſeyn ſoll) zu dem Gemüthe eines Knaben Liebe fühlte, und mit ihm zuſammen zu ſeyn wünſchte, und einen tadelloſen Freund aus ihm zu machen bemüht war, er Lob verdiene, und eine ſolche Verbindung die ſchönſte Art der Erziehung ſey." Wenn dagegen einer nach dem Leibe eines Knaben trachtete, ſo erklärte er dieß für höchſt ſchändlich, und bewirkte dadurch, daß ſich in Sparta die Liebhaber der Knaben nicht weniger enthielten als die Eltern ihrer Kinder, oder Brüder ſich

kung zu ſchmücken erlaubt ſeyn mag: episodium Aeneidis omnium facile nobilissimum, cujus suavitas summa inprimis ad sensum et affectionem amicitiae sese refert. Sed accesserunt tot alia ad animos movendos accommodata: generosa puerorum indoles; praeclara laudis cupido et virtus nullam mercedem expetens, ipso facto contenta: respectus materni amoris ac pietas; Ascanii pueri et Aletae senis benevolentia in eos. Singula explicare vel saltem magistris juventutis facile erit: sed utantur tali loco, suadeo, ad tentandas et alliciendas mentes adolescentum, qui alias seu naturae seu institutionis vitio ad poetarum delicias callo obductum palatum habent. Quem vero ne hujus quidem loci dulcedine tactum videant juvenem, eum omni liberali disciplina indignum judicent.

unter einander ſinnlicher Luſt enthalten.“ Dieſem und ähnlichen Zeugniſſen gemäß durfte Aelian (Var. Hist. III. 13.) behaupten, daß bey den Spartanern die Männerliebe das Schändliche nicht kenne; daher denn auch Entehrung eines Knaben, wenn ſie ja vorkam, an dem Liebhaber, und ehrloſe Hingebung an dem Geliebten ſelbſt mit Verbannung, oder auch, nach den Umſtänden, mit dem Tode beſtraft wurde. — Bey einer ſolchen Verbindung war das Beſtreben des Bejahrteren, den Geliebten gegen körperliche und ſittliche Gefahren zu ſchützen, und Alles von ihm entfernt zu halten, was einen Schatten auf ſeinen Ruf werfen konnte, ſo daß auch dem Bejahrteren die Fehltritte ſeines jungen Freundes zur Laſt gelegt wurden. „Der Liebhaber, ſagt Plutarch (Vit. Lycurg. c. 18.), theilt Ehre und Schande des Knaben, den er liebt; und man erzählt, daß als einſt einem Knaben in der Schlacht ein feiges Wort entſchlüpft ſey, der Liebhaber deshalb durch die Obrigkeit beſtraft worden.“ Da auf dieſe Weiſe die Liebe, nach dem Ausſpruche einiger Philoſophen (Plutarch. Comp. Thesei et Rom. c. 2.) ein von

den Göttern verliehenes Mittel zur Wohlfarth der Jugend war; ſo iſt es wohl begreiflich, daß es bey den Kretenſern für einen Schimpf galt, wenn ein wohlgebildeter Knabe keinen Liebhaber hatte, weil hieraus auf Mangelhaftigkeit der Zucht und Bildung geſchloſſen wurde *); und eben ſo begreiflich, daß es des Liebhabers eifrigſtes Streben ſeyn mußte, ſich dem Geliebten, deſſen Bildung ihm oblag, ſelbſt nie anders als mannhaft, edel und weiſe zu zeigen. So waren dieſe Verbindungen, weit entfernt Quell und Folge nichtswürdiger Begierden zu ſeyn, von beyden Seiten zur Beförderung der Tugend wirkſam, und vornemlich im Krieg und in der Schlacht von einer ſolchen Kraft, daß wir uns nicht wundern dürfen, ſie von den Alten als etwas religiöſes und göttliches behandelt zu ſehn. In der That lag in dem begeiſterten Streben der durch Liebe vereinigten, ſich dieſer Vereinigung durch Verachtung der Gefahr würdig zu zeigen, etwas dämoniſches **), worinne die Wirkung des Eros erkannt wurde, dem die Spar-

*) Vergl. K. O. Müller in den Doriern. 2. Th. S. 292. ff.

**) Maxim. Tyr. Diss. XXIV. 2.

taner vor dem Beginnen der Schlacht zu opfern pflegten; und die aus Liebenden durch Epaminondas*) gebildete heilige Schaar, welche die Schlacht bey Leuktra entſchied**), gab, nach dem Urtheile eines alten Schriftſtellers***), durch ihre Zuſammenſetzung ſchon die Würde des Gottes kund, der ſie gelehrt hatte, einem ſchimpflichen Daſeyn rühmlichen Tod vorzuziehn. Dieſe Geſinnung war es denn auch ohne Zweifel, die ſie unbeſiegt erhielt bis zu dem Tage, wo die Freyheit von Hellas der Obmacht des makedoniſchen Königes unterlag. Man weiß, wie freudig dieſer Fürſt, der in dem Hauſe des Pelopidas griechiſche Sitte zu achten gelernt hatte†), den Anſpruch dieſer Schaar auf ihren Namen anerkannte, als er beym Anblicke der von den makedoniſchen Lanzen niedergeworfnen Dreyhundert, voll Bewundrung ausrief: Wehe dem, der von dieſen Treflichen argwohnen kann, daß ſie je etwas Schändliches gethan oder

*) Andre nennen den Gorgidas. Plutarch. Vita Pelopid. c. 18. 19.

**) Dio Chrys. Or. XXII. p. 510.

***) Athen. XIII. p. 561. F.

†) Dio Chrysost. Or. XLIX. p. 248.

geduldet haben könnten! — Wer von uns möchte nun wohl an ſchändliche Wolluſt denken, wenn er hört, daß einer der frömmſten und edelſten Dichter ſein langes ruhmvolles Leben in den Armen ſeines Lieblings beſchloſſen*), nachdem er die Schönheit deſſelben in feierlichen Tönen geprieſen hatte**); oder daß Epaminondas, einer der edelſten Menſchen Griechenlandes, den Knaben Aſopichus liebte, der in der leuktriſchen Schlacht den Ruhm des Sieges mit ſeinem Freunde theilte***); und ſpäterhin den Kaphiſodorus, der in der Schlacht bey Mantinea neben ihm kämpfte, an ſeiner Seite ſtarb, und an derſelben Stelle mit ihm begraben wurde †)? In einem Zeitalter der Entartung, wo ſich doch die alte ſpartaniſche Tugend noch hier und da in tiefen Wurzeln verbarg, leſen wir von Kleomenes, daß er in ſeiner Jugend vom Xenares geliebt worden, und ſelbſt, als er ſpäter Gut und Blut daran ſetzte, ſein in Knecht-

*) Plutarch. T. II. p. 109. A. Valer. Max. IX. 12, 15. und Schneiders Leben Pindars.

**) Athen. XIII. p. 601.

***) Athen. XIII. p. 605. A.

†) Plut. T. II. p. 761. D.

ſchaft geſunkenes Vaterland zu retten, den Panteus liebte, welcher der ſchönſte Jüngling in Sparta war, und ſich im Kriege als den muthigſten bewieſen hatte. Als nun ſeine edeln Aufopferungen ohne Frucht blieben, und ſein kräftiger Wille an der Uebermacht Makedoniens und andern feindſeligen Verhältniſſen geſcheitert, und nach der letzten, ſchmählich getäuſchten Hofnung auf fremden Beyſtand, nichts übrig geblieben war als der Tod, befahl er ſeinem Geliebten, ſich ſelbſt nicht eher zu tödten, als bis alle die Andern gefallen wären. Da nun dieſes geſchehen war, ging Panteus bey ihnen umher, und berührte Jeden mit der Spitze des Schwerdes, um zu ſehn, ob noch Leben in ihm ſey. Als er auch an ſeinen Freund kam, und bey ihm daſſelbe that, ſah er, daß Kleomenes das Geſicht verzog. Da ſetzte er ſich an ſeine Seite, küßte ihn, und wartete, bis er völlig todt war. Dann umarmte er den Todten noch einmal, und ſtieß ſich ſelbſt das Schwerd in die Bruſt. Dieſer Mann war ſeit Kurzem mit einer Frau von großer Schönheit und edler Geſinnung verheirathet, die ihm freywillig in's Elend gefolgt

war, und auch jetzt in den Tod folgte; ſo wie auch Kleomenes ſelbſt mit einer edeln Frau verbunden war*).

Bey ſolchen Verhältniſſen, und bey der Oeffentlichkeit, deren dieſe durch die Geſetze gebilligten Verbindungen genoſſen, an ein zur Sitte gewordenes Laſter zu denken, verbietet Jedem, wie auch ein geiſtreicher Forſcher des Alterthums urtheilt**), ſein geſunder Sinn. Wenn nun aber dieſe Sitte, wie unleugbar iſt, mit der Tugend und einem edeln Leben nicht bloß beſtanden***), ſondern ſich ſelbſt als ein beförderndes Mittel der Tugend bewährt hat, ſo wird ſich die von der

*) Plutarch Leben des Kleomenes. C. 37. 38.

**) K. O. Müller in den Doriern. 2. Thl. S. 295.

***) In dieſer Ueberzeugung trägt Pindarus an ſeiner Stelle, wo er ausdrücklich diejenigen verdammt, die von den Himmliſchen Böſes ſagen, kein Bedenken, ihnen Liebe zu ſchönen Knaben beyzulegen (Olymp. I. 63. ff.). Unſrer Anſicht gemäß ſagt F. G. Welcker in ſeiner treflichen Schrift über die Sappho S. 52. „In der Geſchichte der menſchlichen Bildung wird es immer als eine ausgezeichnete Thatſache feſtſtehn, daß ein nicht kleiner Theil der Griechen fähig geweſen, auf dem jähen Rande, wohin Gefühl und Vernunft durch Leidenſchaft und Beyſpiel in dieſem Verhältniß geführt werden konnten, ohne zu gleiten mit Sicherheit und Freyheit ſich zu bewegen."

Männerliebe hergenommene Anklage der griechiſchen Sitten ſogar in ein Lob umwandeln müſſen, indem es ja einen hohen, ja den höchſten Grad ſittlicher Stärke vorausſetzt, in einem Verhältniſſe, wo der Misbrauch ſo nah lag, und bey dieſer Brennbarkeit der Natur, wie ſie bey den Griechen unleugbar war, dennoch ohne Vorwurf zu lieben, und den Wahnſinn des Eros mit der Nüchternheit einer weiſen Sophroſyne zu vereinigen. Hier wird nun keineswegs geleugnet, daß wie bey allen menſchlichen Dingen, ſo auch bey dieſer Art der Liebe die Sinne ihr Recht behaupteten, und, wie in dem Verhältniſſe der beyden Geſchlechter, Schönheit die Vermittlerin der Liebe iſt, ſo auch die Liebe der Männer durch Vorzüge der Geſtalt entzündet und befeſtigt wurde. Wer nun, wie die Menge zu thun pflegt, aus dieſem Grunde, und um der Verirrungen willen, denen oft auch die keuſcheſte Liebe nicht entgeht, in der Neigung zu dem Weibe nichts als Unzucht und ſchlüpfrige Abſichten erblickt, und dieſem natürlichen Verhältniſſe Reinheit, Würde und Adel abſtreitet; der mag auch fortfahren, die Männer=

liebe der Griechen in eine Anklage zu verwandeln, die Zeugniſſe der edelſten Menſchen dafür zu verhöhnen, und nur den Stimmen der Gegner zu glauben, die als Feinde des zerrütteten und ausgearteten Heidenthums überall nur die Gebrechen ihrer eignen Zeit ſahen, und, in dem gewöhnlichſten Falle, zugleich Ankläger und Zeugen in eigner Sache waren.

* * *

Bey einem für die Beurtheilung der alten Sitten ſo wichtigen Gegenſtande dürfen wir uns wohl ein längeres Verweilen geſtatten.

Das Urtheil darüber irre zu führen, möchte die ſchon oben erwähnte Stelle Cicero's (Tusc. Qu. IV. 33.) am meiſten geeignet ſeyn. Indem er, nach den Grundſätzen der ſtoiſchen Schule, den Leidenſchaften überhaupt den Krieg erklärt, und die Liebe, welche ſie auch ſey, verdammt, insbeſondere aber diejenigen Philoſophen beſtreitet, die der ehrbaren Liebe das Wort reden, ſagt er: „Was iſt denn dieſe Liebe der Freundſchaft? Warum liebt Niemand einen ungeſtalten Jüngling, oder einen ſchönen Greis! — Und um die

weibliche Liebe mit Stillſchweigen zu übergehn, welcher die Natur eine größere Freyheit geſtattet hat, wer zweifelt wohl, was die Dichter mit dem Raube des Ganymedes gemeint haben? oder wer verſteht nicht, was Lajus beym Euripides ſagt und wünſcht? oder was die gebildeteſten Männer und die größten Dichter über ſich ſelbſt in ihren Gedichten ſagen? Was ſchreibt nicht ein tapferer, in ſeinem Vaterlande wohlbekannter Mann, Alcäus, von der Liebe der Jünglinge? denn Anacreon's Poeſie iſt durch und durch der Liebe geweiht; und aus den Geſängen des Ibycus erhellt, daß er vor Allen von Liebesgluth entzündet geweſen. Bey allen dieſen war die Liebe eine Begierde nach ſinnlichem Genuß."

Hier dürfen wir wohl zuerſt fragen, mit welchem Rechte der römiſche Philoſoph dasjenige, was in einigen der von ihm angeführten Fälle Statt gefunden haben mag, auf Alle ausgedehnt habe, um in jedem begeiſterten Preiſen männlicher Schönheit eine Begierde nach ſinnlichem Genuſſe zu ſehn? Ferner dürfen wir überhaupt die Abſicht und Richtung dieſer ganzen declamatio

senilis, wie Cicero dieſe Tusculaniſchen Unterſuchungen ſelbſt nennt, nicht aus den Augen laſſen, noch vergeſſen, daß er in dieſem Buche alle Leidenſchaften als Krankheiten der Seele behandelt, die ihren Urſprung in dem Körper und in ungemäßigtem Streben nach Befriedigung haben. Endlich müſſen wir uns auch erinnern, daß, wie der Verfaſſer der Urania (3 Th. 1. S. 297.) richtig bemerkt, in dem alten Rom die Männerliebe immer nur als eine Ausgelaſſenheit des wilden Triebes betrachtet worden, und, weit entfernt einen edlern Character zu zeigen, ſtets die Rüge der Geſetze und ernſter Männer auf ſich gezogen hat. Da uns hier an der Bemerkung genügt, daß Cicero in der angeführten Stelle theils als Stoiker, theils als Römer urtheilt, ſo kann uns die Unterſuchung der Urſachen jener Verſchiedenheit griechiſcher und römiſcher Anſicht hier nicht beſchäftigen. Aber ſoviel ſcheint uns gewiß, daß die größere Kälte der römiſchen Natur, wie der angeführte Schriftſteller meint, nicht unter dieſe Urſachen zu rechnen iſt.

In Beziehung auf die von dem Römer ange-

führten Beyſpiele möchte es kaum der Bemerkung bedürfen, daß die Dichter, indem ſie eine Sitte oder Vorſtellung in das höchſte Alterthum hinaufrücken, den Mythus nach ihrer Abſicht modeln. Die Entführung des Ganymedes „durch die Götter", wie Homer ſagt (Il. XX. 232.), war urſprünglich wohl nichts weiter, als eine zum Mythus ausgebildete Figur, durch die nichts weiter beabſichtigt wurde, als der Schönheit zu huldigen, die der Sterblichkeit entrückt, und den Göttern beygeſellt zu werden verdiene; alles Uebrige von einem beſondern Verhältniſſe des ſchönen Knaben zum Zeus, iſt in einer ſpätern Zeit theils aus den Worten des alten Epikers, theils aus etymologiſcher Deutung des Namens, zum Theil von ſcherzenden und muthwilligen Dichtern ausgeſponnen *). Homer kannte, ſo viel wir ein-

*) Die Geſchichte des Chryſippos, der wie Pelops ſein Vater, zu den Lieblingen der Götter gezählt wird (Clem. Alex. Protr. p. 21. A. Arnobius adv. Gent. IV. p. 145.), hat vielleicht den nemlichen Gang genommen. Die Tragiker aber bildeten ſie ihrem Zwecke gemäß, nach dem in der ganzen Geſchichte der Pelopiden herrſchenden Character ſo aus, daß ſich auch in ihr Liebe und Haß durchdringt, und das Anmuthige zu einem Beſtandtheil des Schrecklichen wird. Derſelbe Mythus iſt

ſehen können, die Männerliebe nicht; das Verhältniß Achills zu ſeinem Freunde, ſo wie zum Antilochos, erſcheint bey ihm vollkommen rein, und wir ſehen keinen hinreichenden Grund, mit dem ſcharfſinnigen Vertheidiger der Lesbiſchen Sappho (S. 34.) anzunehmen, daß Homer der herrſchenden Vorſtellung durch die in den alten Dichtern nicht ſeltne Polemik des Schweigens und durch geſchickte Umbildung deſſen, was ganz zu umgehn nicht mehr möglich geweſen, entgegen getreten ſey. Vielmehr ſcheint es uns, daß Spätere die Sitte ihres eignen Zeitalters dem heroiſchen aufgedrängt haben. Aeſchylus, welcher die Männerliebe, von deren Vorwurf er doch, ſo viel wir wiſſen, für ſeine Perſon frey war, ſeinen Werken öfterer einmiſchte, hatte, wie es ſcheint, zuerſt vom Achilles geſagt, daß er den Patroklus nicht blos als Freund geliebt habe; wogegen Phädrus beym Plato (Gaſtmal c. 7. p. 180. A.) den Achilles vielmehr für den Liebling des ältern Pa-

zu einem ähnlichen tragiſchen Zwecke mit der Geſchichte des Lajos in Verbindung geſetzt. S. Welckers Trilogie S. 354. wo es uns doch ſchwer fällt, dem über den Namen des Lajos Geſagten beyzupflichten.

troklus erklärt. Treuer der homeriſchen Anſicht behauptet der jungfräulich-züchtige Xenophon *), welcher demohngeachtet der männlichen Liebe überall und bey jeder Gelegenheit huldigt, Achilles habe den Tod des Patroklus nicht als Liebender ſondern als Freund gerächt; und auf gleiche Weiſe werde Oreſtes und Pylades, Theſeus und Pirithous nebſt vielen andern der Treflichſten unter den Heroen nicht darum geprieſen, daß ſie neben einander geſchlafen, ſondern daß ſie ſich gegenſeitig bewundert, und die größten und ſchönſten Thaten gemeinſchaftlich ausgeführt haben **).

Der philoſophiſchen Declamation des Römers wollen wir die Ausſprüche einiger Griechen entgegen ſetzen, die uns das, was ſie täglich vor Augen hatten, geſchildert haben; Ausſprüche, in denen eine ſolche Kraft liegt, daß der Verfaſſer der

---

*) Conviv. c. 8, 31.

**) S. Heyne zur Ilias XI. 786. Tom. VI. p. 259. f. Bornemann zu Xenoph. Conv. p. 206. Von den Heldenverbindungen der alten Welt, ſo wie von den Freundſchaften der Männer überhaupt, iſt vor allen die dem Lucianiſchen Toxaris beygegebene Abhandlung unſers gelehrten Freundes C. G. Jacob nachzuſehn. Die Verbindungen der Scandinaviſchen Helden hat ſchon Welcker in der Sappho S. 45. verglichen.

Schrift von der Erziehung, die dem Plutarch beygelegt zu werden pflegt (Tom. II. p. 11. D—F.), ſich von dem Standpunkte des Zweifels zu der Meinung hinübergezogen bekennt, daß die Männerliebe ein Beförderungsmittel der Tugend ſey. Welche Vorſtellung man auch immer von der poetiſchen Form der Dialogen Plato's und von dem Verhältniſſe hegen mag, in welchem die darinn enthaltenen Reden zu ſeinen eignen Geſinnungen ſtehn, ſo würde doch das, was Phädrus bey ihm *) von den Wirkungen der Männerliebe ſagt, der thörigſte Unſinn ſeyn, wenn es nicht auf unbezweifelte Erſcheinungen des Lebens, und durch die innere Beyſtimmung ſeiner Zuhörer beſtätigt wäre. „So wie Eros, ſagt Phädrus, der älteſte unter den Göttern iſt, ſo iſt er uns auch der Urheber der größten Güter. Denn ich kenne gleich kein größeres Gut für einen Jüngling, als einen rechtſchaffnen Liebhaber, oder für einen Liebhaber, als einen rechtſchaffnen Liebling. Das, was den Menſchen ſein ganzes Leben hindurch, wenn er es ſchön leben will, leiten muß, das bewirkt weder

*) Conviv. p. 178. C.

edle Verwandſchaft noch Reichthum, noch Ehrenſtellen, noch ſonſt etwas in einem ſolchen Grade als die Liebe; ich meine, die Schaam vor dem, was ſchändlich iſt, und das Streben nach dem Schönen und Edeln. Denn ohne ſolche Schaam und ſolches Streben kann weder ein Staat, noch ein Privatmann ſchöne Thaten thun. Nun behaupte ich, daß ein Mann, welcher liebt, wenn er etwas Schändliches thut, oder aus Mangel an Muth ungeſtraft duldet, und dieſes offenbar wird, ſich weit weniger vor ſeinem Vater oder ſeinen Genoſſen, oder vor ſonſt einem, als vor ſeinem Geliebten ſchämen wird. Eben ſo ſcheut ſich auch der Geliebte vorzüglich vor ſeinen Liebhabern, wenn er auf etwas Schändlichem betroffen wird. Wenn es daher möglich wäre, daß es eine Stadt oder ein Feldlager von Liebhabern und Lieblingen gäbe, ſo würde, bey der Enthaltung von allem Schändlichen und bey dem gegenſeitigen Wetteifer, keine beſſere Verfaſſung gefunden werden können; und wenn ſolche Leute mit einander in den Kampf zögen, ſo würden ſie, auch bey geringer Anzahl, ich möchte ſagen, die ganze Welt beſiegen. Denn ein lieben-

der Mann würde ſich vor keinem Andern ſo ſcheuen ſeinen Platz zu verlaſſen, oder die Waffen von ſich zu werfen, als vor ſeinem Geliebten, und ſtatt deſſen lieber tauſendmal ſterben wollen. Und gar den Liebling in der Gefahr zu verlaſſen, oder ihm nicht Beiſtand zu leiſten, da iſt keiner ſo feig, daß ihn nicht Eros ſelbſt zur Tugend begeiſtern ſollte, ſo daß er dem gleich wird, der von Natur der Tapferſte iſt. Und was Homer ſagt, daß Gott einigen der Heroen Muth und Kraft einhauche, eben das läßt Eros den Liebenden angedeihen. Nur Liebende haben den Muth für einander zu ſterben, nicht nur die Männer, ſondern ſelbſt Weiber. Hievon zeugt die Tochter des Pelias Alkeſtis, indem ſie allein für ihren Gemahl ſterben wollte, der doch noch Vater und Mutter hatte. — Darum vergönnten ihr auch die Götter, was ſie nur wenigen zugeſtanden, aus dem Hades zurückzukehren. — Eben ſo ehrten die Götter auch den Achilles, und ſchickten ihn in die Inſeln der Seligen, weil er, trotz ſeiner Vorkenntniß von dem ihm drohenden Tode, dennoch den Patroklus rächte und für ihn ſtarb.“ — Nachdem der Redende bey

dieſem Beyſpiel verweilt, und das Verdienſt Achills in Beziehung auf ſeine Liebe geprieſen hat, ſchließt er, wie er begonnen, mit der Behauptung, Eros ſey der älteſte und ehrwürdigſte, und für die Beförderung der Tugend und Glückſeligkeit wichtigſte Gott.

Pauſanias folgt dem Phädrus in der Reihe der Redenden. Auch er lobt, wie man von dem Liebhaber des Agathon erwarten mußte, die männliche Liebe, indem er behauptet, daß edle Menſchen, denen die Seele und Sitte ihrer Lieblinge werther ſey als Schönheit des Körpers, ſich zu dem männlichen Geſchlechte wenden, weil es das ſtärkere, und ſeine Liebe die ſinnvollere ſey; daß aber dieſe Liebe durch rohe, nach ſinnlichem Genuſſe ſtrebende Menſchen in übeln Ruf gebracht werde. Hierdurch ſey das Edelſte verdächtig, und die Beſtrebung der Liebenden erſchwert worden. Bey einigen Völkern, wie bey den Böotiern und Eleern, die ſich auf das Reden nicht verſtehen, und die Mühe ſcheuen, werde die Begünſtigung eines Liebhabers nicht für ſchändlich gehalten; bey Andern aber, die, wie die Jonier, einem Despoten unterworfen ſind, gelte es dafür, und werde eben

ſo, und aus demſelben Grunde gehemmt, wie die Gymnaſtik und das Studium der Philoſophie. „Denn den Herrſchern, ſetzt er hinzu, iſt es nicht zuträglich, wenn die Beherrſchten große Geſinnungen hegen, oder feſte Freundſchaften unter einander ſchließen, wie dieß die Tyrannen von Athen erfahren haben, deren Herrſchaft durch die Liebe des Harmodius aufgelößt wurde.“ — Aus dieſem Allen zieht er die Folge, daß, wo es allgemein für ſchändlich gelte, einen Liebenden zu begünſtigen, dieſes der Feigheit und Schlechtigkeit der Geſetzgeber; wo es allgemein erlaubt ſey, der Trägheit der Menſchen zugeſchrieben werden müſſe. Daher billigt er am meiſten die mitten inne ſtehende vaterländiſche Sitte, die es nicht tadle, ſich um die Liebe eines edeln Jünglinges zu bewerben, und dabey dem Liebenden demüthiges Flehn, ſelbſt Eidſchwüre und freywillige Knechtesdienſte zu gut halte; während auf der andern Seite Eltern und Pädagogen ſtrenge Wache halten, und das Zuſammenſeyn des Liebenden mit dem Geliebten erſchweren. Dieſe Art der Liebe, ſagt er weiter, ſey ohne Einſchränkung weder ſchön noch häßlich zu nennen.

Häßlich ſey die, welche mehr den Leib als die Seele liebe; auch habe dieſe keine Dauer, indem ſie ſich auf einen vergänglichen Gegenſtand beziehe; ſchön aber ſey die, welche ein edles Gemüth und edle Sitte liebe, weshalb ſie denn auch während des ganzen Lebens beſtehe. Dieſes ſey der von der Urania ſtammende himmliſche Eros, gleich wichtig für das Gemeinweſen und die Einzelnen, indem er den Liebenden wie den Geliebten nöthige, vielfache Sorge auf die Tugend zu richten.“

Um denſelben Gegenſtand bewegt ſich ein großer Theil der Geſpräche, die bey dem Gaſtmale vorfallen, das Kallias ſeinem Geliebten Autolykus nach einem an den Panathenäen gewonnenen Siege gibt, und Xenophon in einem ſeiner anmuthigſten Werke beſchrieben hat. Mit künſtleriſcher Abſicht und in beſonderer Beziehung auf den Inhalt der Reden, die wir zu erwarten haben, wird gleich im Anfange dieſer Beſchreibung der Blick des Leſers auf den ſchönen Knaben gelenkt, dem zu Ehren das Feſt gegeben wird, und der, während die übrigen Gäſte ihre Plätze nach dem Zufall genommen hatten, neben ſeinem Vater Lykon ſitzt.

„Hier konnte man nun, ſagt Xenophon, ſogleich ſehn, daß die Schönheit von Natur etwas Königliches iſt, beſonders wenn ſie, wie damals, mit Sittſamkeit und Tugend vereint gefunden wird. Denn ſo wie ein Licht, wenn es in der Nacht erſcheint, aller Augen auf ſich zieht, ſo zog auch damals die Schönheit des Autolykus die Blicke an; und dann war keiner, der nicht etwas für ihn in ſeinem Innern fühlte: ſo daß einige ſchweigſamer wurden, andre ſich gewiſſermaßen in die Bruſt warfen.“ Nach dieſer Beſchreibung von den Wirkungen der Schönheit fügt Xenophon die Bemerkung hinzu, daß zwar jeder Begeiſterte einen ſehenswerthen Anblick gewähre, diejenigen aber, die eine keuſche Liebe begeiſtere, ſich nicht wie die, welche von andern Göttern beherrſcht würden, durch Furchtbarkeit des Blickes und der Stimme bemerklich machten, ſondern vielmehr ihren Blicken mehr Freundlichkeit, ihrer Stimme einen mildern Ton, ihren Bewegungen eine edlere Haltung zu geben ſuchten. Alles dieſes habe man damals an Kallias, dem Liebhaber des Autolykus, wahrgenommen; und es habe während dem Eſſen bey

Allen eine Stille geherrſcht, als wäre dieſes von einer höhern Macht geboten geweſen.

Nach einigen erheiternden Zwiſchenſpielen wird die Frage aufgeworfen, worauf ſich wohl ein jeder von ihnen am meiſten einbilde; und als Antiſthenes dieſe Frage auch an Lykon thut, antwortet dieſer: Wißt ihr es etwa nicht alle? Auf dieſen meinen Sohn. — Und da einer der Gäſte ſagt: und dein Sohn ohne Zweifel auf ſeinen Sieg? erwiedert Autolykus erröthend: „Nein bey Gott nicht.“ — Indem ſich nun alle freuen, die Stimme des Knaben zu hören, und ihre Blicke auf ihn richten, fragt ihn einer: Nun, worauf denn ſonſt, Autolykus? antwortet er „Auf den Vater *)“, und ſchmiegt ſich an ihn. Da ruft Kallias begeiſtert aus: Weißt du wohl, Lykon, daß du der reichſte aller Menſchen biſt? Und als Lykon antwortet: Bey Gott, davon weiß ich nichts! ſagt Jener:

---

*) Ramdohr (Urania 3 Th. 1. S. 155.) hat dieſe Stelle unrichtig verſtanden. Weiske Xenoph. Opp. V. p. 122.) vermißt, recht nach moderner Weiſe, eine ausführlichere Erklärung der Gründe aus dem Munde des Jünglings. Jedes Wort wäre dabey zu viel geweſen.

„So weißt du alſo nicht, daß du für deinen Sohn nicht die Schätze des großen Königs nehmen würdeſt?“

Auch hier können wir uns nicht enthalten, mit dem makedoniſchen Könige auszurufen: Wehe dem, der bey einer ſolchen Liebe an Entehrung denkt!

Bey der Fortſetzung des Geſprächs wird dem Leſer noch eine Verbindung dieſer Art bekannt gemacht. Kritobulus, der Liebhaber des Klinias, hatte ſich gerühmt, auf ſeine Schönheit ſtolz zu ſeyn; und indem er ſich hierüber erklärt, ſagt er: „Wenn ich in der That ſchön bin, wie Ihr alle von mir ſagt, und Ihr für mich fühlt, was ich für den fühle, der mir ſchön ſcheint, ſo ſchwöre ich bey allen Göttern, daß ich das Reich des Königes nicht für meine Schönheit nehmen würde. Denn jetzt gewährt mir der Anblick des Klinias größere Freude, als alles Andere, was bey den Menſchen für ſchön gilt, und ich wollte lieber gegen alles Andre blind ſeyn, als gegen den Klinias. Ich zürne der Nacht und dem Schlafe, weil ich ihn dann nicht ſehe, und weiß dem Tage

und der Sonne den größten Dank, daß ſie mir den Klinias zeigt.“ Nach dieſer Schilderung ſeiner heißen Liebe fährt er fort: „Ob ich gleich weiß, daß Reichthum etwas erfreuliches iſt, ſo würde ich doch lieber dem Klinias geben, was ich habe, als Anderes von Andern annehmen; ich möchte lieber ein Knecht als frey ſeyn, wenn Klinias mir gebieten wollte; denn ich würde leichter für ihn arbeiten als feyern, und mich lieber für ihn in Gefahr begeben, als gefahrlos leben. Wenn du alſo, o Kallias, ſtolz darauf biſt, daß du Andre gerechter machen kannſt*), ſo vermag ich noch beſſer als du, die Menſchen zu jeder Art von Tugend zu führen. Denn dadurch, daß wir Schönen den Liebenden etwas einhauchen und ſie begeiſtern, machen wir ſie uneigennütziger, thätiger und ruhmbegieriger in der Gefahr, und auch züchtiger und enthaltſamer, indem ſie ſich aus Schaam auch deſſen enthalten, was ſie am meiſten wünſchen.

*) Dieß hatte Kallias (Cap. IV. 1—5.) durch ſophiſtiſche Gründe darzuthun geſucht.

Nach einigen Zwiſchenreden führt Sokrates das Geſpräch wieder auf die Liebe zurück, weil es ſich ſchlecht ziemen würde, den Eros zu vergeſſen, deſſen ſie Alle voll wären; und indem er ſich von den Andern zum Kallias wendet, ſagt er: Ich habe dich immer hoch geachtet, aber jetzt iſt dieſe Achtung noch mehr geſtiegen, da ich ſehe, daß du nicht einen erſchlafften und weichlichen Jüngling liebſt, ſondern einen, welcher Stärke, Ausdauer, Mannhaftigkeit und Sittſamkeit zeigt. Denn eben aus der Treflichkeit des Knaben, und dadurch, daß du ſeinen Vater zum Zeugen Deines Umgangs mit ihm nimmſt, erhellt, daß du dem himmliſchen Eros huldigſt, deſſen Mutter Urania mit einer begeiſterten Liebe zu der Seele und zu ſchönen Thaten erfüllt. — Indem er nun ferner das Weſen einer ſolchen edeln Liebe entwickelt, bemerkt er, daß nur dann Gegenliebe erwartet werden könne, wenn der Liebende den Geliebten zu bilden, nicht aber ihn zu verderben bemüht ſey; und nur eine ſolche Liebe ſey von Nachtheilen frey, während aus einer ſchaamloſen Gemeinſchaft vieles Verderbliche und Ruchloſe entſpränge.

Endlich ſagt er in demſelben Sinne: „Du haſt Urſache den Göttern zu danken, daß ſie dir Liebe zum Autolykus eingeflößt haben. Denn das iſt ja offenbar, daß einer, der keine Mühe und die ſchmerzhafteſten Anſtrengungen nicht ſcheut, um als Sieger im Kampfe ausgerufen zu werden, voll Ehrgefühl iſt. Wenn aber ſein Streben iſt, nicht bloß ſich und ſeinem Vater Ehre zu bringen, ſondern ſich geſchickt zu machen, auch ſeinen Freunden durch Tapferkeit wohl zu thun, und das Vaterland zu erhöhen, wenn er im Kampfe gegen die Feinde ſiegt, und dadurch unter Hellenen und Barbaren Ruhm erlangt, glaubſt du nicht, daß er dann den der größten Ehre werth halten wird, den er für den kräftigſten Theilnehmer zu einem ſolchen Zwecke hält? Wenn du ihm alſo gefallen willſt, ſo mußt du erwägen, durch welche Kenntniſſe Themiſtokles in den Stand geſetzt wurde Hellas zu befreyn; was den Perikles zum beſten Berather ſeines Vaterlandes gemacht; durch welche Art von Weisheit Solon fähig geworden, der Stadt die beſten Geſetze zu geben, und durch

welche Uebungen die Lakedämonier den Ruf gewonnen haben, die beſten Heerführer zu ſeyn."

Nach dieſen Reden ſteht Autolykus auf, um ſich zu entfernen, wie es ſeine Zeit mit ſich brachte, und ſein Vater folgte ihm. Ehe dieſer aber die Geſellſchaft verließ, wendete er ſich noch einmal zum Sokrates mit den Worten: Bey Gott, Sokrates, du ſcheinſt mir ein edler und treflicher Mann zu ſeyn.

So wollen wir denn auch von denen, die das helleniſche Alterthum wegen ihrer Tugenden und des Adels ihrer Geſinnungen rühmt, darum nicht ſchlechter denken, weil ſie, der Sitte ihres Landes und dem Geiſte des öffentlichen Lebens gemäß, einer Liebe gehuldigt haben, die in vielen Staaten Griechenlandes ohne allen Zweifel einen Adel gehabt hat, von der die neuere Welt, in der ſie, bey gänzlich veränderten Verhältniſſen, nur als Laſter und ſchimpfliche Ausartung erſcheint, kaum eine Vorſtellung hat.

Einer ſolchen Liebe redet auch noch in ſpäter Zeit, wo römiſche Anſichten vorherrſchend zu werden anfingen, und an die Stelle bürgerlicher Tugend und Sitte

nur der leidende Gehorſam der Unterjochung getreten war, Lukianus *) das Wort. Nachdem hier Kallikratidas den ſittſamen, an Körper und Geiſt ausgebildeten Jüngling geſchildert hat, fährt er fort: „Wer möchte nicht der Liebhaber eines ſolchen Jünglings ſeyn? Möchten mir doch die Götter verleihn, ohn' Unterlaß einem ſolchen Freunde gegenüber zu ſitzen, ſeine ſüßen Reden zu hören, ihn zu begleiten, und in jeder Sache mit ihm Gemeinſchaft zu haben! — Stirbt er endlich, ſo werde ich auch nicht länger leben, und mein letzter Auftrag an meine Freunde wird ſeyn, beyde in ein gemeinſames Grab zu legen, unſre Gebeine zu miſchen, und ſelbſt die gefühlloſe Aſche beyder nicht zu ſondern." — Damit man ſich aber nicht über die Art ſeiner Liebe irre, und ihr unedle Abſichten unterlege, verweilt er bey dem Beyſpiele des Oreſtes und Pylades „die gleichſam auf Einem Nachen durch das Leben geſchifft" und ihre heroiſche Freundſchaft in dem edelſten Wettſtreite bewährt hatten; und führt zuletzt ausdrücklich die

*) Amores. Tom. V. p. 291.

Lehre des Sokrates als ſeine Richtſchnur an, welcher den andern Wiſſenſchaften, mit denen er den Menſchen genützt, auch die männliche Liebe als ganz vorzüglich heilſam zugeſellt habe. Dann endet er mit dieſen Worten: „Nahet Euch demnach, ihr Jünglinge, edeln Knaben mit Sittſamkeit, und vergeudet nicht, um geringer Luſt willen, das lange Wohlwollen, indem ihr, ſo lange die Jugendblüthe währt, eine erdichtete Liebe vorſpiegelt; ſondern den himmliſchen Eros verehrend, bewahret die Leidenſchaft unverſehrt von der Jugend bis in das Alter. Denn denen, die ſo lieben, daß ſie ſich keiner Unziemlichkeit bewußt ſind, iſt die Zeit ihres Lebens voll frohen Genuſſes, nach ihrem Tode aber geht ihr Ruhm von Mund zu Mund."

Daß über dieſen Gegenſtand Andere anders dachten, und daß Theomneſtus, den Lukianus in jenem Geſpräche dem begeiſterten Kallikratidas gegen über ſtellt, der gemeinen Anſicht gemäß, Alles, was Jener zum Lobe der platoniſchen Liebe geſagt hat, für leere Worte hochmüthiger Philoſophen erklärt, welche die Unwiſſenden mit prun-

kenden Reden über ihre wahren Abſichten zu täu=ſchen ſuchten, während er ſelbſt der Derbheit des ſinnlichen Genuſſes das Wort redet; das iſt ſo wenig auffallend, und zerſtört die edlere Anſicht von dieſem Verhältniſſe ſo wenig, als die edle und reine Liebe des Mannes gegen das Weib durch den Cynismus derer aufgehoben wird, die in jeder Art der Liebe Alles, was nicht Befriedigung des rohen Naturtriebs iſt, als gleißenden Trug ver=höhnen. Es ſind dieſes aber die nemlichen, die das ganze Leben von Allem, was Göttlich iſt, ent=kleiden, indem ſie in jeder edeln und tugendhaf=ten Regung nichts anderes als eine verdeckte Rich=tung zur Befriedigung eigennütziger Triebe erkennen wollen, und wenn ſie ſich am höchſten und gleich=ſam über ſich ſelbſt erheben, ihr Ziel in dem Glauben an eine wohlverſtandene Selbſtliebe, und einen klüglich berechneten Vergleich der Sünde mit der Sicherheit, finden. Dieſen Weltweiſen iſt Plato ein redſeliger Schwärmer, Petrarca ein geiſtreicher Heuchler, und die Alceſten und Lucre=zien leere Gebilde poetiſcher Phantasmoraſien. In einem Zeitalter aber und unter einem Volke, bey

dem der, welcher im Kampfe für das Vaterland ſtarb, für glücklicher geachtet wurde, als der König, der mit allen Gütern der Macht und des Reichthums umgeben war, wo Freyheit mit Armuth höher galt als die glänzendeſte Knechtſchaft, konnte der Unglaube an eine edle und uneigennützige Liebe wohl auch laut werden, aber nie konnte er ſo tiefe Wurzeln ſchlagen, um, wie ein wucherndes Unkraut, den beſſern Glauben gänzlich zu erſticken.

Dieſe Anführungen aus den Alten wollen wir mit einer Stelle aus der Rede des Aeſchines gegen den Timarchus beſchließen, welche beyde Seiten der vielbeſprochnen Sache beleuchtet, und deshalb ihre wahre Beſchaffenheit in das hellſte Licht ſetzt. Indem der Redner in der Anklage eines ſittenloſen und von Jugend auf feilen Mannes die ſophiſtiſche Rechtfertigung ſeiner Laſter verwirft, deren ſich ſeine Vertheidiger bedient hatten, fährt er *) ohngefähr auf folgende Weiſe fort: „Ich tadle weder eine gerechte Liebe, noch behaupte ich, daß ausge-

*) Or. c. Timarch. c. 55. p. 94. ff.

zeichnet ſchöne Jünglinge der Verführung ſich Preis gegeben, noch leugne ich ſelbſt der Liebe gehuldigt zu haben, und ihr noch jetzt zu huldigen. — Ich behaupte aber, daß ſchöne und ſittſame Jünglinge zu lieben, das Gefühl eines milden und wohlgeſinnten Gemüthes zeigt; für Geld aber mit einem Gedungenen zu ſchwelgen, kann, nach meiner Ueberzeugung, nur bey einem frech-ausſchweifenden und ungebildeten Manne Statt finden. Rein und unverführt zu lieben, iſt ſchön; durch Lohn gereizt ſich hinzugeben, ſchändlich. Wie weit beydes auseinander liegt, will ich weiter hin zu zeigen ſuchen. Als eure Väter Verordnungen machten über die Lebensweiſe und das Gute und Böſe der natürlichen Bedürfniſſe, verboten ſie den Sclaven das, was ſie für das Recht freyer Leute hielten. Der Sclave, ſagt das Geſetz, ſoll keine Gymnaſtik treiben, noch ſich in der Paläſtra ſalben: ohne hinzuzuſetzen: der Freye aber ſoll ſich ſalben, und Gymnaſtik treiben. Denn indem die Geſetzgeber in Erwägung der ſchönen Wirkungen der Gymnaſien den Sclaven die Theilnahme daran unterſagten, glaubten ſie durch daſſelbe Geſetz die Freyen

zu dieſen Uebungen anzutreiben. Ferner ſagt derſelbe Geſetzgeber: der Sclav ſoll einen freyen Knaben nicht lieben*), noch ihm nachgehen, außerdem ſoll er öffentlich funfzig Streiche mit der Geißel bekommen. — Den Freyen aber hindert er nicht zu lieben, und Umgang zu pflegen, und nachzufolgen, und er glaubte, daß dieſes dem Knaben keinen Nachtheil brächte, ſondern ſeine Sittſamkeit bekräftigte. Da aber der Knabe noch nicht im Stande iſt, den wahrhaft Wohlgeſinnten von dem zu unterſcheiden, der es nicht iſt, ſo hält er den Liebenden zur Sittſamkeit an, und hebt die Lehren der Freundſchaft für das gereiftere und verſtändige Alter auf; dem Knaben aber nachzugehn, und ein Aug auf ihn zu haben, hielt er für das beſte Bewahrungsmittel der Sittſamkeit. So hat denn auch die weiſe und geſetzmäßige Liebe — oder ſoll ich es vielmehr Sitte nennen? — jene Wohlthäter der Stadt, jene durch ihre Tugenden ſo hoch emporragenden Bürger, Harmodius und Ariſtogiton, zu ſolchen Männern

---

*) Vergl. Plutarch. T. II. p. 251. B.

gebildet, daß die Lobredner ihrer Thaten mit ihren Worten weit hinter dem, was jene vollbracht haben, zurückzubleiben ſcheinen.“

Da die Vertheidiger des Timarchus unter andern das Beyſpiel des Achilles und Patroklus angeführt hatten, verweilt Aeſchines hierbey, um zu zeigen, wie weit dieſe Liebe von den Ausſchweifungen des Angeklagten entfernt ſey, und nachdem er noch Anderes aus andern Dichtern beygebracht hat, kehrt er von dieſer Abſchweifung mit folgenden Worten zu ſeinem Gegenſtande zurück:

„Damit ich in der Anführung der Dichter nicht zu weit ausſchweife, will ich die Namen von Bejahrten und Euch wohlbekannten Männern, Jünglingen und Knaben anführen, von denen einige wegen ihrer Wohlgeſtalt viele Liebhaber gehabt haben, einige der Jüngern aber auch jetzt noch haben; von denen keiner je den Tadel erfahren hat, dem Timarchus unterliegt; und hinwiederum die Namen derer, die ſich auf eine ſchändliche und offenkundige Weiſe Preis gegeben haben, um Euch durch dieſe Erwähnung in den Stand zu ſetzen,

dem Timarchus die ihm gebührende Claſſe anzuweiſen.“ — Nach dieſer Ankündigung nennt der Redner zuerſt die Bejahrteren, „die zu ihrer Zeit die ſchönſten, nicht nur zu Athen, ſondern unter allen Hellenen geweſen, und viele ehrbare Liebhaber gehabt, und doch nie einen Tadel erfahren hatten;“ dann die Jüngern: worauf er beyden Claſſen diejenigen entgegenſetzt, die, weil ſie ſich der Verführung Preis gegeben, verdiente Schande eingeerntet hatten.

Dieſe Stelle iſt für den Gegenſtand, den wir behandeln, von der entſchiedenſten Wichtigkeit. Es iſt nicht ein Dichter, der um einer unregelmäßigen Leidenſchaft einen Schimmer von Rechtlichkeit zu geben, fabelhafte Namen von Göttern und Heroen aufführt; noch ein Begeiſterter, der unter Freunden beym Wein, ohne Anſpruch auf hiſtoriſche Glaubwürdigkeit, ſeine Rede mit unverbürgten Sagen ſchmückt; ſondern ein Redner, der vor dem ganzen Volke, ohne alle dringende Nothwendigkeit, indem er in der Anklage eines berüchtigten Cinäden, ſich ſelbſt als einen Freund der Männerliebe bekennt, eine Reihe lebender, allen

bekannter Bürger namhaft macht, die der männlichen Aphrodite mit entgegengeſetzter Sinnesart, und deshalb auch mit entgegengeſetztem Rufe geopfert hatten. Soll uns dieſes nur zu einem Beweiſe für die Schaamloſigkeit der Hellenen dienen, die auf der Rednerbühne ſogar ſelbſt das Schändlichſte mit eben der Rückſichtloſigkeit enthüllt hätten, mit der in den großen Städten des neuern Europa die zügelloſe Jugend ihre ſchmutzigen Abentheuer in den Winkeln feiler Wolluſt erzählt? oder müſſen wir nicht vielmehr, wenn wir gerecht ſeyn wollen, eingeſtehn, das jene Sitte, eben ſo wie die Liebe zu dem andern Geſchlechte, alle Elemente des Edelſten und des Nichtswürdigſten, der Tugend und des Laſters, des Beſten und des Schlechteſten in ſich enthielt, und, wie der aus dem Schooße der Erde aufſteigende Nahrungsſaft nach Beſchaffenheit des Gefäßes, welches ihn aufnimmt, hier die edle Traube ſchwellt, dort ein verderbliches, Wahnſinn oder Tod bringendes Gift bereitet. Ein franzöſiſcher Gelehrte *) ſagt bey

*) Athan. Auger Oeuvres complètes de Démosthène et d'Eschine, Vol. II. p. 534.

Gelegenheit des Soloniſchen Geſetzes über die Behandlung der Jugend in den Gymnaſien: „Alle Maasregeln der Vorſicht, die der Geſetzgeber hier nimmt, waren ohne Zweifel lobenswerth, aber ſie beweiſen auch, wie ſehr dieſe unnatürlichen Laſter, dieſe Abſcheulichkeiten, die man unter Chriſten nicht einmal nennen darf, bey den Heiden gemein waren. Ich habe bisweilen unterſucht, warum ſie ſo verbreitet waren, hauptſächlich bey den Griechen, und die vornehmſte Urſache davon hat mir geſchienen, darinne zu liegen, daß ſie ſich gewiſſe Verbindungen als anſtändig erlaubten, die nur allzuoft zu Abſcheulichkeiten führten. Es giebt Leidenſchaften, mit denen man nie einen Vertrag ſchließen darf; bey denen die Klugheit gebietet, daß man ſich durchaus nichts erlaube, und ſelbſt die erſten Schritte vermeide, welche unſchuldig ſcheinen, aber in die größten Ausſchweifungen ſtürzen können.“

Dieſe Bemerkungen ſind ohne Zweifel ſehr gut, und als Verwahrungsmittel gegen jede Art von Sünde empfehlungswerth; was aber damit für die Erklärung der in Frage ſtehenden Erſcheinung,

bey den Griechen zumal, gewonnen werde, vermögen wir nicht einzuſehn. Als die erſte Quelle derſelben in ihrem ganzen Umfange, nicht bloß in ihrer Entartung, muß das öffentliche Leben der Hellenen angeſehen werden. Dieſes führte die ernſteſten Verbindungen der Männer unter einander, und der Männer mit Jünglingen herbey; Verbindungen, welche ſicherlich oft eben ſo edel, tugendhaft und bildend, als für beyde Theile angenehm waren, bisweilen aber auch auf Abwege führten. Zur Erklärung jener Entartung aber, die vornemlich als griechiſche Liebe bezeichnet zu werden pflegt, reicht auf der einen Seite die Heftigkeit des Naturtriebs, vornemlich in ſüdlichen Ländern hin, auf der andern die mit der Erſchlaffung deſſelben ſo häufig verbundene Verwilderung. Die männliche Liebe hat in der chriſtlichen Welt nicht aufgehört; ſie hat ihren Wohnſitz an Höfen und in Klöſtern genommen; auch edle Menſchen, wir ſagen es mit Bedauern, haben ſich ihr hingegeben. Mit dem Verſchwinden des öffentlichen Lebens hat auch das, was darinne edel und tugendhaft war, verſchwinden müſſen,

und nur ihre häßliche Ausartung iſt zurückgeblieben, die mit vollem Rechte der Abſcheu der Wohlgeſinnten iſt, am häufigſten aber bey ſolchen angetroffen wird, die, in Schlaffheit verſunken, von der kräftigen Weiſe einer helleniſchen und gymnaſtiſchen Erziehung am allerweiteſten entfernt waren.

---

27) Es iſt oft wiederholt worden, daß es bey der Bildung der Jugend weit weniger auf das ankomme, was man lerne, als auf die Art, wie es gelernt wird, und daß das Heſiodiſche „die Hälfte ſey oft beſſer als das Ganze" hier eine Anwendung leide. Anhäufung des Wiſſens um des Wiſſens willen bringt keinen Segen; und jede Erziehung, bey welcher die Eitelkeit das Zepter führt, verfehlt ihren Zweck. Nicht Alles ſoll die Jugend lernen, was ſich künftig einmal zum Gebrauche anbietet (wobey man wohl, wie Ariſtoteles*) ſcherzend bemerkt, auch zur Kochkunſt herabſteigen müßte); ſondern nur Einiges, was

*) Polit. VIII. 5.

den Geiſt nach allen Seiten hin anregt, den Verſtand ſchärft, die Einbildungskraft belebt, und das Gemüth wohlthätig bewegt. Es iſt nicht bloß in wiſſenſchaftlicher, ſondern auch ganz vorzüglich in ſittlicher Rückſicht wichtiger, Einer Sache mächtig, als mit vielen oberflächlich bekannt zu ſeyn*). Wiſſen ſtärkt; Vielwiſſerey bläht auf; gelehrte Aufgeblaſenheit aber iſt wohl die unſeligſte Mitgabe, die ein Jüngling aus der Schule in das Leben bringen kann. Sie iſt ſchon darum verhaßt, weil ſie gemein iſt. Gemeinheit aber in Rückſicht auf Wiſſenſchaft und Kunſt herrſcht überall bey denen, die von dem Baume der Erkenntniß weder die Wurzel noch den Gipfel kennen.

Unſerer Anſicht iſt dasjenige ganz gemäß, was John Ruſſel in ſeiner Geſchichte der engliſchen Regierung und Verfaſſung in folgender Stelle ſagt, deren Kenntniß wir dem treflichen Werke unſers Freundes Fr. Thierſch über gelehrte

*) Die Nachtheile, welche die Eitelkeit der Vielwiſſerey für das Leben hat, und der Gegenſatz einer vernunftmäßigern Erziehung iſt von uns in der Schule der Frauen 6ter Theil. S. 136. ff. dargeſtellt worden.

Schulen (S. 437.) danken: „Oft ſchon, ſagt der engliſche Geſchichtſchreiber, haben Männer von umfaſſender Einſicht den Gedanken gefaßt, daß man der Jugend mehr Kenntniß mit weniger Unmanierlichkeit beybringen könnte, als in den öffentlichen Engliſchen Schulen an ſie ausgeſpendet wird. Sie beſchloſſen daher ihren Söhnen eine Privaterziehung zu geben. Statt in zwey Wiſſenſchaften ließen ſie dieſelben in zehen unterweiſen, und bewachten ihre Sittſamkeit und Geſundheit bis zum achtzehnten oder zwanzigſten Jahre. Wie oft aber hat man ſolche vielverſprechende Blüthen welk geſehn und abgeſtorben, als die Zeit kam, wo die Frucht hätte gereift ſeyn ſollen. Der Hauptirrthum in ſolchen Fällen ſcheint zu ſeyn, daß man die Erziehung bloß auf Ausſtattung des Geiſtes, nicht auf Bildung des Characters abzweckend glaubt. Wenig hat es zu ſagen, wenn ein Knabe von Mineralogie ſchwatzt, und von botaniſchen Namen überfließt, während er zu ungeſchickt iſt den Kreiſel zu drehen, und nicht Lebhaftigkeit und Muth genug zum Ballſpiel hat. Die öffentliche Schule ſtellt den Knaben dahin,

wo er nur ſoviel gilt, als ſeine wirklichen Kräfte und Talente werth ſind. — Wenn die öffentlichen Schulen bey uns (in England) manchen Fehler erzeugen, ſo bewältigen ſie auch den Stolz, die Sehnſucht, die Anmaaßung; ſie wecken Nacheifeung, Freundſchaft und männliche Geiſtesſtärke."

28) Warnung gegen Uebermuth iſt häufig in den Siegeshymnen des Thebaniſchen Dichters, ohne den wir kaum eine genügende Vorſtellung von der Begeiſterung haben würden, deren Herold er iſt. Ihm erſcheint der Olympiſche Sieger als ein Gottbegünſtigter, der die Säulen des Herakles erreichte, von wannen weiter vorzudringen Sterblichen verboten iſt*); und die Höhe, auf die ſein Sieg ihn ſtellt, als ein gefahrvoller Standpunkt, auf dem ſich gegen den Schwindel des Uebermuthes zu ſchützen Weisheit fordert**). Dieſer Anſicht entſprachen die Worte jenes Lakedämoniers zum Diagoras, welcher ſelbſt in den olympiſchen Spielen geſiegt, und auch Kinder und Enkel hatte

*) Olymp. III. 75. ff. Vergl. Nem. III. 35. Isthm. VII. 55.

**) Nem. IX. 16.

ſiegen ſehn: Stirb, Diagoras; denn zum Olymp ſteigſt du doch nicht*). — Mehreres über die Bedeutſamkeit dieſer Kampfſpiele hier zu ſagen, würde unnütz ſeyn nach dem, was Fr. Thierſch darüber in der Zueignung ſeines Pindar S. 9. und an mehrern Stellen der Einleitung S. 124. 126. ff. geſagt hat. Merkwürdig aber iſt, daß auch über dem Grabe des untergegangenen Hellas der Ruhm dieſer Spiele noch hell genug leuchtete, um die nichtswürdige Eitelkeit Nero's zu reizen. Bey ihrer Würdigung zur Zeit der helleniſchen Blüthe iſt nicht überſehen worden, daß ſie ein heiliges Band waren, das die getheilten Stämme Griechenlandes an ihre Verwandſchaft erinnerte. „Bey dieſen feſtlichen Zuſammenkünften, ſagt Iſokrates**), vergaßen ſie ihre Feindſchaften, um ſich zu gemeinſamen Gebeten und Opfern zu vereinigen, altes Gaſtrecht zu erneuern, neue Verbindungen anzuknüpfen, und auf dieſe Weiſe Saaten des Wohlwollens für künftige Zeiten auszuſtreuen. Auch erfreuten ſich auf gleiche Weiſe Kämpfer und

*) Plutarch Leben des Pelopid. C. 34.
**) Panegyr. c. 12.

Nichtkämpfer; jene, indem ſie ihr Glück den Augen von ganz Hellas zeigten; dieſe, indem ſie die Kämpfenden bewundern konnten *)."

Bemerkungswerth iſt bey dieſem Gegenſtande das tiefe Gefühl der Hellenen für das, was in der Tugend unſchätzbar iſt; ein Gefühl, das ſich eben in der Geringfügigkeit der Kampfpreiſe und andrer das Verdienſt ehrenden Gaben zeigte. „Eine Ehrenbezeigung, ſagt Plutarch**), ſoll nicht ein Lohn, ſondern ein Zeichen ſeyn, um ſich einer eben ſo langen Dauer zu erfreuen, als das Verdienſt der Tugend ſelbſt. Denn der ſicherſte Schutz ſolcher Gaben iſt ihre Geringfügigkeit. Große, übermäßige und in's Gewicht fallende Belohnungen, ſtürzen leicht um, wie unſymmetriſche Standbilder."

„Keine Waare, läßt Xenophon den Simonides zum Hiero ſagen***), iſt wohlfeiler, als was die Menſchen durch Siegespreiſe erkaufen." Denn das, was dieſe Preiſe erzeugen ſollten, war das

*) Vergl. St. Croix des Gouvernemens Fédératifs. p. 136.
**) Tom. II. p. 820. F.
***) Hier. c. 9, 11.

Streben nach denjenigen Tugenden, die man für die edelſten hielt, lange Mühen, Anſtrengungen und Dauer, ſelbſt bey Schmerzen und Gefahr. Wie Athen nach der Schlacht bey Marathon dem Retter von Griechenland lohnte, iſt aus dem Nepos bekannt, dem hier, was ihm ſonſt ſelten begegnet, der hohe Sinn des Alterthums eine Bemerkung entreißt *). Auch in Sparta herrſchte dieſe Einfachheit, und die Sitten waren ſchon ausgeartet, als man geringe Belohnungen nicht mehr für genügend hielt (Plutarch. Vit. Agesil. c. 33.). Man darf hierbey auch nicht unbemerkt laſſen, daß die Religion zur Mäßigung des Ehrgeizes beytrug. Großer Ruhm ſchien, wie die Tugend ſelbſt, aus der er entſprang, von den Göttern zu kommen, und wendete ſich wieder zu ſeinen Urhebern zurück;

---

*) Vita Miltiad. c. 6. cujus victoriae non alienum videtur quale praemium Miltiadi sit tributum, docere, quo facilius intelligi possit, eamdem omnium civitatum esse naturam. Ut enim populi nostri honores quondam fuerunt rari ac tenues, ob eamque caussam gloriosi; nunc autem effusi atque obsoleti: sic olim apud Athenienses fuisse reperimus. Namque huic Miltiadi, qui Athenas totamque Graeciam liberarat, talis honos tributus est in porticu, quae ποικίλη vocatur, quum pugna depingeretur Marathonia, ut in decem praetorum numero prima ejus imago poneretur. Vergl. Plutarch. Vit. Cimon. c. 7.

daher ſich die empfangenen Ehrenzeichen gemeiniglich in Weihgeſchenke umwandelten, und in dieſer Geſtalt, bisweilen mit wenigen bedeutſamen Worten verbunden, den Namen und das Andenken des Siegers zugleich mit ſeiner frommen Geſinnung auf die Nachwelt brachten. Einige der Alten meinten auch, man habe nicht ohne Abſicht den Siegern in den feyerlichen Spielen Zweige unfruchtbarer Bäume zum Preis gegeben, um anzuzeigen, daß dem Sieger kein Gewinn außer dem Ruhme zu Theil werden ſolle*). Wie hell aber auch dieſer leuchtete, und wie erfreulich einem ganzen Volke der Sieg eines ſeiner Mitbürger erſchien, ſo blieb doch dabey jede Anforderung der Gleichheit unverletzt, und weder der Sieg in den Kampfſpielen, noch ſelbſt auf dem Schlachtfelde, ſchützte gegen die Anwendung des Geſetzes, das immer unbeſtechlich über dem Leben ſchwebte. Die Geſchichte nennt mehr als ein Beyſpiel von ſolcher ſtrengen Handhabung der Geſetze gegen hochverdiente Männer; hier wird es an Ei-

*) Schol. in. Pindar. Vol. II. P. II. p. 794. ed. Heyn. Vergl. Lucian. de Gymn. c. 36. Tom. VII. p. 199.

nem genug ſeyn. Als vor der Schlacht bey Mantinea Epaminondas in Sparta eindrang, warf ſich Iſadas, ein Jüngling von großer Schönheit, welcher ſich eben zu den gymnaſtiſchen Uebungen mit Oel geſalbt hatte, unbekleidet und ohne Schild, nur mit Lanze und Schwerd bewaffnet, den Feinden entgegen, und kehrte nicht eher um, als bis die Stadt von dem feindlichen Heere geräumt war. Dafür beſchenkten ihn die Ephoren mit einem Kranze, ſtraften ihn aber zugleich um eine Summe Geldes, weil er ſich, den Geſetzen zuwider, ohne Waffen in Gefahr gegeben hatten*).

---

19) Durch das Wort Muſik wurde nach Heſychius (T. II. p. 625.) jede Kunſt, nach Photius (Lexic. p. 277.) ſelbſt die Wahrſagerkunſt, am gewöhnlichſten aber die Poeſie**), und Philoſophie, außer der eigentlichen Tonkunſt, bezeichnet; und wegen der alten Verbindung der Weisheit mit der Muſik, war unter den Göttern der die Leyer len-

---

*) Plutarch. Vit. Agesil. c. 34.

**) Musici erant quondam iidem qui poetae. Cicero de Orat. III. 44.

kende Apollo, unter den Heroen Orpheus zugleich der weiſeſte *). Da Sokrates durch Träume aufgefordert wurde, Muſik zu treiben, glaubte er dieſer Ermahnung durch ſein tägliches Geſchäft Genüge zu thun, weil eben Philoſophie die vorzüglichſte Muſik ſey. Hierbey wurde auf die Wirkung von beyden in Hervorbringung einer vollkommnen Harmonie, nicht bloß der Töne, ſondern des ganzen innern Weſens Rückſicht genommen **). Daß Muſik aber nach dem Begriffe der Alten, der zweyte nothwendige Theil einer freyen Erziehung ſey, iſt oben (Anm. 15. und 16.) gezeigt worden; womit noch dasjenige verglichen werden kann, was Plato (de Legg. VII. p. 809. E. 812. C. D.) über die Pflicht des Lehrers ſagt, um durch Muſik zur Tugend zu lenken.

---

30) „Die Erziehung in der Muſik, ſagt Plato (de Rep. III. p. 401. D.), iſt deshalb die weſentlichſte, weil Rhythmus und Harmonie am meiſten

---

*) Athenae. XIV. p. 632. C.

**) S. Wyttenbach ad Plat. Phaedon. p. 127. Stallbaum ad Plat. Dialog. Select. P. II. p. 34.

in das Innere der Seele dringen, ſie auf das Kräftigſte bewegen, und ihr eine anſtändige Haltung geben*). Vergl. ebendſ. III. p. 411. A. B. VII. p. 522. A. Den ältern Römern ſcheint dieſe Anſicht fremd geweſen zu ſeyn, wenigſtens hat ſie nie wirkſam in das Syſtem ihrer Erziehung eingegriffen. Daher erſtaunten ſie**) von einem Manne wie Epaminondas zu hören, daß er Muſik gelernt, mit Fertigkeit die Flöte geſpielt und gut getanzt habe. Cicero aber, der, wie wir ſo eben geſehen haben, der platoniſchen Würdigung der Muſik ſeinen Beyfall nicht verſagt, ſcheint doch die Meinung des griechiſchen Philoſophen von dem Einfluſſe der Muſik auf die Verfaſſung des Staates

*) Dieſe Worte hat ohne Zweifel Cicero vor Augen, wenn er (de Legg. II. 15.) ſagt: Assentior Platoni, nihil tam facile in animos teneros atque molles influere, quam varios canendi sonos: quorum vix dici potest, quanta sit vis in utramque partem. Namque et incitat languentes, et languefacit excitatos, et tum remittit animos, tum contrahit.

**) Nach Cornelius Nepos Prooem. §. 1. in welcher Rückſicht er auch in dem Eingange zu Epaminondas Leben die römiſchen Leſer erinnert, nicht Alles zu verachten, was Römern geringfügig ſchiene: Scimus enim musicen nostris moribus abesse a principis persona, saltare vero etiam in vitiis poni: quae omnia apud Graecos et grata et laude digna ducuntur.

für übermäßig zu halten, wenn er ſagt: „Plato behauptet, die Geſetze der Muſik könnten nicht verändert werden, ohne eine Umänderung in den öffentlichen Geſetzen nach ſich zu ziehn. Ich für meine Perſon glaube, daß dieſes nicht ſehr zu fürchten, obgleich auch nicht ganz zu vernachläſſigen ſey." — Wir werden Gelegenheit haben, weiter unten hierauf zurückzukommen.

---

31) Nachdem Ariſtoteles (Polit. VIII. 6.) gegen den Misbrauch gewarnt hat, den eine unverſtändige Anwendung der Muſik mit ſich führe, ſetzt er hinzu: die Muſik werde ſchädlich, wenn ſie ſich auf das Gauklermäßige und Ueberladene einlaſſe, das ſich zu ſeiner Zeit in den Unterricht eingeſchlichen habe. „Nur ſo weit, fährt er fort, ſoll man gehn, als erforderlich iſt, um an ſchönen Melodien und Rhythmen Wohlgefallen zu fühlen, nicht bloß an dem Allgemeinen der Muſik, wie ſelbſt einige Thiere, Sclaven und unerwachſne Kinder." Urſprünglich war Muſik und Poeſie auf das engſte verbunden; erſt in Plato's Zeitalter fing die Trennung beyder Künſte an, indem man

„Worte in künſtliche Maaße gefügt, ohne Tonbegleitung, Melodie aber ohne Worte zu hören gab *);" was aber dieſem Weiſen eitel Amuſie und Gaukeley zu ſeyn ſchien **). Bemerkungswerth iſt hier auch in Rückſicht auf die Eigenthümlichkeit des helleniſchen Geiſtes, daß diejenigen, die aus der Muſik ein eignes Geſchäft machten, den Handwerkern zugezählt wurden. Denn nach dem Urtheile des Ariſtoteles (Polit. VIII. 7. p. 332.) beſchäftigt ſich, wer dieſen Zweck hat, nicht zur Beförderung eigner Tüchtigkeit mit ihr, ſondern um andern ein Vergnügen damit zu machen; und oft ein gemeines. Der Zweck alſo, für den ſie arbeiten, iſt ſchlecht; denn gemeine Zuhörer bewirken gewöhnlich auch eine Veränderung der Muſik, und wirken dadurch nachtheilig auf die Sittlichkeit des Künſtlers ſelbſt, der nach ihrem Beyfall ſtrebt. Daher will auch derſelbe Philoſoph bemerkt haben, daß die dionyſiſchen Künſtler meiſt ſchlechte Menſchen ſind, die, unbekümmert um das Studium der Weisheit, entweder in Ausſchweifungen

*) de Legg. II. p. 669. D.

**) ἀμουσία καὶ θαυματουργία de Legg. p. 670. A.

oder in Mangel verſinken, was hinwiederum zur Schlechtigkeit führt*). Dieſe edle Anſicht war, auch ſelbſt in Beziehung auf die ernſten Wiſſenſchaften bey den Alten vorherrſchend, ob ſie ſchon, nach F. H. Jacobis Ausdrucke, gemeinen Seelen nicht bloß übertrieben, ſondern geradezu als fanatiſch und wahnwitzig erſcheint. (S. oben Anmerk. 2. und Wolf im Museum der Alterthumskunde. I. 1. 67. f.).

---

32) Die verderbliche Wirkung der Muſik, welche der Text erwähnt, iſt von den Alten ſehr wohl bemerkt worden. Unter andern ſagt Plato**), „wer der Muſik verſtatte, die Seele unabläßig durch die Ohren zu ſchmelzen, was vornemlich durch ſüße, weichliche und wehmüthige Melodien bewirkt werde, und ſich ſo ſein Leben hindurch vermittelſt der Töne zu Freud' und Leid ſtimmen laſſe, der erweiche zwar den muthartigen Theil ſeiner Seele, und könne ihn von untauglicher

---

*) Aristot. Problem. XXX. 10. Vergl. Orelli in den philolog. Beyträgen. I. S. 109. f.

**) de Rep. III. p. 411. A. B.

Sprödigkeit und Härte (wie das Eiſen) befreyen; wenn er aber damit fortführe, ſo werde er endlich allen Muth ausſchmelzen, und die Seele gleichſam um ihre Sehnen bringen. Sey einer von Natur unkräftig, ſo erfolge dieß ſchnell; ſey er aber kräftig und muthvoll, und werde auf dieſe Weiſe geſchwächt, ſo werde er jähzornig, reizbar, und endlich bis zur Unleidlichkeit mürriſch." Vielleicht ſah Kant*) mehr auf die verderblichen Wirkungen der Muſik bey ihrem Misbrauche, als auf ihre anregende und belebende Kraft, wenn er ihr in Rückſicht auf die Cultur des Gemüths den unterſten Rang in den Künſten zugeſteht; wogegen ſich Herder**) mit Unmuth erhebt, ohne doch eben viel mehr nachzuweiſen, als daß, was auch Kant keineswegs leugnet, die Muſik eine Kraft beſitze auf das Gemüth zu wirken. Die Heilſamkeit dieſer Wirkung erkennt Plato, wie an mehrern Stellen, ſo auch im Timäus (p. 47. D.) an, wenn er ſagt, die Harmonie ſey wegen ihrer Verwandſchaft mit den Bewegungen der Seele, wenn

---

*) Kritik der Urtheilskraft. S. 218.

**) Kalligone. 2. Th. S. 178. ff.

ſie nicht bloß zu vernunftloſer Luſt, ſondern mit Sinn angewendet werde, überaus nützlich, und ſey den Menſchen von den Göttern verliehn, um die ungeregelten Bewegungen der Seele zur Ordnung zurückzuführen, und ihre Zuſammenſtimmung zu bewirken*). In unſrer Zeit iſt die phyſiſche Kraft der Muſik von pſychiſchen Aerzten zur Sprache gebracht worden. Schon der Kretenſer Thaletas heilte Krankheiten durch Muſik; und was Homer (Ilias I. 472. ff.) von der Feyer Apollo's durch Geſang ſagt, wurde von einigen auf ärztliche Wirkſamkeit der Muſik gedeutet**).

33) Die Schule des Chiron auf dem waldigen Pelion, wo Jaſon und Asklepius, Telamon und Peleus, Theſeus und Achilles, in jeder ritterlichen Kunſt, ſelbſt in der Arzneikunſt***), unterwieſen wurden, genoß im Alterthum einen ausgezeichneten Ruhm†). Auch Herakles hatte vom

*) Vergl. Dio Chrysost. Or. XXXII. p. 681.

**) Pausan. I. 14. Plutarch. T. II. p. 1146. C. Vergl. Millin Diction. des Beaux Arts. Tom. II. p. 508.

***) auch in der Gerechtigkeit. Plutarch. T. II. p. 1146. A.

†) S. Pindar. Nem. III. 41. und daſelbſt Diſſen's Com-

Chiron oder Linus Unterricht in der Muſik erhalten; denn dem, in welchem die alte Welt das Ideal menſchlicher Vollkommenheit nach heroiſcher Anſicht erblickte*), durfte auch die innere Bildung nicht mangeln, ſo weit ſie jenes Zeitalter zu fördern verſtand. Spätere Zeiten ſchmückten das Bild noch mit manchem Zuſatze aus, ſelbſt mit der Kenntniß der Schrift, die er ebenfalls vom Linus empfangen haben ſollte**); ja, nach Iſokrates hatte er ſich durch Philoſophie und Gerechtigkeit noch mehr als durch Stärke vor allen ſeinen Zeitgenoſſen ausgezeichnet***). Bey den Römern wurde

---

mentar p. 373. f. Böttiger in den Vaſengemälden. 3. St. S. 144. ff. Philostrat. Heroic. p. 140. ed. Boiss. Der Unterricht Achills auf der Lyra iſt der Gegenſtand eines Wandgemäldes im Herkulanum. S. Pitture d'Ercolano. Vol. 1. tav. 8.

*) S. die treffliche Ausführung dieſes Gedankens in Buttmanns Mythologus. I. S. 249. wo auch das unglückliche Schickſal eines der Lehrer des Halbgottes dem Geiſte des ganzen Mythus gemäß erklärt wird.

**) Theocrit. Idyll. XXIV. 103. Wie die attiſchen Komiker die Figur des Herakles oft benutzen, um eine böotiſche Natur, wie ſie ſich etwa in einem Athleten geſtaltete, darzuſtellen, ſo hat auch jener wiſſenſchaftliche Unterricht dem Alexis zu einer ergötzlichen Scene Gelegenheit gegeben. S. Athen. IV. p. 164. B.

***) Orat. ad Philipp. c. 46. p. 101. ed. Coray. Auf dieſe Stelle des attiſchen Redners ſcheint Euſtathius

er ſogar in Verbindung mit den Muſen als Muſaget verehrt *).

---

34) Der öffentliche Gebrauch der Muſik bey den Feſten der Götter zur Belebung der Andacht, und die im Texte erwähnte Verbindung mit andern Künſten, iſt einer beſondern Beachtung werth. Der ſchöne Bau einer gewählten, höchſt geiſtreichen, und ſchon für ſich allein begeiſternden Rede, durch die ſymphoniſche Begleitung der Tonkunſt geſchmückt, die nicht anmaaßend und übermüthig, ſondern in beſcheidner Unterordnung die Rede trug und ihren abgemeſſenen Gang verſchönerte, die würdevolle Bewegung endlich des wohlgeübten Chores an geweihter Stelle, Alles das zuſammen genommen bildete, wie Thierſch (Einleit. zu Pindars Werken S. 88.) ſchön und geiſt-

---

Rückſicht zu nehmen, wenn er zu Odyss. XI. 625. p. 462. ſagt, Herakles ſey von den Alten als ein philoſophiſcher Mann ausgezeichnet worden.

*) Heyne ſucht in ſeiner Abhandlung de Hercule Musageta (Commentat. Soc. Reg. Vol. III. p. XXIII.) wahrſcheinlich zu machen, daß dieſe Verbindung, und der daraus entſtandene Beyname ſeinen Urſprung einer zufälligen Urſache verdanke.

reich ſagt, „den goldnen Miſchkrug,“ in welchem, nach Pindarus Ausdrucke, der Geſang gleich dem Thaue des Weinſtocks rauſchte; und aus dem das helleniſche Alterthum jene Begeiſtrung trank, die das Leben der Alten durchdringt, und durch ihre Werke auf ferne Zeiten und Völker übergegangen iſt. „Die Götter, ſagt Plato (de Legg. II. p. 653. f.) haben aus Mitleiden gegen das von Mühſeligkeiten gedrückte Menſchengeſchlecht die ihnen geweihten Feſte als Erholungen von ihren Mühen angeordnet, und ihnen die Muſen und den Führer der Muſen Apoll, nebſt dem Bacchus, als Genoſſen der Feſtlichkeit geſandt, um die erhaltene Erziehung zu verbeſſern. — Dieſe Götter haben dem Menſchen das, was den Thieren mangelt, ein mit Luſt verbundenes Gefühl für Rhythmus und Harmonie gegeben, wodurch ſie uns in Bewegung ſetzen, und zu Geſängen und Tänzen vereinigen.“ Daher er denn weiter behauptet, die Menſchen empfingen ihre erſte Erziehung von den Muſen und Apoll. Nach Lukianos (de Saltat. c. 15.) waren die Weihen in alter Zeit, und zu Delos jedes Opfer mit

Muſik und Tanz verbunden, wozu eigne Hymnen gedichtet waren, die eben davon Hyporchemata genannt wurden. Desgleichen ſagt Plutarchus (T. II. p. 1140. D.), in älterer Zeit habe die Muſik gleichſam in den Tempeln gewohnt, und ſey der Verherrlichung der Götter und dem Ruhme wackrer Männer geweiht geweſen; und es ſey dieß ihr erſtes und ſchönſtes Geſchäfte, ſich den Göttern für ihre Wohlthaten dankbar zu erweiſen; das zweyte, die Seele zu reinigen und ihr eine harmoniſche Stimmung zu geben (ebendaſ. p. 1146. C. D.). Deshalb will Korai in der Ermahnung an ſeine Landsleute (Vom alten und neuen Hellas. Ueberſetzt von C. Iken. S. 80.), daß man die Muſik wieder in den Unterricht der Jugend aufnehme, und auch die ärmern Kinder darinne unterweiſe. „Aber ſolche Wohlthaten, fährt er fort, müſſen wir erſt von der Vermehrung und vollkommneren Einrichtung unſrer Schulen erwarten; wir müſſen ſie erwarten, wenn auch wir eine ſo vorzügliche Unterrichtsanſtalt zur Erziehung der Armen, wie das berühmte Fellenbergiſche Inſtitut, und Lehrer haben, die Fellenbergs Menſchenliebe beſitzen. Dieſer ſokra-

tiſche Erzieher armer Kinder lernte aus Erfahrung, daß die Muſik für alle Kinder ein kräftiges Mittel zur Civiliſation und zur Geſelligkeit ſey, ein zweckmäßiges Mittel, um ſie an eine gewiſſe Lebensregel, an ein ruhiges und harmoniſches Zuſammenarbeiten zu gewöhnen, ein Mittel, um die ungeregelten hitzigen Begierden zu mäßigen, die Empfindungen des Herzens zu läutern, und die Seele zu hohen Geſinnungen zu erheben. Sie dient insbeſondre gar ſehr dazu, die Leidenſchaften zu beſänftigen, das Herz auf eine würdige Art zu erfreuen, das rauhe Naturell beſonders derjenigen Kinder weicher zu machen, die er aus der Klaſſe der Bettler in ſeine Schule aufnahm u. ſ. w."

---

35) Nicht bloß zu Sparta wachte Geſetz und Obrigkeit über die Erhaltung der alten Muſik*),

*) S. Athenae. XIV. p. 632. F. 633. A. XIV. p. 628. B. Plutarch. T. II. p. 238. C. 1144. E. Vergl. Heinrich über den Streit der alten und neuen Muſik in Griechenland in dem Anhange zum Epimenides. S. 170. ff. Manſo's Sparta I. 2. p. 171. ff. K. O. Müllers Dorier 2te Abth. S. 320. ff.

ſondern auch in Athen. Eigene Vorſchriften geboten auch hier jeder Art von Muſik ihre beſtimmte Anwendung, und das Collegium der Agonotheten zog die Uebertreter zur Rechenſchaft*), ohne doch dadurch, wie ſich von ſelbſt erwarten läßt, die Unveränderlichkeit dieſer eben ſo tiefſinnigen als leichtbeſchwingten Kunſt erzwingen zu können. Schon Plato (de Legg. III. p. 698. B. 701. A.) weißt die Abweichung von der alten Muſik in Attika nach; und wie hieraus, ſeiner Behauptung nach, ein Dünkel von Weisheit und Wiſſenſchaft, und aus dieſem Frechheit und Geſetzloſigkeit entſprungen war, ſo trägt er kein Bedenken, die Rückkehr der Titanenzeit, welche Zucht und Geſetz verſchmähte zu weiſſagen. Ganz in gleichem Sinne klagt auch Ariſtophanes in den Wolken (v. 965. ff.) über die Abweichung von der alten Strenge, bey welcher es keinem Lehrlinge einfallen durfte, durch muthwillige Verkünſtelung die Würde der Muſik zu verletzen; und ein anderer Komiker**)

*) Plutarch. T. II. p. 1133. B. Plato de Legg. III. p. 700. C. Hesych. in ἀγωνοθέτης.

**) Pherekrates. S. über das merkwürdige beym Plutarch (Tom. II. p. 1141. D. E.) erhaltene Bruch-

läßt die gemishandelte Muſik die Namen der Freveler nennen, die ihr, durch mannigfaltige Veränderungen Schmerzen und Wunden geſchlagen hatten. Was dieſe von Athen ſagen, dehnt Dio Chryſoſtomus (Orat. XXXIII. p. 28.) auf alle Hellenen aus, bey denen aber doch ſchwerlich die Umſtaltung der muſikaliſchen Rhythmen, als ein für das Ganze gefährlicher Frevel, den allgemeinen Unwillen erregt haben mag, den der Redner zu vernehmen glaubt; ob wir ſchon gar nicht zweifeln, „daß die Weiſeren eine Erſchlaffung der Harmonie allerdings für eine Vorläuferin ſchlaffer Sitten" gehalten haben. Ihrem Urtheil ſpricht Cicero (de Legg. II 15.) nach, wenn er ſagt, die Sitten mehrerer Städte Griechenlands wären zugleich mit der Muſik verweichlicht worden; und Maximus Tyrius (Dissert. XXXVII. 4.) folgt ohne Zweifel ſolchen Auctoritäten bey der Behauptung, daß die ſiciliſchen Dorier, nachdem ſie die einfache und ländliche Muſik, die ſie vordem bey ihren Heerden geübt, mit ſybaritiſchen Melodien

ſtück Heinrich am ang. Orte. S. 188. ff. Wieland im Attiſchen Muſeum. 2. Th. S. 110. ff.

vertauſcht hätten, auch in ihren Sitten zügelloſer geworden. Dieſer wohlbegründeten Meinung von der ſittlichen Kraft der Muſik trat auch der beſonnene Polybius bey, den ſchwerlich Jemand der Schwärmerey bezüchtigen wird, wenn er (IV. 20.) ſagt, die Muſik zu üben ſey allen Menſchen nützlich, keinem Volke aber nothwendiger geweſen als den Arkadiern. Weil nun dieſe den Einfluß dieſer Kunſt auf die Sitten wohl eingeſehn, hätten ſie ihr eine ſolche Achtung bewieſen, daß nicht nur die Kinder ſchon Hymnen und Päanen ſangen, ſondern auch die Jünglinge noch bis zum dreyßigſten Jahre darinne geübt wurden; und dieſes trug, nach der Ueberzeugung dieſes Schriftſtellers, weſentlich zur Milderung der Härte und Rauheit ihrer Natur bey; während die Kynäther durch Entfernung von dieſer Sitte ſo verwilderten, daß in keiner helleniſchen Stadt mehrere und größere Verbrechen begangen wurden. Dieſe Behauptung hat der kecke Widerſpruch des Canonicus von Xanten*) nicht entkräftet. Daß es aber auch im Al-

*) de Pauw Récherches sur les Grecs. Tom. II. p. 133. ff.

terthume Ungläubige gegeben habe, welche die ſittliche Kraft der Muſik leugnen, erhellt aus der Stelle des Polybius ſelbſt, die gegen den Ephorus von Kumä gerichtet iſt, der die Muſik für ein Werk trügeriſcher Ergötzung erklärt hatte. Hierinne ſtimmte die Schule Epikurs mit ihm zuſammen*), und wohl auch die Römer größtentheils. Auch bey dieſen erhielt ſich die Muſik nicht immer auf derſelben Stufe, aber ihre Umwandlung ſcheint mehr in künſtleriſcher Rückſicht getadelt zu werden, als daß ſie Beſorgniß wegen der Sitten erregt hätte**). Doch mag Quintilian hiervon eine Ausnahme machen; wiewohl ſchwerlich mehr nach eigner Anſicht, als nach helleniſcher***). Solchen Führern folgt auch Bodin

*) Strabo. I. 28. B. Sext. Empir. adv. Mathem. p. 356.

**) Cicero de Legg. II. 15. illa quidem (theatra) quae solebant quondam compleri severitate jucunda Livianis et Naevianis modis, nunc ut eadem exsultant! ut cervices oculosque pariter cum modorum flexionibus torquent! Graviter olim ista vindicabat vetus illa Graecia, longe providens, quam sensim pernicies illapsa civium in animos, malis studiis malisque doctrinis repente totas civitates everteret. Horat. Ep. ad Pison. 211. Accessit numerisque modisque licentia major. — Sic etiam fidibus voces crevere severis.

***) Instit. Or. I. 10, 31.

(de Rep. IV. 2. p. 643. ed. Francof. 1591.), wenn er der Muſik einen ſo großen Einfluß auf die Sitten der Franzoſen zuſchreibt, daß er meint, dieſe Kunſt allein habe ſie ihre bisherige Verfaſſung ertragen laſſen*). Johannes Müller, welcher an dieſe Stelle erinnert (Werke. 8 Th. S. 430. f.), wirft die Frage auf, in wie fern wohl durch die Veränderungen, welche die franzöſiſche Muſik ſeit etwa hundert Jahren erhalten habe, eine Umſtimmung des Characters der Nation hervorgebracht worden ſey. Es iſt mir nicht bekannt, ob dieſe Frage irgend wo von einem Kenner beachtet worden iſt. Eine Schrift, aus deren Titel man ſo etwas vermuthen könnte (Essai sur les révolutions de la Musique en France. Paris 1776.) iſt mir nicht näher bekannt.

---

36) Nach Plato (de Rep. III. p. 398. und 399.), mit welchem Ariſtoteles (Politic. VIII. 6, 4. und 5.) zuſammen gehalten werden kann.

---

*) Etwa wie Beaumarchais am Schluſſe der Folle journée von dem franz. Volke ſagt:

Qu'on l'opprime, il peste, il crie,
Il s'agit en mille façons,
Tout finit par des chanſons.

Von der doriſchen Tonart, welcher die Alten bey dem Gebrauche in der Erziehung den Vorzug gaben, ſagt K. O. Müller in der Geſch. der helleniſchen Stämme 3 Th. S. 319. „Daß der Name der Tonart nicht etwa bloß in dem äußern Vorwiegen des Volkſtammes ſeinen Grund hat, dafür bürgt auch die innere Uebereinſtimmung des Characters derſelben mit dem Dorismus überhaupt. Die Alten, die das Ethiſche in der Muſik unendlich beſtimmter verſtanden, als es bey unſrer in's Formloſe und Unendliche verſchwimmenden Tonkunſt möglich iſt, maßen derſelben durchaus etwas ungemein Ernſtes, Feſtes und Männliches bey, geeignet Ausdauer zu geben zur Beſtehung großer Gefahr und Mühſeligkeiten, zugleich das Gemüth zu ſtählen und zu ſtärken gegen innerlichen Sturm; ſie fanden in ihr feierliche Hoheit und einfache Großartigkeit, ſich hinneigend nach der Seite des Strengen und Harten, und entgegenſtehend dem Unſteten, Leidenſchaftlichen, Schwärmeriſchen: alles Ausdrücke, die faſt eben ſo gut die Religion, die Kunſt, die Sitte der Dorier zu bezeichnen gebraucht werden konnten. Die Strenge und

Härte dieſer Muſik, die ſchon den ſpätern Alten als düſter und anmuthlos erſchien, und unſern verweichlichten Ohren noch mehr ſo erſcheinen würde, hat etwas Auffallendes, verglichen mit dem anmuthigen, milden und heitern Character, der damals ſchon lange in der epiſchen Poeſie herrſchte; ſie belehrt uns ohne Zweifel am meiſten über den Unterſchied der Aſiatiſchen, und der aus den Gebirgen Nordgriechenlands ſtammenden Hellenen, die auf angeborne Hoheit der Geſinnung und Kraft der Seele ſtolz, noch wenig durch Berührung mit Fremden geſänftigt waren."

Vergl. Thierſch in der Einleitung zum Pindar S. 76.

---

37) Den beſſern Weg zum Gebrauche der Tonkunſt in der Erziehung und Bildung des jüngern Geſchlechtes haben diejenigen eingeſchlagen, die in neuern Zeiten Singſchulen errichtet, und in dieſen vornemlich die Uebung des einfachen Geſanges berückſichtigt haben. Denn daß die Bildung von Singvereinen für ſich allein noch kein vollgültiger Beweis ſey, daß man die Idee des ſchönen

Geſanges hinlänglich gefaßt, oder ſeine ſittliche Wirkſamkeit begriffen habe, darinn ſtimmen wir mit einem Gelehrten in Jahns Jahrbüchern (1828. 2 Band. S. 294.) zuſammen, wo uns aus einer dort beurtheilten Schrift*) die richtige Bemerkung mitgetheilt wird, daß der Geſang vor vielen andern Bildungsmitteln geeignet ſey, dem Menſchen auf eine Stufe der Bildung zu verhelfen, wo er in einer eigenthümlichen Blüthe der Humanität ſteht.

---

38) In dem Geſpräche von den Gymnaſien läßt Lukian**) den Solon ſagen: „Wir fachen die Thätigkeit der Seele zuerſt durch Muſik und Arithmetik an, und lehren Buchſtaben ſchreiben, und dieſe laut und vernemlich ausſprechen; bey weiterm Fortgange aber ſagen wir den Knaben

---

*) J. G. Hientzſch über den Muſikunterricht, beſonders im Geſange, auf Gymnaſien und Univerſitäten. Breslau 1827. Derſelbe Gegenſtand iſt behandelt in J. A. G. Heinroths Schrift über die Vernachläſſigung des Geſanges. Göttingen 1818. J. Kabath's Abhandlung über den Geſangunterricht auf gelehrten Schulen. Glatz 1820.

**) Vol. VII, p. 178. ed. Bip.

die Denkſprüche weiſer Männer, alte Thaten und nützliche Reden vor, die, um ſich dem Gedächtniſſe beſſer einzuprägen, in Verſe gefaßt ſind. Hören nun die Knaben Thaten der Tapferkeit und geſangwürdige Handlungen, ſo ſtreben ſie allmählig ſelbſt darnach, um dereinſt von der Nachwelt in Liedern geprieſen zu werden.“ Nachdem er dann weiterhin von der Belehrung und Bildung geſprochen, die dem erwachſeneren Jünglinge bey dem Eintritte in das bürgerliche Leben theils durch die Geſetze, theils durch den Umgang mit wackern Männern zu Theil wird, ſo daß er lernt, nach dem Schönen zu ſtreben, das Schändliche zu fliehn, und ſich gewaltſamer Thaten zu enthalten, fährt er fort: „Auch durch Tragödien und Komödien bilden wir die Jugend, indem wir ſie in das Theater führen, um durch den Anblick der Tugenden und Fehler der Männer des Alterthums zu lernen, von dieſen ſich abzuwenden und nach jenen zu ſtreben. Wir verſtatten auch den komiſchen Dichtern Spott über diejenigen auszugießen, von denen ſie ſchändliche oder unwürdige Dinge wiſſen, theils um Jener ſelbſt willen — denn ſie werden durch den Tadel gebeſ-

ſert — theils um der Menge willen, die ſich ſcheuen wird in gleichen Tadel zu verfallen.“ — Dieſe Anſicht war alt. Ihr gemäß bezieht Aeſchylus beym Ariſtophanes (in den Fröſchen v. 1080.) die Kunſt, welche er trieb, vornemlich auf die ſittliche Bildung, indem eine mannhafte Poeſie mannhafte Geſinnungen befördere, eine ſchlaffe und weichliche Kunſt hingegen die Sitten verderbe. Vom erſten Beginn an, ſagt er, hat ſich das Geſchlecht der Dichter nutzbar bewieſen; Orpheus hat heilige Weihen gelehrt; Muſäus Götterſprüche aufbewahrt, und Seuchen zu heilen gewieſen; Heſiodus aber den Landbau:

Doch der göttliche Sänger Homeros
Wodurch hat er Ehr' und Ruhm ſich geſchafft, als daß Brauchbares er lehrte,
Schlachtreihn, Kriegsmuth und Wapnung des Heers? —
Nachbildner deß hat auch mein Geiſt viel Tugenden edel geſchildert,
Patrokl', und Teukr' und Thymoleon', auf daß ich höbe den Bürger,

Gleich jenen ſich auch zu dehnen empor, wenn einſt
die Drommett' er vernähme.

Nachdem er hierauf dem Euripides die von ihm dargeſtellten ſchlaffen Sitten vorgerückt hat, und dieſer ſich zu rechtfertigen ſucht, fährt er fort:

Bergen ja muß Bösartiges wer ein Poet iſt,
Und nicht vorziehn, noch zeigen dem Volk. Denn
ſieh, unmündige Knäblein
Zu verſtändigen, ſind Lehrmeiſter beſtellt; den Er=
wachſenen aber der Dichter.
Ja durchaus liegt nutzbares Reden uns ob.

Endlich entläßt Pluto den großen Dichter zur Rückkehr in die Oberwelt mit den Worten (v. 1500.):

Nun, froh des Gedeihns zeuch, Aeſchylos, hin,
Und in Wohlfahrt lenk' uns unſre Stadt
Durch ſinnige Red', und züchtige ſcharf
Die bedachtlos ſind; und das ſind viel.

(nach Voß).

Den großen Beruf „durch ſinnige Rede die Menſchen zu lenken, und die Erwachſnen zu be= lehren," hatten die großen Dichter der blühenden

Zeit alle vor Augen, und auch Euripides, obgleich wegen Schlaffheit mit Strenge getadelt, hatte dieſen Zweck. Das Verdienſt der ältern Lyriker in dieſer Rückſicht kann nach dem Verluſte ihrer Werke zweifelhaft ſcheinen; aber der, welcher ihre Reihe als Dichter auf eine ſo rühmliche Weiſe beſchließt, iſt auch als weiſer Lehrer der Menſchheit vollkommen geeignet, dieſe Gattung der Poeſie gegen Verunglimpfung zu ſchützen. „Wie in Anordnung und Behandlung des Epiſchen, ſagt ein geiſtreicher Kenner des Pindar*), ſo zeigt der Dichter ſich in dem Ethiſchen groß und neu, im Stande das Gemüth durch eben ſo einfache als erhabene Weisheit zu erheben und zu reinigen, unvergleichlich beſonders in jenen einfachen Sätzen, die eine Hauptſumme der Erfahrungen oder des Nachdenkens über menſchliche Dinge einfach darlegen. — Ueberall ſtehn jene Sprüche ihm zur Ermahnung, zum Troſt, zum Urtheil über das Erzählte, über menſchliche Beſtrebungen, Schwäche und Tugend, und über das Walten der Götter in

*) Fr. Thierſch in der Einleitung zum Pindar. S. 134. und 139.

den irdiſchen Dingen zu Gebote, oder als Sprichwörter, die er aus dem Munde des Volks, als Lehren, die er aus den Werken der alten Meiſter und aus ſeiner eignen Erfahrung geſchöpft hat. Dazwiſchen erhebt er nicht ſelten das Gebet an den die Spiele lenkenden, oder den Sieger beſchirmenden Gott, daß er „durch Geſang erquickt ſich ihm und der Heimath auch in Zukunft gnädig erweiſen möge.“ Weiterhin ſagt derſelbe Schriftſteller: „Betrachtet man im pindariſchen Geſange das Verhältniß des Epiſchen und Ethiſchen zu einander, ſo iſt man auf den erſten Anblick geneigt, die Erzählung als das Vorwaltende zu betrachten, und die Betrachtung, die Lehre, den Spruch, welche daran geſchloſſen und daraus gezogen werden, mehr als Einfaſſung und Ergänzung, die zur Würdigung und Vollendung von jenem hinzukommen; doch iſt auch die Erzählung von dem Ethiſchen gleichſam durchdrungen; der Dichter ſtellt es überall unter ſeine Anſicht, und unterwirft es, wenn gleich oft mit ehrfurchtvoller Scheu, ſeinem Urtheil, ſo daß dadurch das ſcheinbare Uebergewicht des einen vor dem andern verſchwindet,

und durch die ſich ganz durchdringende Vermiſchung von beyden, nach welcher das Ganze, als aus der beſondern Betrachtungsweiſe des Darſtellers hervorgegangen, ihr unterworfen und von ihr bedingt erſcheint, ein neues, eigenes Gepräg gewonnen, der Geſang lyriſch wird."

Daß die Gnomen des Theognis, und ähnliche, der Lehre ausdrücklich gewidmete Gedichte, die mit dem gehaltvollen Gedanken, Schönheit der Form und Sprache verbanden, auswendig gelernt wurden, wie in unſern Schulen die Sprüche der Bibel, iſt bekannt*). Daſſelbe ſagt Kritias in Plato's Timäus (p. 21. B.) von Solon's Verſen. Viele Lehrer ließen ganze Gedichte auswendig lernen; andere wählten einzelne Hauptſtücke**). Mit Recht konnte man alſo die Dichter Väter der Weisheit und ihre Führer nennen***);

---

*) S. Welcker ad Theogn. p. LXXII.

**) Plato de Legg. VII. p. 810. E.

***) S. Platon. Lysis p. 214. A. Horat. Ep. ad Pison. 396. Fuit haec sapientia quondam, Publica privatis secernere, sacra profanis; Concubitu prohibere vago, dare jura maritis; Oppida moliri, leges incidere ligno: Sic honor et nomen divi-

weshalb denn auch Strabo (I. p. 28.) der Behauptung des Eratoſthenes, daß es bey der Poeſie nur auf Ergötzung abgeſehn ſey, die Meinung der Alten entgegen ſetzt, welche die Poeſie für die erſte Philoſophie erklärten, die von Jugend auf in das Leben einführe, und Sitten und Thaten mit Ergötzung lehre*). Indem alſo die Griechen ſchon zu den Uebungen im Leſen den Homer und andre verehrte Dichter gebrauchten, befolgten ſie Haman's Lehre**), beym Unterrichte der Kinder Mittel zu wählen, die, bey großer Einfachheit, einen Reichthum von Wirkſamkeit in ſich ſchließen. „Sobald, ſagt er, Kinder leſen gelehrt werden, ſollte man Muſter wählen, wodurch ſie Licht im Verſtande und Tugend im Herzen empfingen, nicht das erſte beſte Buch, und

nis vatibus atque Carminibus venit. Vergl. Plutarch. T. II. p. 402. E.

*) Vergl. Heinze de pueritiae gentilis institutione ad religionem in dem Syntagmate Opuscul. p. 42. ff. Heyne de efficaci ad disciplinam publicam privatamque vetustissimorum poetarum doctrina in den Opuscul. Tom. I. p. 166. ff. Von den Griechen nahmen auch die Römer den Unterricht aus den Dichtern in ihre Erziehung auf: Os tenerum pueri balbumque poeta figurat: Mox etiam pectus praeceptis format honestis. Horat. II. Epist. I. 126.

**) Haman's Werke. 1. Th. S. 159.

bloß des Leſens wegen; ſondern das Leſen ſelbſt, wenn es die Hauptabſicht iſt, muß als eine Nebenabſicht angeſehn werden, wodurch der Gebrauch der ſinnlichen Aufmerkſamkeit, eine Oefnung und Aufklärung der Begriffe, eine Erweckung guter Empfindungen und Vorbildung guter Neigungen zubereitet wird.“ Aehnliche Lehren gibt auch Quinctilian Instit. Orat. I. 1. 35. 36.

---

39) „Schon für ſich erweckt die Bekanntſchaft mit den frühern Schickſalen des Vaterlandes innigern Antheil an demſelben, eben ſo, wie ſchon auf einer niedrigern Stufe der Geſellſchaft der heimatliche Boden, weil in ihm die Gebeine der Väter ruhn, heiliger geachtet wird; und was ſchönes und rühmliches in der Vergangenheit eines Volkes iſt, die ihm eben ſo gut angehört als ſeine Gegenwart, verſtärkt die Theilnahme und fordert auf, entweder das Erworbene zu ſchützen, oder das Verlohrne wieder zu erlangen; überhaupt nicht unwerth der Beſten unter den Vorfahren zu ſeyn.“ Fr. Roth über den Nutzen der Geſchichte S. 12.

---

40) Wenn man die Größe Homers auch im Ethiſchen und Religiöſen — ſo weit dieſes in ſeinem Zeitalter entwickelt und ausgebildet war, gehörig faſſen will, muß man es, wie der trefliche Ueberſetzer des Sophokles, Georg Thudichum*), richtig bemerkt, in dem Ganzen ſeiner Werke erkennen, nicht aus Einzelheiten, poetiſchen Zuthaten, oder ſolchen Stellen, wo auch ihn die Bildung ſeiner Zeit beherrſcht. In dieſem hohen ſittlichen Geiſte, der, wie eine belebende Seele, durch ſeine Werke weht, und, nach dem Urtheile des genannten Gelehrten, für ihre Einheit bürgt, liegt die Kraft, die nicht nur die unbeſonnenen Angriffe gemeiner und oberflächlicher Tadler alter und neuer Zeit überwunden hat, ſondern auch für jedes Zeitalter die Unſterblichkeit der homeriſchen Gedichte verbürgt. Mit gefühlter Begeiſterung ſagt Johannes Müller**) von der Heldenpoeſie der Griechen vornemlich in Beziehung auf Homer: „Das Glück dieſer Geſänge gab der ganzen Menſchheit eine neue Seele, großen Män-

*) Th. 1. S. 240.
**) Werke. Th. 8. S. 4.

nern die zweyte Unſterblichkeit, und endlich aller Welt eine andre Form, und erhob ganze Nationen aus dem Range redender Thiere zu geſitteten Menſchen, einige der letztern über alle Menſchen. Denn als die Griechen bemerkten, daß der über alle Furcht und Falſchheit erhabne Achilles nach achthundert Jahren noch nach dem Trojaniſchen Kriege im Gedächtniſſe der Sterblichen lebe, war kein edeldenkender Mann, der von dieſer Minute unſers Lebens, deren Verlängerung unmöglich iſt, nicht gern die Hälfte aufgeopfert hätte, um bey ſeinen Enkeln, Freunden und Mitbürgern das ewige Andenken ſeines Namens zu ſtiften." Derſelbe Schriftſteller ſagt an einer andern Stelle von den Gedichten Homers*): „Sie ſind unter allen Gedichten, auch meinem Gefühl nach, das Herrlichſte. — Ein großer Sinn athmet überall; bald ſieht man die verderblichen Folgen der Gewaltthätigkeit und Unordnung, bald die Macht der Mäßigung und Vernunft; Gehorſam und Freyheit, Heldenmuth und Kriegszucht werden empfoh-

*) Allgem. Geſch. 1. Th. S. 47.

len. Die Menſchen erſcheinen wie ſie ſind. Alles iſt in Handlung, nichts müſſig. Wir werden hingeriſſen; wir werden, ohne es zu merken, belehrt." Daß die Alten von dieſer ſittlichen Kraft der homeriſchen Heldenpoeſie überzeugt waren, leidet keinen Zweifel. Darum hatte, wie beym Xenophon*) erzählt wird, des Nikeratus Vater ſeinen Sohn, um einen tüchtigen Mann aus ihm zu machen, die ſämmtlichen Verſe Homers auswendig lernen laſſen, und dieſer vermochte, ſeiner Verſicherung nach, die ganze Ilias und Odyſſee aus dem Gedächtniſſe herzuſagen. Dieſer Anſicht iſt es denn auch gemäß, daß, beym Dio Chryſoſtomus**), Alexander dem Philippus auf die Frage, warum er ſo ausſchließend den Homer bewundre, und andre Dichter vernachläſſige, zur Antwort gibt: weil ich glaube, daß nicht jede Poeſie, ſo wenig wie jede Kleidung einem Könige zieme. — Andre Gedichte, fährt er fort, mögen vielleicht volksmäßig ſeyn, indem ſie, wie die Verſe des Phokylides und Theognis, Privatleuten guten Rath und Er-

*) Sympos. 3, 5.
**) Orat. II. p. 73.

mahnungen geben; uns andern aber können ſie wenig nützen. Dagegen finde ich die Poeſie Homers allein in Wahrheit edel, großartig und königlich, daher ſich ihr Jeder, der über andre herrſchen will, vor allen andern zuwenden muß*).“

Bey demſelben gelehrten und geiſtvollen Redner**) behauptet Demokritus, Homer habe allerdings eine göttliche Natur empfangen, und nur durch ſie ſey er im Stande geweſen ſo ſchöne und weiſe Gedichte zu verfertigen. In dem Sinne dieſes Philoſophen ſagt er an einer andern Stelle

*) Ganz anders lautet freylich das Urtheil eines Theologen, welcher aus frommer Abſicht, wie wir nicht zweifeln, gemeint hat, das Heidenthum in allen ſeinen Richtungen nicht tief genug herabſetzen zu können, um die Würde des Chriſtenthums zu ſichern: „Homer war der Rathgeber für alle Fälle des Lebens. Homer war der Lehrer der Jugend, der Erquicker des Alters. Welche Einflüſſe mußten aber aus dieſer Vergötterung Homers für die Sittlichkeit hervorgehn! Keiner hat alle Laſter, und insbeſondere die Wolluſt (?) reizender zu ſchildern gewußt als er; keiner die Bedeutnng des Lebens niedriger (?) aufgefaßt.“ A. Tholuck über das Weſen und den ſittlichen Einfluß des Heidenthums, beſonders unter Griechen und Römern, mit Hinſicht auf das Chriſtenthum; in Neanders Denkwürdigkeiten aus der Geſch. des Chriſtenthums. 1. Band.

**) Orat. LVIII. p. 247.

(p. 227.): „es habe ohne ein göttliches Geſchick unmöglich eine ſo hohe, ſo wundervolle und ſüße Poeſie entſtehen können, die nicht nur Völker derſelben Zunge und Sprache ſo lange Zeit gefeſſelt habe, ſondern auch Barbaren.“ Weit entfernt waren die Alten von dem Wahne, der ſich in der neuern Welt nur allzuoft hat geltend machen wollen, daß ein ſchlechter Baum gute Früchte tragen, und würdige und erhabne Werke aus einem wüſten Geiſte erwachſen könnten. Die Alten glaubten hingegen, Göttliches könne nur aus einer göttlichen Seele kommen*), und nach ihrer Denkungsart, welche das Leben außer Verbindung mit der höhern Welt zu denken nicht geſtattete, pflegten ſie dieſes ſo auszudrücken, daß edle Werke nur durch den Einfluß höherer Weſen entſtänden. Aus dieſem Glauben an den Zuſammenhang der

*) Von dieſem Grundſatze war auch Milton durchdrungen, wenn er ſchrieb: I was confirmed in this opinion, that he who would not be frustrate of his hope to write well hereafter in laudable things, ought himself to be a true poem; that is, a composition and pattern of the honourablest things; not presuming to sing high praises of heroic men, or fomous cities, unlest he have in himself the experience and the practice of all that which is praise worthy.

Kunſt mit höhern Naturen entſprang die verwandte Ueberzeugung, daß Niemand den Künſten abgeneigt ſey, als nur ein Feind der Götter, oder, wie Pindar ſagt*): „wen Zeus nicht liebt, der bebe vor dem Geſange der Pieriden zurück." Amuſie war daher wenig verſchieden von Gottloſigkeit, und Plato**) ſchildert den Feind der Kunſt und Wiſſenſchaft***) mit eben den Zügen, mit denen Cyklopen, Centauern und ähnliche, der Humanität entfremdete Unholde geſchildert werden „daß er nur der Gewaltthätigkeit fröhne, dem Thiere gleich, und ohne Takt und Anmuth in Unwiſſenheit und Verkehrtheit das Leben dahin bringe."

---

41) In dieſer Beſchaffenheit der modernen Welt liegt wohl der Grund, weshalb ſich ihre Poeſie ſo oft von der Darſtellung des Objectes auf die des darſtellenden Subjectes zurücklenkt. In der Poeſie des Alterthums, ſo wie meiſt in allen ihren großartigen Erzeugniſſen, verſchwindet

*) Pythic. I. 25.
**) de Republ. III. p. 313.
***) Den ἄμουσον καὶ μισολόγον.

das Subject; wir ſehen das Wunder einer reichen und vollendeten Schöpfung; aber der Schöpfer verbirgt ſich unſern Blicken; und wie er ſich ſelbſt bey der Erzeugung ſeines Werkes vergaß, ſo will er, daß auch wir ihn unter dem freudigen Genuß ſeines Erzeugniſſes vergeſſen ſollen. Der Gipfel der Kunſt iſt, wie der Gipfel des Montblanc, das Ziel der Eitelkeit und Neugier, edler Wißbegierde, und eines begeiſterten Strebens nach der Nähe des Himmels. Der Eitelkeit genügt es nicht ihn erklimmt zu haben; ſie muß zurück in das Thal, um ihre That zu verkündigen; und ſo gibt uns mehr als ein Dichter der modernen Welt außer ſeinem Werke auch die Geſchichte des Werkes, und ſchreibt ſeine Denkwürdigkeiten, indem er fremde Thaten darzuſtellen ſcheint. Daß Homer ſtumm iſt über ſich ſelbſt, und weder ſeinen Namen nennt, noch ſein Vaterland ahnden läßt, iſt etwas Beſſeres als eine der Großartigkeit des Alterthums fremde Beſcheidenheit; es iſt der kunſtergebne und kunſtfrohe Sinn, durch den er „wie ein Dollmetſcher der Götter aus dem In-

nerſten ihres Heiligthums ſpricht *). So ſang er die Thaten ſeiner Heldenwelt mit demſelben Sinne, mit dem die Heroen ſelbſt ſie vollbrachten:

— Orlando a far l'opere virtuose
Più ch' a narrarle poi sempre era pronto;
Nè mai fù alcun de' suoi fatti espresso
Se non quando ebbe testimoni appresso.

Das Stillſchweigen der Alten über ſich ſelbſt und ihre Enthaltſamkeit in der Aeußerung ihrer Gefühle über das, was ſie erzählen und darſtellen, hat ihnen bisweilen den Vorwurf der Gefühlloſigkeit und Kälte zugezogen **). Weil ſie der Wahrheit und Kraft der Sache, und dem geſunden Blicke und Gefühle der Zuſchauer vertrauend, dem Bilde keine Ueberſchrift gaben, wurden ſie gefühllos genannt. So darf man auch dem Fabuliſten den moraliſchen Sinn ſtreitig machen, wenn er, wie Aeſop, ſeine einfachen Geſchichten ohne die ſogenannte Moral ausſendet, die ſich bey ſeinen modernen Nachfolgern oft zu endloſen Betrachtungen ausbreitet.

Odyſſeus wird von einer Göttin in Banden der

*) Dio Chrysost. Or. LIII. p. 278.
**) S. vermiſchte Schriften. 1. Th. S. 515.

Liebe gehalten. Aber die verheiſſene Unſterblichkeit von ſich weiſend, miſcht er, am Ufer von Ortygia ſitzend, ſeine Thränen mit den Wellen des Meers, das an ſeinen Füßen ſpielt, zufrieden, wenn er nur einmal noch den Rauch aufſteigen ſähe von ſeinem ſteinigen Ithaka. Da erbarmen ſich ſeiner die Götter, und gebieten der Nymphe ſeine Entlaſſung; und kaum hat dieſe ihm den Beſchluß der Himmliſchen kund gethan, ſo ſchreitet er rüſtig zur That, und überläßt ſich auf dem ſelbſtgezimmerten Nachen allen Schrecknissen des Elementes, deſſen Gefahren er jetzt nicht zum erſtenmal erfährt. Durch dieſe That bewährt er die Liebe zur Heimath und zu dem zurückgelaſſnen Sohn. Weil aber der Dichter, der das Alles mit tiefem Gefühl erſand, nicht in bewundernden Worten ausbricht, und dem Leſer nicht vorfühlt, nennt man ihn kalt! Und doch iſt es dieſer Dichter, von dem man mit Recht geſagt hat, er könne nicht einmal das Abſterben eines Baums ohne Mitgefühl ſehn*).

*) Liban. Vol. III. p. 337.

Wortreiche Prahlerey mit Gefühl, welche von Thaten loskaufen möchte, iſt ein Gebrechen der modernen Welt. Und wie oft zerrinnen dieſe Gefühle ſelbſt in der Fülle der Worte! Wie ſich die Römer der Kaiſerzeit beym Jahreswechſel ſtatt der frühern ſoliden und wirklichen Gaben, gegenſeitig mit den papiernen Titeln derſelben beſchenkten, ſo ſchreiben wir nur allzuoft die Gefühle auf die Lippen, und bieten ſie uns, mit gegenſeitiger argloſer Uebereinkunft, in eitelm Tauſchhandel dar.

Die Alten rühmen ſich weder ihrer Gefühle noch ihrer Tugenden, die aus der Tiefe ihrer Seele bewußtlos quollen, wie man ein äußeres Glied gebraucht ohne daran zu denken, und ohne ihm daraus ein Verdienſt zu machen. Die Neuern hingegen, aus dem Wege der Natur herausgeworfen, dichten ſich Gefühle an, weil ſie wiſſen, daß es ſchön iſt Gefühl zu haben, und machen ſich breit damit, als mit einem Verdienſt, ſo daß es kein Wunder iſt, wenn ſie reicher daran zu

ſeyn ſcheinen, als die thatenreichen, wortkargen Alten.

Nachdem Kyrus den König der Armenier beſiegt, und deſſen Gemahlin und Kinder gefangen hatte, fragt er den Tigranes*), ſeinen Sohn, welcher ſeit kurzem verheirathet war, und ſeine Gemahlin außerordentlich liebte: was würdeſt du geben, um deine Frau wieder zu erhalten? Worauf dieſer antwortete: ich würde ſie mit meinem Leben von der Dienſtbarkeit loskaufen. Da gibt ſie ihm Kyrus zurück. Nachdem dieſer auch den König nebſt den Seinigen frey gegeben, und Alle nach Hauſe reiſen, und nur vom Kyrus die Rede iſt, von ſeiner Weisheit, ſeiner Enthaltſamkeit und Sanftmuth; auch einer und der Andre die Höhe ſeines Wuchſes und ſeine Schönheit erwähnte, fragte Tigranes ſeine Gemahlin: Schien Kyrus auch dir ſchön? Ich habe ihn nicht darauf angeſehn, antwortete ſie. Wen denn ſonſt? fragte Tigranes weiter. — Den, erwiedert ſie, der zu ihm ſagte, er wolle ſein Leben geben, um mich

---

*) Cyrop. 3, 1. 36.

von der Dienſtbarkeit loszukaufen. So erzählt Xenophon; und nachdem er dieſes zarte Wort weiblicher Sittſamkeit niedergeſchrieben, ſetzt er zur Vollendung der Scene die einfachen Worte bey: „Hierauf ruhten ſie, wie zu erwarten, bey einander *).“

---

42) In den blühenden Zeiten der alten Freyſtaaten las man weniger als man ſprach; und ſelbſt in den Schulen war der Unterricht gegenſeitig. Erſt als die Wirkſamkeit des öffentlichen Lebens verſchwand, und die Verwaltung des Gemeinweſens, als der vornehmſte Gegenſtand der Theilnahme, und das wirkſamſte Mittel der Belehrung, den Blicken des Volkes entzogen wurde, wuchs die Zahl der Schriftſteller mit unglaublicher Schnelligkeit an; der Leſer wurden mehr, und die begeiſterte Liebe der Kunſt, welche früher durch mündliche Mittheilung entzündet wurde,

---

*) Schneider, der ſonſt ſelten bey dem Ethiſchen ſeines Autors verweilt, kann ſich bei dieſer Stelle doch nicht des Ausrufs enthalten: Talia si quis hodie historiae gravi insereret! Quantum a naturae et majorum nostrorum simplicitate recessimus!

wandelte ſich in den Cellen der Muſeen in eine philologiſche Theilnahme um. So ging das in Erfüllung, was, nach Plato's Zeugniſſe*), Thamus, der weiſe König Aegyptens, dem ſinnreichen Theut von der Erfindung der Buchſtabenſchrift weißagte: „Du bringſt deinen Schülern den Wahn der Weisheit, nicht aber die Weisheit ſelbſt; ſie werden vielkundig ſcheinen, wiewohl ſie unwiſſend ſind, und nicht Weiſe, ſondern Scheinweiſe werden ſie ſeyn." Die tief liegenden Quellen der Erkenntniß, die allein das Gemüth mit Weisheit befruchten, öffnen ſich der Rede ohne Zweifel leichter als der todten Schrift; daher da, wo die lebendige Rede vernachläßigt, und Alles oder das Meiſte vom Leſen erwartet wird, der Geiſt größerer Anſtrengung und längerer Zeit bedarf, um zum hellen Erwachen zu kommen. Nur allzuhäufig beſchränkt ſich die Wirkſamkeit eines anregenden Buches darauf, eben wieder ein Buch zu erzeugen, ein nachahmendes oder ein beurtheilendes; ein lobendes oder ein beſtreitendes; gleichviel — aber immer ein

---

*) Phaedr. p. 274. F.

Buch. Wir dürfen uns hierüber nicht wundern; auch unſre Zeit oder unſer unberedtes Vaterland dürfen wir deshalb nicht anklagen, es iſt die Wirkung der Umſtände, der Strom der Dinge, der nun einmal ſeinen Lauf bis zur Erſchöpfung vollenden muß, und nun eben dieſe unermeßliche Leſegier, und durch ſie eine gleichfalls unermeßliche Fülle von Schriften erzeugt, die, wie das Laub, ſchnell entſtehn und verwelken. Dieſem Uebel — wenn es wirklich ein Uebel iſt — kann nichts abhelfen, als vielleicht eben ſein Uebermaaß; aber alle Raſtloſigkeit der Feder kann die Uebung der Rede nicht erſetzen. Es iſt keines der geringſten Gebrechen unſrer Erziehung, daß wir auf dieſe Uebungen ſo wenigen Werth legen, und Mangel der Redefertigkeit ſelbſt an denen dulden, welche öffentlich zu lehren berufen ſind. Aber auch hier läßt die Zukunft Beſſeres erwarten. Der höhere Geiſt, welcher unſre Schulen beſeelt, wird auch dieſem Mangel abhelfen, und unſre Jugend befeuern, über die Hinderniſſe, die unſre Sprache der freyen Rede entgegen ſetzt, obzuſiegen, und, nicht zufrieden mit Gelehrſamkeit und Einſicht,

nach dem Ruhme zu ſtreben, das richtig Gedachte, in reiner, ſchöner und kräftiger Rede geltend zu machen.

---

43) Ueber die Koſten des Theaters und anderer Feyerlichkeiten in dem an Feſten überſchwenglichen Athen (Xenoph. de Rep. Athen. 3, 8.) belehrt am beſten und vollſtändigſten Böckh in der Staatshaushaltung der Athener (1 Th. S. 224. ff.), wo er im Eingange ſagt: „Die Feier der Feſte erzeugte im attiſchen Staate frühzeitig eine Verſchwendung, welche eben ſo unbegrenzt war, als der Aufwand prachtliebender Fürſten für ihre Hofhaltung: aber ſie war edler und ſchöner, weil ſie zur Verherrlichung des Ganzen diente, und alle Bürger, nicht bloß einzelne Auserwählte, an dieſen Feyerlichkeiten Antheil hatten; weil ſie an das theuerſte Kleinod der Menſchheit, die Religion, geknüpft war, und durch die Spiele, welche mächtig auf die Volksbildung wirkten, der Gemeinſinn eben ſo wohl als der Geſchmack und das feinere Kunſturtheil erweckt und befeſtigt wurden. Freiſinnig war es, große Summen auf die Künſte zu verwenden, die an den Feſten der Götter in höchſter Vollendung erſchienen; auf koſtbare, aber dau-

ernde Geräthe, Gewänder, Teppiche; auf Chöre und muſiſche Spiele, auf ein vollendetes Theater, gleich vortreflich im Scherz und Ernſt; fromm war es, den Göttern nicht Knochen zu opfern, wie in Sparta, und das Irdiſche verſchmähend auf die Verehrung der Himmliſchen zu wenden, was ſie den Sterblichen gegeben hatten. Auch war es natürlich, daß der Opfernde an dem Opfermale Theil nahm; daß aber endlich das Volk die beſten Einkünfte des Staates verſchmauſete, ſo daß die Opfer nicht mehr der Götter, ſondern der Menſchen wegen eingeführt ſchienen, damit das Volk vom gemeinen Weſen ernährt werde, war niedrig zugleich und unklug, weil, um dieſes durchzuführen, nothwendig jene Bedrückung der Bundesgenoſſen erfolgen mußte, welche den Untergang des Staates vorbereitete."

---

44) Das was der Tragödie von ihrem Entſtehen an den eigentlichen Character der Großartigkeit aufgeprägt hat, iſt ihre enge Verbindung mit der Religion, indem ſie, als ein Mittel der Verehrung der Götter, eine Würde behauptete,

die kein Aufwand der Kunſt einem Gegenſtande geben kann, der ſich nur als geiſtreiche Unterhaltung geltend machen will. Nicht nur bereiteten feyerliche Reinigungen der Bühne, Gebete und Opfer *) die Aufführung vor, ſondern die ganze Handlung war auf die Darſtellung jener tiefbegründeten Idee der Gerechtigkeit gerichtet, deren Geſetze, ewig wie die Natur, von den Göttern gehandhabt werden**), und oft in der Geſchichte ganzer Geſchlechter ihre furchtbare Macht äußern***). Der herrſchende Glaube forderte Zuſammenſtimmung des menſchlichen Lebens mit dem göttlichen Willen, und jedes tragiſche Unglück erſchien ihm als ein Verkennen des Sinnes der Götter, gleich viel ob verſchuldet oder unwillkühr-

---

*) Plutarch. Vit. Cimon. c. 8.

**) Dieſer Gegenſtand iſt in einer beſondern Abhandlung de Justitia fabulosa ad rationem Tragoediarum graecarum philosophicam atque politicam pertinente von Bouterweck ausgeführt. S. Commentat. Soc. reg. Scient. Gottingens. recentiores. Vol. II. ad an. 1811—1813.

***) Siehe hierüber Süvern's trefliche Abhandlung über den hiſtoriſchen Charakter des Drama, vornemlich S. 33. f. wo in der Geſchichte der Pelopiden die aus ſtrenger Handhabung der religiöſen Geſetze entſpringenden Gegenſätze bis zu ihrer endlichen Auflöſung entwickelt ſind.

lich, oder als die Folge übermüthiger Erhebung menſchlicher Abhängigkeit über die Macht, die das Leben nach unwandelbaren Geſetzen lenkt*). Daher iſt denn die alte Tragödie von Religion durchdrungen, und es iſt bekannt, wie aufmerkſam die Zuſchauer gerade auf dieſe ihre Richtung waren, und mit welcher Lebhaftigkeit ſie ſich gegen Alles empörten, was die Heiligkeit der Religion zu verletzen ſchien**). Daher war auch dieſer Theil der öffentlichen Feſtlichkeit, ſo wenig als irgend ein andrer, dem Zufalle anheim gegeben, ſondern Richter darüber geſetzt, welche weit entfernt, das Urtheil der Menge für die Stimme Gottes zu halten, ohne Zweifel mehr nach ſittlichen als nach äſthetiſchen Gründen entſchieden. „Wenn ein ſolcher Richter, ſagt Plato***), ſeine Pflicht erfüllen will, darf er ſich nicht durch das Getöſe der Menge betäuben laſſen; denn er ſoll nicht der Schüler, ſondern der Lehrer der Zuſchauer ſeyn, und denen entgegenarbeiten, die den Zuſchauer

---

*) Süvern am a. O. S. 13.
**) S. Plutarch. T. II. p. 19. E. Seneca Epist. CXV. 15.
***) De Legg. II. p. 659. B.

nicht auf die gehörige Weiſe ergötzen. Dadurch, fährt er fort, daß man der Menge geſtattet, den Sieg gleichſam durch Stimmenmehrheit zu entſcheiden, werden die Dichter, und mit ihnen die Quellen des Vergnügens verdorben. Statt daß die Zuſchauer etwas Beſſeres als ihre eignen Sitten vernähmen, und ihre Neigungen veredelten, geſchieht dann gerade das Gegentheil."

Diejenigen, welche in der alten Tragödie nur die architektoniſche Kunſt bewundern, und ihre Wirkſamkeit theils von der materiellen Beſchaffenheit ihres Inhaltes, theils von der Art der Behandlung deſſelben ableiten, ohne auf ihre religiöſe Grundlage und ihre Beziehung auf die göttliche Weltregierung zu achten, gleichen dem gelehrten Reiſenden, welcher die Säulen der Tempel zählt, und ihre Verhältniſſe mißt, aber nicht an die Gottheit denkt, der er erbaut iſt, und von deren Daſeyn und Gegenwart er ſeine Weihe empfängt. Nimmt man dieſe höhere Beziehung hinweg, welche die alte Tragödie in allen ihren Theilen durchdringt, ſo bleibt wenig Anderes übrig, als das Schreckliche, oft Grauſenvolle der Begebenheit, das, wie

ſehr es auch immer das Intereſſe der Neubegier erregen, oder durch Außerordentlichkeit das Gemüth erſchüttern mag, weder bildend noch ſittlich iſt. Nach dieſer Anſicht mußte Rouſſeau in ſeinem berühmten Briefe über das Schauſpiel, wobey er die religiöſe Richtung der griechiſchen Tragödie gänzlich überſieht, allerdings wohl behaupten, die Alten hätten die grauſenden Begebenheiten ihrer Bühne als Darſtellungen des nationalen Alterthums geduldet, welchem Zwecke auch das Verhaßteſte zu Statten gekommen wäre; ein Zweck, der bey dem Trauerſpiele der Neuern nicht Statt findet. „Wie kann, fährt er fort, die Tragödie, von ſolchen Motiven, von einem ſolchen Intereſſe entblößt, Zuſchauer finden, die im Stande ſind, die Gemälde, die ſie darbietet, die Perſonen, die ſie handeln läßt, zu ertragen? Der eine tödtet ſeinen Vater, heirathet ſeine Mutter, und erkennt ſeine Geſchwiſter in den Kindern dieſer Ehe. Ein andrer nöthigt einen Sohn ſeinen Vater zu ermorden; ein dritter läßt einen Vater das Blut ſeines Sohnes trinken. Man ſchaudert bey dem bloßen Gedanken an die Greuel,

mit denen man die franzöſiſche Bühne ſchmückt, um das ſanfteſte, um das menſchenfreundlichſte Volk auf Erden zu ergötzen. Nein — die Schlachterey der Gladiatoren war minder barbariſch, als dieſe gräßlichen Schauſpiele! Man ſah dort Blut fließen; es iſt wahr; aber man befleckte ſeine Einbildungskraft nicht mit Verbrechen, vor denen ſich die Natur entſetzt."

Der von uns behaupteten religiöſen Richtung der griechiſchen Tragödie könnte man vielleicht Beyſpiele ſolcher Handlungen entgegenſetzen, die den herrſchenden Glauben zu verletzen ſcheinen. In einigen Fällen kann dieſes vielleicht nur Schein ſeyn, der in der wandelbaren Beſchaffenheit des Götter-Mythus ſeine Entſchuldigung finden kann; aber bey dem Prometheus des Aeſchylus drängt ſich doch allerdings die Frage auf, wie der Dichter des tyranniſchen Zeus der öffentlichen Ahndung habe entgehen können*). Aber auch dieſes Beyſpiel hebt unſre Behauptung nicht auf. Prome-

*) Ueber die mannichfaltigen Verſuche der Auflöſung des Räthſels, das uns in dem Prometheus aufgegeben iſt, belehrt man ſich am Beſten aus Welcker's Prometheen. S. 90—114.

theus ſteht als tragiſche Perſon, was auch immer ſein Verhältniß zu den ältern Göttern geweſen ſeyn mag, dennoch dem Herrſcher der Götter und Menſchen gegenüber, deſſen Herrſchaft er ſelbſt frey- willig anerkannt hat, auf Einer Stufe mit je- dem menſchlichen Weſen, und weder ſeine Ab- kunft, noch ſeine Einſicht, noch weniger die Ver- dienſte, die er ſich um die Menſchen erworben hat, berechtigen ihn zum Widerſtande gegen die oberſte Macht. Dieſer faktiſch begründeten Macht unter- liegt er, und er unterliegt ihr, nach den Anſichten der alten Religion mit Recht, obgleich das Gefühl jedes Zuſchauers für ihn ſpricht, und ſeine Ver- theidigung führt, wie etwa die des Oreſtes bey ſei- ner Unthat aus Pflicht. Die Niederlage des Ti- tanen iſt einem Siege gleich; denn ungebeugt dul- det er die endloſe Züchtigung. Genügt aber auch dieſe Art des Siegs dem ſittlichen Gefühle als Schluß der Handlung, ſo genügt ſie doch dem re- ligiöſen Sinne nicht, welcher in dem Herrſcher der Welt, auch wenn er ſich in dem Verhältniſſe ei- ner tragiſchen Perſon eines Theils ſeiner Maje- ſtät begeben durfte, neben der Macht gerechter

Geſinnungen zu ehren begehrt. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Befriedigung durch ein ſpäteres Werk gegeben worden, welches die Befreyung des Titanen darſtellte. Hier löſt Herakles, als Wohlthäter der Menſchen dem gleichgeſinnten Prometheus verwandt, ſeine Feſſeln; die feindlichen Parteyen nähern ſich; Zeus empfängt aus dem Munde des Titanen die geheime Warnung, die er ihm durch Gewalt nicht entreißen konnte, freywillig; der Friede iſt hergeſtellt, und die Obergewalt des höchſten der Götter von allen Seiten geſichert.

Auf den gefeſſelten Prometheus und die Eumeniden bezieht ſich ohne Zweifel der Ausſpruch Friedrich Schlegels*) über des Aeſchylus Weltanſicht: „Der Untergang der alten Götter und Titanen, ſagt er, und wie ihr erhabenes Geſchlecht durch ein jüngeres, ſchlaueres Geſchlecht von geringerm Werth beſiegt und verdrängt worden ſey, das iſt der beſtändige Gegenſtand, wohin alle ſeine Darſtellungen und Klagen zielen; alſo

*) Geſchichte der alten und neuen Litteratur. 1. Th. S. 39.

die urſprüngliche Erhabenheit und Größe der Natur und des Menſchen, und wie beyde allmählig in Schwäche und Gemeinheit verſinken.“ Ich kann in dieſem Ausſpruche keine Wahrheit finden. Allerdings ſprach die Größe der Titanenwelt das Gemüth des Dichters an, der ſelbſt an einem Rieſenkampfe Theil genommen hatte; daß er aber dieſe Geſchöpfe dichteriſcher Phantaſie, die entweder nie, oder doch nur in unbeſchränkten Grenzen, göttliche Verehrung genoſſen hatten, den allgemein verehrten Olympiern vorgezogen, und ihr Dahinſchwinden beklagt habe, kann ich nicht finden. Ihm erſcheint die Herrſchaft des Zeus als der nothwendige Erfolg der höchſten Rathſchlüſſe; und Prometheus ſelbſt trägt kein Bedenken ſeinen Sieg zu befördern, und durch eignen Beyſtand das unbeugſame Titanengeſchlecht in den Tartarus einzuſchließen. Die Schuld ihres Unglücks liegt in dem trotzigen Uebermuthe, der taub gegen guten Rath, alles der Gewalt, nichts der Klugheit verdanken will; und das Mitleiden, das ihnen dennoch zu Theil wird, iſt das Gefühl, das der Sturz der Macht und groſe Unfälle, wenn gleich ver-

ſchuldet, jederzeit fordern. Von einer Klage des Dichters über den Untergang jener Götter kann daher im Ernſte nicht die Rede ſeyn; vielmehr möchte man mit größerm Rechte behaupten dürfen, daß Aeſchylus dasjenige, was von dem Glauben an die furchtbaren Gottheiten der alten Zeit erhalten worden, mit den Geſinnungen und Sitten eines mildern Zeitalters in Einklang zu bringen bemüht war. Ein ſolches Streben iſt in den Eumeniden nicht zu verkennen. Denn ſo wie in dieſem wunderbaren Trauerſpiel die alte, immer neu aufſtrebende Schuld der Pelopiden durch Vergleich getilgt wird, ſo wandeln ſich die blutdürſtigen Göttinnen der Rache in wohlthätige Dienerinnen der Gerechtigkeit um: aus den Erinnyen werden Eumeniden; und nach der Umwandlung ihres Sinnes erſcheinen ſie werth Nachbarinnen der Pallas, Bürgerrinnen des attiſchen Landes zu ſeyn.

Ueber die Religioſität des Sophokles, in ſo fern ſie aus ſeinen Tragödien erkannt wird, herrſcht kein Zweifel. Da wir in der Folge über dieſen Dichter in einer beſondern Abhandlung zu ſprechen

gedenken, ſo begnügen wir uns, die gegenwärtige Anmerkung mit den treflichen Bemerkungen unſers gelehrten Freundes, Wilh. Ed. Weber zu ſchmücken, die wir aus den Berlin. Jahrbüchern der Wiſſenſchaftl. Kritik (1828. Januar.) entlehnen: „Sophokles, heißt es hier, hat das Thun und Treiben der Sterblichkeit mit einer Klarheit und Tiefe, einem Eindringen in die Harmonie des Nothwendigen mit der Freyheit einer religiöſen Ergebung erfaßt, wie kein Heide; und wie man mit Recht aus den zarten und frommen Geſinnungen, die beſonders im Oedipus von Kolone zur Aeuſſerung kommen, ihm eine ſchöne Annäherung an chriſtliche Betrachtungsweiſe zuſchreibt, darf man wohl den ganz einzigen und ihm eigenthümlich zugehörenden Gedanken, wie er den thebaniſchen Dulder aus der Lebendigen Reihe verſchwinden läßt, als ein Document aufſtellen, daß er in dieſer Reinheit und Tiefe gottheitvoller Ahndung ſelbſt noch über Sokrates ſteht, da des letztern Erhebung über den Volksglauben im Ganzen mehr ſittlicher, die ſeine aber religiöſer Natur iſt. Die edeln Geiſter der antiken Litteratur, die

man ſonſt noch in dieſer Hinſicht dem Sophokles nah ſtellen kann, insbeſondre ſeine dichteriſchen Zeitgenoſſen, Pindar und Aeſchylus, erheben ſich wohl auch nicht ſelten zu einer in ihrer Art höchſt würdigen Religioſität, ja bewegen ſich in ſolcher als ihrem vorzüglichen Elemente; es geht aber dieſe nicht über den Begriff jener Adraſtea hinaus, die in der ganzen Kette der Menſchenſchickſale einen durchgehenden Zuſammenhang, eine Wechſelwirkung vorausſetzend, zwar eine heilige Scheu vor dem Frevel einzuprägen ſtrebt, zunächſt aber, indem ſie auf Belohnung und Strafen als nothwendige Folgen der menſchlichen Handlungen hindeutet, das Gewiſſen für Erduldung doch immer zu entſchädigen, für Vergehung doch immer zu ſchrecken beſliſſen iſt. In Sophokles hat ſich dieſe Abrechnungslehre gemildert, und zu einer innigern Anſicht veredelt. Ein Prüfungsleben, ein Durchgang iſt die Sterblichkeit, bey dem auch allenfalls darauf gezählt werden muß, daß die Gottheit Leiden und Trübſal ohne vorhergehende Verſchuldung verhängt, dagegen aber auch den Frommergebnen auf unerwarteten Wegen herrlich

zum Ziele führt, und am Ende der mühſamen Laufbahn in eigenthümlicher Weiſe erquickt und ſtärkt. Hier iſt unbedingte Unterwerfung unter der Gottheit Hand, ein Verhältniß des Vertrauens und der Liebe; doch Vertrag, Rechtsverhältniß, Selbſtgenügen der Menſchenkraft, ſo weit ſie ſich nur vor Fehltritten zu wahren wüßte. — Während aber nun von der einen Seite ſich in Sophokles die entſchiedenſte Demuth vor dem Göttlichen zeigt, die nur zu wohl erkennt, wie geringen Beſtand und wie leidigen Troſt die Erdengüter haben, ſobald ein ungeheures Schickſal der Schuld oder Prüfung eintritt; wird denſelben auf der andern Seite ihr Werth innerhalb eines mäßigen und beſcheidenen Lebens vollkommen zugeſtanden, ja, der Reiz und die Luſt deſſelben mit allem Farbenglanze einer reichen und wohlgeſtalten Phantaſie ausgeſchmückt; in welcher zarten und anmuthigen Miſchung ernſter, ſtrengergebner Weisheit mit elegiſch lieblichen Empfindungen wir jene Süße ſuchen, welche die Alten als Haupteigenſchaft der Sophokleiſchen Dichtungen rühmen, ohne daß ſie den Neuern ſonderlich klar geworden wäre."

45) Die Stellen aus den Komödien des Ariſtophanes, die das, was über dieſen, an einem andern Orte ausführlich von mir behandelten *) Gegenſtand, im Texte geſagt wird, beſtätigen, ſind von Welcker in den geiſtreichen Bemerkungen zu den Fröſchen des Komikers (S. 246. ff.) zuſammengeſtellt, und dann nach der Anſicht dieſes Dichters, welcher überall den Neuerungen einer erſchlaffenden Sophiſtik mit dem feurigſten Ernſte entgegentritt, die Mangelhaftigkeit der Euripideiſchen Poeſie in folgenden Worten zuſammengefaßt: „Alles, was in den Fröſchen gegen Euripides zielt, läßt ſich unter den Einen Geſichtspunkt zuſammenfaſſen, daß er die Idealität aufgegeben, und mit der Kunſt allzuſehr zu dem Leben ſeiner Zeit herabgeſunken ſey, zu ihren Intereſſen, Gedanken, Empfindungen und Formen, die durch Bildung und Verbildung vervielfältigt, verflochten und verdorben, nicht bloß von der Höhe der künſtleriſchen oder idealiſchen Natur, ſondern ſelbſt von

---

*) S. Charaktere berühmter Dichter. 5. Theil. S. 335. ff. Vergl. Fr. G. Bohtz de Aristophanis Ranis Dissertatio. 1828.

der Tugend und Einfachheit der vorigen Generation ſehr ſtark abſtachen. Wie viel ſeine Vorgänger durch die Zeit gehoben, wie viel er durch die ſeinige, die keinen Aeſchylus mehr ertrug, herabgezogen worden ſey, darauf hätte die Ergründung, nicht die Darſtellung des Phänomen's Rückſicht zu nehmen. Wem die vielen einzelnen Schönheiten des Euripides, ſeine, wenn nicht erhabene und ſtarke, doch gutartige Seele, und ſein herrliches Talent eine gewiſſe Liebe zu ſeiner Perſon eingeflößt haben, der möge immerhin die Ausſetzungen, die an ihn zu machen ſind, mit dem Drange der Zeitbildung entſchuldigen, der Kritik aber erlauben, die Zeit in dem Menſchen zu richten. Dieſer Entſchuldigung könnte vielleicht auch eine Klage gegen über geſtellt werden gegen das große Talent, das den Zeitgeiſt allzu gefällig begünſtigt, ſeine gefährlichen Evolutionen beſchleunigt, und ſich auf das hereinbrechende Schickſal aufdrückt." Der letzte, etwas zu ſehr im Dunkel gehaltene Gedanke iſt ohne Zweifel derſelbe, den wir bey Jacobi*) finden: „Jedes Zeitalter

*) F. H. Jacobi's Werke 4r Band. 1 Abth. S. 236.

hat, ſo wie ſeine eigne Wahrheit — ſo auch ſeine eigne lebendige Philoſophie, welche die herrſchende Handlungsweiſe dieſes Zeitalters in ihrem Fortgange darſtellt. Wenn dieſes wahr iſt, ſo folgt, daß die Handlungen der Menſchen nicht ſo wohl aus ihrer Philoſophie müſſen hergeleitet werden, als ihre Philoſophie aus ihren Handlungen; daß ihre Geſchichte nicht aus ihrer Denkungsart entſpringe, ſondern ihre Denkungsart aus ihrer Geſchichte. — Hiermit aber bin ich keinesweges in Abrede, daß Dichter und Philoſophen, wenn ſie ſelbſt von dem Geiſte ihrer Zeit durchdrungen ſind, dieſen Geiſt mächtig unterſtützen. Menſchengeſchichte entſteht durch Menſchen, wo denn der eine mehr, der andre weniger zu ihrem Fortgange beyträgt."

Daß in der Tragödie nicht die ſentimentale Rührung über irdiſche Noth, wie gehäuft dieſe auch ſeyn mag, ſittlich wirkt, ſondern die Erhebung des Gemüths über das Dunkel und die Verworrenheit des Lebens, erkannten die Alten ſehr gut, als ſie dem Phrynichus eine Geldſtrafe

auferlegten, da er das Unglück von Miletus auf eine ſo rührende Weiſe dargeſtellt hatte, daß die Zuſchauer beym Anblicke ſeines Trauerſpiels in Thränen zerfloſſen *). Um die ſittliche Richtigkeit ſolcher Rührungen zu zeigen, erinnert Rouſſeau in dem Briefe an D'Alembert, treffend genug an die Geſchichte des Valerius Aſiaticus **), den Meſſaline in dem Augenblicke zum Tode verurtheilte, wo ſie ihre Thränen über ſeine Vertheidigung abtrocknete ***). Das Beyſpiel des Alexander von Pherä iſt hinlänglich bekannt.

---

46) Das Bedürfniß der menſchlichen Natur die willkührlichen Schranken der geſellſchaftlichen Ordnung auf eine harmloſe Weiſe zu durchbrechen, thut ſich überall in dem Scherze kund, der den Schein an die Stelle des Wirklichen ſetzt, und ſchon mit den erſten Regungen bewußter Freyheit in dem Leben der Kinder hervortritt. Wie aber

---

*) Herodot. VI. 21. Aelian. Var. Hist. XIII. 17.

**) Tacit. Annal. XI. 2.

***) Rouſſeau ſetzt mit herber Bitterkeit hinzu: Je ne vois pas au spectacle une de ces pleureuses de loges si fières de leurs larmes, que je ne songe à celles de Messaline pour ce pauvre Valerius Asiaticus.

jeder Trieb und jedes Gefühl durch Verbreitung auf Andre und die Theilnahme Mehrerer auf eine wunderbare Weiſe erhöht wird, ſo erfliegt auch der Scherz ſein höchſtes Ziel da, wo ihn große Maſſen von gleichgeſtimmten Menſchen theilen. Die alten Geſetzgeber, die jeden menſchlichen Trieb als etwas Heiliges achteten, unterſtützten auch das Bedürfniß der Völker ſich zu freuen d. h. ſich mit dem lebendigſten Gefühle der Freyheit zu bewegen, und ſelbſt durch den ſcheinbaren Umſturz der willkührlichen Schranken des geſellſchaftlichen Lebens den Scherz bis zum Muthwillen zu erhöhen. Und nicht bloß das leichte Blut der Hellenen forderte dieſe Unterbrechungen des geregelten Lebens; auch der Ernſt der Römer hatte ſeine Saturnalien, wo unter der Sanction des gefeyerten Gottes das Gebot der Convenienz vergeſſen, ja umgekehrt wurde. Da gebot der Sclave dem Herrn, der Herr gehorchte dem Sclaven; kein Scherz wurde verübelt und kein Spott; ſo wie auch beym Triumphe dem ſiegreichen Heere geſtattet war, ſich an dem Feldherrn, in der Stunde ſeiner größten Ehre, durch ſpottende Lieder für

den Zwangdienſt im Feld und Lager harmlos zu rächen. Und wie in ſolchen kurzen Perioden ſcherzenden Uebermuthes die Menſchen, auf welcher Stufe des Ranges ſie auch ſtehen mochten, dem Spotte Preis gegeben waren, ſo auch die Götter ſelbſt. Denn daran zweifelte man nicht, daß die Götter, die es nicht verſchmähten, ſich unter die Sterblichen zu miſchen, den ergötzlichen Muthwillen, als eine Art der freudigen Begeiſterung, die von ihnen ſelbſt und der feſtlichen Feyer ausging, mit Wohlgefallen ſähen, und auch wenn er ſich gegen ſie ſelbſt wendete, doch an der ſchnell vorübergehenden Kurzweil einen humanen Antheil nähmen. Der alten Komödie, die gleichſam die höchſte Blüthe jenes Muthwillens iſt, iſt der alte Glaube an die Götter und die altväterliche Verehrung derſelben ein heiliger Gegenſtand, deſſen Verletzung ſie mit unerbittlicher Strenge rügt; aber wie nun einmal die mythiſche Legende dieſer Götter geſtaltet iſt, lockt ſie unausbleiblich zu kurzweiligen Scherzen, die eine Fluth des Lächerlichen über den Olymp ausgießen, ohne doch ſeinen Glanz zu ver-

dunkeln *). Was aber die Götter mit Ergötzen duldeten, dazu konnten auch Menſchen, wenn der Spott ſich gegen ſie richtete, nicht ſcheel ſehen **).

---

47) Das im Texte über Ariſtophanes ausgeſprochene Urtheil ſteht demjenigen entgegen, welches Wieland über ihn fällt, der ihn an einer Stelle ***) für einen Söldling der Ariſtokra-

---

*) Selbſt die Myſterien ſind gegen dieſen Spott nicht geſichert, und in den Fröſchen wird der Aufzug der Eingeweihten unbedenklich parodirt, gerade wie in dem berühmten Eſelsfeſte die Meſſe durch burleske Nachbildung und Profanation des Altars.

**) Beym Lucian (Piscat. 5. 14.) verweißt die Philoſophie den Gegnern des Schriftſtellers ihren Zorn mit den Worten: „Wie könnt Ihr zürnen, wenn Euch jemand läſtert, da Ihr doch wißt, wie arg mir die Komödie an den Dionyſien mitſpielt, und wie ich ſie doch für meine Freundin gehalten, ſie nicht vor Gericht gezogen, noch über ſie geklagt habe. Ich geſtatte ihr nach der Weiſe und Sitte des Feſtes zu ſcherzen, weil ich weiß, daß der Spott eine Sache nicht ſchlechter macht, ſondern im Gegentheil das, was wirklich ſchön iſt, dadurch wie das Gold von Schlacken gereinigt und glänzender wird.“ Auch weiterhin (§. 25.) rechtfertigt Diogenes den Spott, den einige von ihnen erfahren, mit der an den Dionyſien geſtatteten Freiheit, „da ja der Spott ein Theil des Feſtes zu ſeyn ſcheine, und der Gott ſelbſt als ein Freund des Lachens ſich daran ergötze.“

***) Attiſches Muſeum. 2. Th. p. XII.

ten, an einer andern*) für einen eiteln, leichtfer-tigen und weſpenartigen Menſchen erklärt, der gleichgültig gegen Wahrheit und Lüge ſchlau ge-nug geweſen ſey, durch Verhöhnung der Staats-männer auf der einen, und durch wohlangebrach-tes Schmeicheln des Volkes auf der andern Seite, eben durch das die größte Popularität zu gewinnen, was dem Anſcheine nach das Gegentheil hätte be-wirken ſollen**). Dieſen harten Anklagen haben vorzüglich die Angriffe dienen müſſen, die an mehr als einer Stelle der ariſtophaniſchen Komödien, vor-

*) Ebendaſ. 3. Th. S. 81. f.

**) Auf eine für den Dichter ehrenvollere und gerechtere Weiſe wird über die politiſche Beziehung der ariſto-phaniſchen Komödie von Fr. Schlegel (Geſch. der A. u. N. Litter. 1. Th. S. 53.) geurtheilt: „Sehen wir auf den Gebrauch, den er als Menſch und beſon-ders als Bürger von jener ihm nach der Sitte des Alterthums und der Verfaſſung ſeines Vaterlandes als Dichtervorrecht geſtatteten Freyheit machte, ſo läßt ſich auch hier vieles zu ſeiner Rechtfertigung ſa-gen, und manches anführen, was ihm unſere Achtung erwerben muß. Am vortheilhafteſten erſcheint er als Patriot, wo er alle Mängel des Staates rügt, und ſchädliche Demagogen mit einem in demokratiſchen Staaten und anarchiſchen Zeiten gewiß ſehr gefähr-lichen und verdienſtlichen Muthe, der ſelten gefunden wird, ſchonungslos angreift.“ Vergl. Welcker in der Beurtheilung der Wolken in der Ueberſ. derſelben (Gieſſen 1810.) S. 249.

nemlich aber in den Wolken, auf den weiſen Sohn des Sophroniskus gerichtet ſind; wie ihn denn eben darum ein Geſchichtſchreiber der Wiſſenſchaften*) der bösartigſten Leichtfertigkeit beſchuldigt, ohne zu bedenken, daß Sokrates gar nicht Allen in dem günſtigen Lichte erſchien, in das ihn uns Xenophon und Plato geſtellt haben**), und zu deſſen Verſtärkung wahrſcheinlich auch die Art ſeines Todes nicht wenig beygetragen hat. Gerechtere und tiefer eindringende Beurtheiler haben in der jüngſten Zeit die dem Komiker gemachten Beſchuldigungen von neuem unterſucht; und einer unter ihnen vornemlich***) hat nicht nur die Anklage der Bosheit in Beziehung auf Sokrates durch ſiegreiche Gründe entkräftet, ſondern auch überhaupt die Richtung der ariſtophaniſchen Komödie auf das, was wahrhaft gut, recht und heilbringend iſt, in ein günſtigeres Licht geſetzt. Nach der Aufſtellung dieſer beſſern Anſicht dürfen wir mit Recht

---

*) Meiners Geſch. der. Wiſſ. 2. Th. S. 476. f.

**) S. Luzac Lect. Attic. p. 112. ff.

***) Süvern über Ariſtophanes Wolken. 1826. Vergl. Th. Rötſcher's Ariſtophanes und ſein Zeitalter. 1827.

hoffen, jene eben ſo ungerechte als ungeſchickte Kritik auf immer verbannt zu ſehn, welche die Komödien des Ariſtophanes nach dem Maaßſtabe des neuern Luſtſpiels maß, das aus einem ganz andern Boden erwachſen, und in einer andern Luft aufgeblüht iſt. Daß ſich ſchon Plutarch in ſeiner Vergleichung des Ariſtophanes und Menander dieſer Ungerechtigkeit ſchuldig gemacht hat, gereicht ihr nicht zur Rechtfertigung*); aber wundern dürfen wir uns nicht, wenn ſich das, was der Auffaſſung des beleſenen Chäroneers ſchon zu fern lag, den Blicken der meiſten Spätern gänzlich entzog. Abgelöſt von dem athenienſiſchen Volksleben, von ſeiner Demokratie und Demagogie, von der dionyſiſchen Feſtlichkeit und der Religion überhaupt, iſt die alte Komödie ein aberwitziges Räthſel, und Ariſtophanes ein Poſſenreißer, welcher in reiner attiſcher Sprache zierliche Verſe gemacht hat**). Stellt man dagegen dieſe Dich-

*) Vergl. Rötſcher a. a. O. S. 21. f.

**) Man kennt Voltaire's Urtheil (Quest. sur l'Encycl. Athée): ce pöete comique qui n'est ni pöete ni comique, und in den Remarques sur les Discours de Corneille, wo ein Ausſpruch des Ariſtoteles angeführt wird,

tungen auf ihren eigenthümlichen Boden und in die rechten Umgebungen, ſo erſcheinen ſie als ein blühender und friſcher Zweig der alten Kunſt, die auch durch geiſtreichen Muthwillen das innere Leben zu erregen weiß. Ihre Wirkung iſt aber um deſto gewiſſer, je höherer Ernſt dem Scherze zum Grunde liegt, und je mehr die bunten und wechſelnden Farben, die der Muthwille miſcht, von einer edeln, würdevollen Geſinnung gehoben werden.

---

48) Die im Texte ausgeſprochene Aeuſſerung war vor zwanzig Jahren manchem Zuhörer anſtößig; ſie iſt es wahrſcheinlich jetzt weniger, da der Geiſt des Alterthums auch von dieſer Seite immer beſſer erkannt wird. Da wo die Männer gewohnt ſind unter einander zu leben, in Republiken und bey einem mannichfaltig bewegten öffentlichen Leben iſt die Sittſamkeit nach einem andern Maaß-

---

der die Komödie eine Darſtellung niedriger und verſchlagner Menſchen genannt hatte: apparement Aristote était seduit par la réputation qu'avait usurpée ce bouffon d'Aristophane, bas et fourbe lui-même, et qui avait toujours peint ses semblables.

ſtabe zu meſſen, als da wo das weibliche Geſchlecht in der Geſellſchaft herrſcht. Während es hier nur der Kunſt gilt, die Oberfläche des Lebens rein und ungetrübt zu erhalten, wie auch immer die Tiefe beſchaffen ſeyn mag, und mit den linden Lüften anmuthiger Worte über den glatten Spiegel weg⸗zugleiten, ohne Anſtoß zu geben oder zu nehmen; ſo ſind dort Kämpfe der Parteyen unvermeidlich, und der Sturm, der in der Tiefe wühlt, bringt auch das Verborgenſte an das Licht. Was auch immer die Quellen des Haſſes ſeyn mochten, mit denen man ſich gegenſeitig anfeindete, edel oder unedel, immer ging er darauf aus, trügeriſchen Schein zu zerſtören, falſche Würde und erheuchelte Tugenden in ihrer Blöße zu zeigen, und das, was ſich ſcheu den Blicken der Welt verbirgt, geheime Sünden und den Schmutz verbotener Lüſte, auf⸗zudecken. Was hat ſich nicht in ſolcher Rückſicht Demoſthenes, was hat ſich nicht Cicero erlaubt; die doch beyde die ſittſamſten Männer waren? Gleiche Freyheit nahm ſich der Haß der ſatyriſchen Dichter vom Archilochus an bis zum Juvenal herab; und manche meinten, wie der jüngere Plinius

(VI. Epist. XIV.), daß Hendekaſyllaben ohne Frechheit weder Salz noch Anmuth hätten.

Ehe ſich das geſellſchaftliche Leben auf die Weiſe geſtaltete, wie in dem achtzehnten Jahrhundert geſchehn iſt, war der Ausdruck in Rückſicht auf Gegenſtände des Geſchlechtstriebes bey weitem freyer, ohne daß darum die Sitten ſchlechter waren. Dieſe Freyheit artet bey den ältern Schriftſtellern oft in Zügelloſigkeit aus, ohne dafür irgend einen der Gründe zu haben, die den attiſchen Komiker rechtfertigen. In dem Decamerone beſteht die verſammelte Geſellſchaft aus den ehrbarſten Frauen. Und mit welcher Unbefangenheit hören dieſe die oft bedenklichen Geſchichten! ſo daß ſie auch bey den immer frechen Erzählungen Dioneo's doch nur insgeheim lachen und ihre erröthenden Geſichter hinter dem Fächer verbergen, aber ohne ſeiner Zunge Einhalt zu thun. Von Beaumont und Fletcher ſagt A. W. Schlegel (Vorleſungen 2 Th. S. 296.): „Was ſich dieſe Dichter von Seiten der Unanſtändigkeit erlauben, das überſteigt alle Vorſtellung. Die Zügelloſigkeit in den Reden iſt das geringſte; viele Auftritte, ja ganze

Verwickelungen ſind ſo angelegt, daß ſchon der bloße Gedanke davon, geſchweige der Anblick, die Sittſamkeit auf das gröbſte beleidigt. Ariſtophanes iſt ein verwegener Dollmetſcher der Sinnlichkeit, aber nach der damaligen Sittenlehre beurtheilt, iſt er weit unanſtößiger."

Ein geiſtreicher und ſcharfſinniger Beurtheiler des attiſchen Dichters*) bemerkt über dieſen Gegenſtand unſrer Anſicht gemäß, die ariſtophaniſche Komödie zerlege die niedrigſten Triebe der menſchlichen Natur, durch welche dieſelbe in Wahrheit als nur Natürliches erſcheine, auf eine Weiſe, wodurch dem Sinnlichen aller Liebreiz genommen werde. Es erhalte daher hier durchaus nicht den Character des Unſittlichen, der erſt dann dem Sinnlichen beywohne, wenn es über ſeine Sphäre erhoben mit dem Anſpruche auftrete, für etwas andres zu gelten, als es ſeiner Wahrheit nach iſt. Dieſe Bemerkungen, in denen auch der Gegenſatz der Frivolität richtig entwickelt wird, ſchließt derſelbe Beurtheiler mit den Worten: „Ein wahr-

*) Rötſcher Ariſtoph. u. ſein Zeitalter. S. 38–43.

haftes Studium der Werke des A. gewährt die befriedigende Einſicht, daß die Sinnlichkeit als ſolche ihm nie Zweck geweſen, noch auch der Hefe des Volkes zu gefallen ſeiner Geſinnung zugeſagt; daß ſich vielmehr auch in dem bunten Gemiſch und den mannichfachen Ausführungen ſinnlicher Triebe und Bedürfniſſe die Ader des Ernſtes und ſeine tiefe ſittliche Natur aufthut."

---

49) In einem von den Biographen des Komikers erhaltenen Diſtichon, das ohne Widerſpruch dem Plato beygelegt wird (S. Br. Analect. Tom. I. p. 171. XI. Anthol. Pal. Append. nr. 63. Vol. II. p. 780.). Ihm ſtimmt ein ſpäterer Dichter, Antipater von Theſſalonike (Anthol. Pal. Lib. IX. 186.) bey, dem aber die Charitinnen des Ariſtophanes, nicht, wie gewöhnlich, nur mit Reiz und Anmuth geſchmückt, ſondern, weil er Alles Schlechte und Nichtswürdige mit unerbittlichem Haſſe verfolgt, auch mit Furcht und Schrecken gerüſtet ſcheinen:

Werke von göttlicher Art, Ariſtophanes Blätter!

Acharnä's

Epheu ſchüttelt auf euch ſäuſelnd das grüne Gelock.
Sieh, wie erfüllet das Blatt vom Bromios; tönend von Wohlklang
Jegliches Wort, und von Reiz ſchreckender Chariten voll!
Sey mir, muthiger Sänger gegrüßt, der helleniſchen Sitte
Maler, der komiſchen Kunſt Meiſter im Lachen und Spott!

---

50) Zu dem, was wir ſchon oben*) über die Schule des Pythagoras geſagt haben, ſetze man hier noch das, was Meiners in der Geſchichte der Wiſſenſchaften (1 Theil. 3 Buch), vielleicht dem gründlichſten Abſchnitte ſeines Werkes, über dieſen Gegenſtand zuſammen getragen hat. Hier mag das Ergebniß ſeiner Unterſuchungen über die Aſcetik dieſer Schule ſtehn: „Nach den Ordensregeln, die Pythagoras für ſich und ſeine Freunde entwarf, konnte in denen, die darnach lebten,

*) Anmerk. 1.

keine Kraft und Anlage unentwickelt, keine Unnatur oder Gebrechen unbemerkt und ungeſchwächt bleiben. Vermöge dieſer Regeln wurden alle Theile des Körpers und alle Fähigkeiten der Seele durch die angemeſſenſten, beſtändig anhaltenden Uebungen bis zur dauerhafteſten Geſundheit, höchſten und ſchnellſten Wirkſamkeit und männlichſten Stärke ausgebildet, und Tugenden wurden nicht durch Vorſchriften oder Beweiſe und Ermahnungen, ſondern durch Beyſpiel und Gewohnheit gelehrt. In ihnen war Alles vereinigt und verbeſſert, was Pythagoras in den Satzungen ſeines Volkes und fremder Nationen Nützliches und Heilſames beobachtet hatte, und ſogar die Heiligkeit der Religion und gottesdienſtlicher Gebräuche, und das Ehrwürdige herrſchender Vorurtheile war meiſterhaft genutzt, um ihren Beobachtern und Verehrern ein deſto größeres Anſehn zu verſchaffen. Das Geſetzbuch des Pythagoras, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, war ſo vollſtändig, daß nach ihm keine Stunde des Lebens, das man wachend zubringt, unausgefüllt, keine Handlung ungeregelt, keine Pflicht unbeſtimmt, und kein Gut

oder Vergnügen unabgewogen blieb." — Wenn Meiners hier ſagt, die Religion ſey von Pythagoras zu ſeinen Zwecken benutzt worden, ſo bedient er ſich eines ſchielenden Ausdruckes, welcher der Sache kein Genüge thut. Der Pythagoreiſche Bund war ganz und gar auf Religion gebaut; ja, der neuſte Geſchichtſchreiber deſſelben hat wahrſcheinlich gemacht, daß Pythagoras einen prieſterlichen Character behauptet, und ſeine Satzungen, nach dem Beyſpiele andrer Männer des Alterthums durch das delphiſche Orakel beſtätigen ließ. „Das Hauptſtreben des Pythagoras, ſagt dieſer Gelehrte *), ging wohl darauf eine Schule zu ſtiften, durch welche er nicht bloß ſeine philoſophiſche Lehre, wenn man ihm eine ſolche zuſchreiben darf, ſondern auch ſeine Kenntniſſe, und ſeine religiöſen, ſittlichen und politiſchen Anſichten verbreiten könnte. — Wir müſſen unter dem Namen ſeiner Schule und ſeines Bundes nicht bloß eine philoſophiſche Schule verſtehn, ſondern ein Convolut von mancherley Beſtrebungen, die hauptſächlich auf die geiſtige Förderung des

---

*) Heinr. Ritter Geſch. der Pythagor. Philoſ. S. 38.

Menſchen ausgingen.“ — Alle Zeugniſſe ſtimmen darinne überein, daß die Gemeinſchaft an dem Bunde durch tadelloſe Sitten bedingt, und auf Heiligung des Gemüthes gerichtet war; wofür auch die Ueberbleibſel pythagoreiſcher Schriften, der Männer wie der Frauen, ſelbſt die, welche für verdächtig gelten, aber doch gewiß in dem Geiſte der Schule abgefaßt ſind, Zeugniß geben. Da in dieſer Schule das Streben nach ſittlicher Veredlung vorherrſchend war, ſo iſt es kein Wunder, daß die Alten es bisweilen, ohne der philoſophiſchen Verdienſte des samiſchen Weiſen zu gedenken, ganz allein erwähnen; daher der gedachte Gelehrte (S. 52.) es für das Sicherſte hält, ſich über die Frage, ob Pythagoras philoſophirt habe, des Urtheils zu enthalten, und ihn nur als einen Mann zu betrachten, welcher durch den wiſſenſchaftlichen, religiöſen und ſittlichen Einfluß, den er auf die Gemüther gewann, in ſeiner Schule auch zu philoſophiſchen Unterſuchungen anregte.

---

51) Eben ſo urtheilt Gray über die Philoſophen des Alterthums in einem Briefe an Mylord

Orford (Works. Vol. 5.): „Sie entliefen der Geſellſchaft nicht aus Furcht vor ihren Verſuchungen; ſie lebten mitten unter ihr; Unterhaltung war ihr Geſchäft; ſie übten die Kunſt der Rede, um den Menſchen ihren wahren Vortheil zu zeigen, was in vielen Fällen mit einem Erfolge geſchah, über den man ſich nicht wundern darf; denn ſie zeigten durch ihr Leben, daß ihre Lehren ausführbar waren, und daß der Genuß nur für die eine Verſuchung iſt, die von den damit verbundenen Nachtheilen keine deutliche Vorſtellung haben.“ Nicht anders dachte ſich Pascal das Leben der griechiſchen Weiſen, wenn er ſagt: C'étaient d' honnêtes gens qui riaient comme les autres avec leurs amis: et quand ils ont fait leurs Loix et leurs Traités de Politique, ça a été en se jouont et pour se divertir. C'était la partie la moins philosophe et la moins sérieuse de leur vie. La plus philosophe était de vivre simplement et tranquillement. Allerdings lehrten die älteſten Weiſen nicht durch Schriften, ſo wie ſie auch nicht ein ganzes Syſtem in einem Zuge vorzutragen pflegten: ſondern ſtatt nur die Fülle

ihrer Anſichten, und das was ihnen Wahrheit ſchien, in das Gemüth zahlreicher Schüler zu verpflanzen, genügte es ihnen in fortgeſetztem Umgange den wiſſenſchaftlichen Sinn zu wecken, und die Richtung zum Ziele zu bezeichnen. Das Uebrige, die gegebne Anregung zu verfolgen, war der freyen Thätigkeit des Schülers vorbehalten; und ſo ſehen wir bisweilen ein ganzes Zeitalter durch den Geiſt Eines Mannes befruchtet, und aus der Wurzel Einer Schule mannichfaltige Zweige in divergirenden Richtungen ſich entwickeln.

Mit dieſer freyen Behandlung des Unterrichtes hing auch die Art und Weiſe zuſammen, mit der er ertheilt wurde. Da wo Corays von demjenigen Theile der Arzneikunde ſpricht, welche die Erhaltung der Geſundheit beabſichtigt*), ſetzt er hinzu: Les Anciens calculaient mieux les avantages de cette partie de médécine. — Pour instruire l'homme, ils n'allaient pas ajouter aux maux physiques qui résultent nécessairement de l'application

*) Discours prèliminaire au Traité d'Hippocrate de l'air etc. p. XLVI.

de l'esprit, les maux d'un local naturellement malsain, ou qui devient tel par le concours d'un grand nombre de disciples: c'était dans les champs, dans les bois, au milieu d'un jardin, en se promenant dans de longues allées d'arbres, en réspirant un air frais et balsamique que les philosophes donnaient leurs leçons. Cette instruction ambulante était bien autre chose que celle que nous recevons dans nos chétives salles qu'on appelle écoles, académies ou universités.

---

52) Als durch die Ausartung der Verfaſſung, welcher keine Republik entgeht, durch Anarchie beym Einfluſſe der macedoniſchen Uebermacht, und durch knechtiſche Unterwürfigkeit unter der römiſchen Herrſchaft, das öffentliche Leben erſtarb, die Tüchtigkeit des Volkes ſich minderte, und die Sitten immer mehr ausarteten, ward auch die Philoſophie immer mehr zur bloßen Wiſſenſchaft, ihre ſittliche Wirkſamkeit nahm ab, und in dem Leben der Philoſophen und ihrer Lehre wurden die Widerſprüche häufiger und ſchreyender. Da galt

denn, was einer der komiſchen Dichter (Anaxippus)*) ſagt:

Weh, weh! philoſophirſt du? die Philoſophen ſind,
So viel ich ſehn kann, nur in ihren Worten klug;
In That und Werk hingegen voll von Unverſtand.

und noch mehr die Klage Ciceros**): quotus enim quisque philosophorum invenitur, qui sit ita moratus, ita animo ac vita constitutus, ut ratio postulat? — Videre licet alios tanta levitate et jactatione, iis ut fuerit non didicisse melius, alios pecuniae cupidos, gloriae nonnullos, multos libidinum servos, ut cum eorum vita mirabiliter pugnet oratio. Beſtimmter noch iſt Quinctilian's Anklage der eignen Zeit***): Ac veterum quidem sapientiae professorum multos et honesta praecepisse, et ut praeceperunt etiam vixisse, facile concesserim: nostris vero temporibus sub hoc nomine maxima in plerisque vitia latuerunt. Non enim virtute ac studiis ut haberentur philosophi laborabant, sed vultum et tristitiam et dissentientem a ceteris habitum

---

*) Athen. XIII. p. 610.
**) Tuscul. Qu. II. 4, 12.
***) Instit. Orat. I. Prooem.

pessimis moribus praetendebant. Einen überreichen Commentar zu dieſen Worten bieten die Schriften Lucians dar, welcher die Hörſäle der Philoſophie mit Männern beſetzt ſah, die nicht wie Anaxagoras oder Demokritus dem Reichthum entſagten, um der Weisheit zu leben, ſondern auf alle Weiſe nach Gold und Wohlleben trachteten, und durch alle Künſte der Schmeicheley um die Gunſt der Reichen buhlten, deren Vorſäle ſie bevölkerten, um Abends an ihrer Tafel die ſtolzen Lehren ihrer eignen angelernten Weisheit Lügen zu ſtrafen. Zwar iſt auch den ältern Weiſen manches Schlimme nachgeſagt worden, nachdem man anfing die Schmähſucht der Rednerbühne in die Geſchichte überzutragen, und die verſchiedenen Schulen ſich gegenſeitig noch mehr durch gehäſſige Beſchuldigungen als durch Gründe bekämpften. Die heilloſe Anekdotenkrämerey, die vornemlich in dem Zeitalter der Ptolemäer in die Gelehrſamkeit eindrang, trieb Wahres und Falſches, wenn es nur auffallend, ſeltſam und wenig bekannt war, aus allen Winkeln zuſammen; und Alles, was der Muthwille eines komiſchen Dichters, oder die Feindſeligkeit

eines perſönlichen Gegners von einem der berühmten Männer beſſerer Zeiten erfunden hatte, wurde ſorgfältig in Schriften eingetragen*), die zunächſt der Schadenfreude des leſenden Publikums zur Nahrung, ſpäterhin den Lehrern der chriſtlichen Kirche als Magazine ihrer Angriffe auf das Heidenthum dienten**).

---

53) Nach Plato***) ſind es die Götter, die aus Mitleid mit dem belaſteten Geſchlechte der Sterblichen ihm durch ihre Feſte Erholung von ſeinen Mühſeligkeiten angeordnet haben, und Plutarch†) ſagt: „Die Achtung gegen die Götter iſt bey vielen Menſchen mit Furcht gemiſcht; aber die Fülle der Hofnung und Freude hat dennoch die Oberhand. Denn kein Ort und keine Zeit iſt ſo voll Freude und Genuß als die Tempel und Feſttage; keine Schauſpiele angenehmer als die feyerlichen Umgänge, die Tänze und Opfer. Dann iſt alle Traurigkeit, alle Niedergeſchlagenheit, aller

---

*) S. Plutarch. T. II. p. 1086. D.

**) S. Luzac Lect. Attic. p. 126. und p. 284. ff.

***) de Legg. II. p. 653. D.

†) Tom. II. p. 1101. D.

Mismuth verbannt: und wo man den Gott am meiſten gegenwärtig glaubt, da wird Traurigkeit, Furcht und Sorge am meiſten entfernt, und das Gemüth überläßt ſich der Luſt und dem Scherz. Bey Opfern und Feſten fühlt nicht nur der Greis ſich neu belebt, nicht nur der Arme und der Privatmann, ſondern ſelbſt Sclaven und Knechte fühlten ſich von Freude begeiſtert. Die Reichen und Könige feyern wohl auch Gaſtmäler und geben Cocagnen; aber die feyerlichen Opfer, wenn man ſich der Gottheit mit den Gedanken am meiſten zu nähern glaubt, gewähren, mit den Gefühlen der Achtung und Ehrerbietung vereint, einen ganz ausgezeichneten Genuß.“— Dieſe Heiterkeit, die urſprünglich ein Eigenthum des Lebens der Götter, von ihnen den Sterblichen an feſtlichen Tagen gegönnt wurde, blieb auch dann noch in dem Gottesdienſte der Griechen vorherrſchend, als geheime Weihen, blutige Sühnungen und myſtiſche Gebräuche aller Art, meiſt von fern her, in Hellas eindrangen, wo jedoch der eigenthümliche Character der Nation über die fremdartige Beymiſchung obſiegte. Man würde ſich aber weſent-

lich irren, wenn man dieſe Heiterkeit mit Leicht-ſinn verwechſeln wollte, von dem ſie gänzlich verſchieden war, ob ſich gleich weder das Heidenthum, noch auch ſelbſt eine andere, tiefer begründete Religion gegen den Leichtſinn ihrer Anhänger hat ſchützen können. Auch die Religion der Alten hatte eine ſehr ernſte Seite. Auf dieſer ſtand die würdevolle Geſtalt der Nemeſis mit ihrem hemmenden Zügel und dem warnenden Maaße, die ſtrafende Adraſtea, und die unverſöhnlichen Eumeniden, welche jeden, der die ewigen Geſetze der Götter, durch Uebermuth, Meineid, Undank und Frevel verletzte, ſchonungslos bis über die Grenzen des Lebens hinaus verfolgten *). Wir ſcheuen uns nicht zu ſagen, daß dieſe Vorſtellung von Gottheiten, die als Diener des höchſten Weſens und der Gerechtigkeit, die göttliche Würde umſchirmen, in philoſophiſcher und religiöſer Beziehung, um die äſthetiſche Rückſicht unerwähnt zu laſſen, bey wei-

*) Vergl. über dieſe Lehre Solons Verſe in Br. Poet. Gnom. Fr. V. 25—32. Hesiodus Op. et D. 122. Luzac. Exercitat. Academ. Spec. III. Fr. Roth über den Nutzen der Geſchichte. 1822. Süvern über den hiſtor. Charakter des Drama. S. 14.

tem vorzüglicher iſt, als jenes Pandämonium hoher, aber auf eine unbegreifliche Weiſe von Gott abgefallener Geiſter, deren ganzes unſeliges Daſeyn das Beſtreben ausfüllt, das Reich Gottes zu ſchmälern, die Menſchen durch Ränke aller Art zur Sünde zu locken, und die für ihr dunkles Reich Gewonnenen zum Lohne ihrer Willfährigkeit endlos zu quälen. Dieſer Glaube, der zu keiner Ruhe kommen läßt, und ſelbſt das Leben der Frömmſten und Gottesfürchtigſten mit Schrecken umgibt, lag den Alten fern, und wo er ſich etwa zeigte, erſchien er ihnen als eine Krankheit die nicht viel von Wahnſinn verſchieden ſey*). Geſunde Menſchen glaubten mit Seneca (Epist. XLVII.), die Gottheit verlange Ehrfurcht und Liebe, und dieſes genüge ihr; und ſo wie die Religion der Menſchen ihr angenehm ſey, ſo werde ſie durch den Aberglauben beleidigt und verletzt**). Hier mögen auch die Worte des verſtändigen Strabo eine Stelle finden, welcher in ſeiner Abhandlung

---

*) Plutarch. T. II. p. 165. E. F.

**) Religio deos colit, superstitio violat. Epist. CXXIII.

von den Kureten*) ſagt: „Es iſt dieſes den Hellenen wie den Barbaren gemein, die Opfer bey feſtlicher Muſſe zu begehn; einige mit Enthuſiasmus, andre ohne denſelben; einige mit Muſik, andre ohne Muſik; einige auf geheimnißvolle Weiſe, andre öffentlich; und dieſe Verſchiedenheiten liegen in der Natur. Die Feyer zieht den Sinn von menſchlichen Beſchäftigungen ab, und wendet ihn der Gottheit zu; der Enthuſiasmus ſcheint dem Gemüthe eine göttliche Begeiſterung einzuhauchen, und ſich der weiſſagenden Kraft zu nähern; die myſtiſche Verborgenheit macht das Göttliche ehrwürdig, indem es die Natur deſſelben nachahmt, die der ſinnlichen Wahrnehmung entflieht; die Muſik endlich, welche Tanz, Rhythmus und Geſang vereinigt, vereinigt uns durch die damit verbundene Luſt und Schönheit der Kunſt mit den Göttern auf folgende Weiſe. Man ſagt nemlich ganz recht, die Menſchen ahmten den Göttern am meiſten dann nach, wenn ſie Wohlthaten erzeigen; noch richtiger würde man ſagen:

---

*) Buch X. p. 467. Tom. IV. p. 164.

wenn ſie glücklich ſind. Dieſes geſchieht aber, wenn ſie ſich freuen, Feſte feyern, philoſophiren und Muſik üben. Denn wenn auch die Muſik durch die Schuld der Tonkünſtler ausgeartet iſt, ſo darf dieſes darum der Sache ſelbſt nicht zur Laſt gelegt werden.“

---

54) Nicht unmittelbar aus dem Glauben an die Götter, wie ſie in dem poetiſchen Spiele der Phantaſie webten und lebten, oder aus der Nachahmung ihres Lebens, ſo wie ſich dieſes in dem aus mannichfaltigen Elementen zuſammengefloſſenen Chaos der Mythologie geſtaltet hatte, ſondern aus dem unvertilgbaren Glauben an das Göttliche erwuchs den Alten das, was im beſſern Sinne Religion zu heißen verdient. Wie untauglich auch immer jeder ihrer Götter ſeyn mochte, um als Muſter zu dienen, ſo war es doch ganz und gar nicht unmöglich, daß die leuchtende Idee göttlicher Allmacht und Herrlichkeit die Hülle des mythiſchen Körpers durchdrang, und ſo einen Weg in das innerſte Gemüth der Beſſern fand. An äußern Anläſſen, jene Idee zu beleben und das reli-

giöſe Gefühl zu wecken mangelte es nicht. Dieſes Gefühl, und die mit ihm verbundene Ueberzeugung von der Einwirkung der Gottheit auf das Gedeihen der Staaten und Geſchlechter, wurde die Grundlage der Geſetzgebung und der öffentlichen Sitten, die erſt dann verfielen, als die religiöſen Motive, theils durch äußere Veranlaſſungen theils durch die, in dem Fortgange der Zeit immer mehr an das Licht tretende innere Mangelhaftigkeit der mythiſchen Religion ſelbſt ihre Kraft verlohren hatten. Einmal erſchüttert durch die Philoſophie, die hierbey weit mehr einer unvermeidlichen Nothwendigkeit, als frevelndem Uebermuthe folgte, ſtarben die Wurzeln allmählig ab, aus denen der Volksglaube ſeine Nahrung gezogen hatte, und alle Bemühungen, die offengelegten Wunden zuzudecken, oder ihn durch allegoriſche und myſtiſche Ausdeutungen mit der beſſern Einſicht in Uebereinſtimmung zu bringen, blieben ohne Erfolg. Dennoch erhielt ſich die äußere Geſtalt des Cultus noch Jahrhunderte hindurch vermittelſt der Macht der Gewohnheit und des jedem Ceremoniendienſte inwohnenden Reizes;

aber die Seele war daraus entwichen, und der übervölkerte Olymp raſtete jetzt, nicht in der ſeligen Ruhe der Gartenweisheit, ſondern in der unerfreulichen Muſſe der Vernachläſſigung. Der Baum des Glaubens wäre vertrocknet, und die Menſchheit wäre ſeines erquickenden Schattens beraubt geweſen, wäre ihr nicht die Religion des Chriſtenthums zu Hülfe gekommen, das ſich mit Austilgung deſſen, was nur national war, als reines Sittengeſetz der Menſchheit offenbarte. Indem dieſe Religion in der Idee Gottes die höchſte Macht mit der höchſten Heiligkeit vereinigte, und dem religiöſen Glauben an Gott, und der dadurch gebotenen Sittlichkeit, als dem wahren innern Gottesdienſte, die Ceremonien, als äußere Zeichen deſſelben unterordnete, half ſie dem höchſten Bedürfniſſe der Zeit ab, und ließ ein neues Geſchlecht von Helden der Frömmigkeit erblühen, wie die alte Religion Helden des kriegeriſchen Muthes und der bürgerlichen Tugend erzeugt hatte.

Man hat alſo ohne allen Zweifel Unrecht, in dem Heidenthume einen feindlichen Gegenſatz des

Chriſtenthums zu ſehn, indem man willkührlich annimmt, daß die urſprüngliche reine Offenbarung von dem Weſen Gottes durch den Fortgang einer unheilbringenden Zeit, oder die unſelige Geſchäftigkeit feindlicher Dämonen verwirrt und entſtellt worden ſey. Immerhin mochten ſich einige Väter der Kirche in ſolchen Behauptungen gefallen, die in ihrer Lage und den Anſichten der Zeit gegründet waren; mehrere von ihnen konnten doch nicht umhin, in vielen Erſcheinungen des veralteten und entkräfteten Glaubens die Vorbereitung der beſſern und beglückenderen Lehre zu ſehn. Und ſo iſt es gewiß. Auch das Heidenthum der griechiſchen und römiſchen Welt war eine der nothwendigen Stufen in der Erziehung des menſchlichen Geſchlechts. Wie ſchwach und ſündhaft dieſes Geſchlecht auch immer ſeiner eigenthümlichen Beſchaffenheit nach zu allen Zeiten geweſen ſeyn mag, nie hat es eine Zeit gegeben, wo ihm Gott ſeine Offenbarungen ganz entzogen, wo er ſich nicht höhern und frömmern Menſchen, und durch ſie den Völkern, denen dieſe angehörten, kund gegeben hätte. Wenn es je Gotteslängner in

Griechenland gegeben hat, ſo waren es ſolche, denen der Glaube an die Phantome der Mythik nicht genügte; reine Begriffe von Gott hingegen finden ſich überall in großer Menge ſeit der älteſten Zeit und unter allen Claſſen von Schriftſtellern.

Schon in dem Obigen haben wir zu zeigen geſucht, daß bey den Griechen die Verfaſſung der Staaten, die Geſetzgebung, die Poeſie von Religion durchdrungen war; ja, man kann ſagen, daß bey ihnen auch das Geringſte und Unſcheinbarſte mit religiöſen Gefühlen in Verbindung geſetzt iſt *). Daß die Geſchichtſchreiber in der Beziehung der menſchlichen Begebenheiten auf die Macht der Götter nicht hinter den Dichtern zurückgeblieben ſind, läßt ſich zum Voraus erwarten. Beym Herodotus iſt ſie am ſichtbarſten. Der Hauptgegenſtand ſeiner Geſchichte, der Kampf eines kleinen, aber frommen Volkes

*) Der Wahrheit gemäß ſagt ein Gelehrter in den Göttinger Anzeigen 1828. 48 St. S. 466. „Das bloß practiſche und auf den Nutzen gerichtete Thun wird bey den Griechen dergeſtalt von Gefühlen durchdrungen und erfüllt, daß es ſelbſt ein ideelles Leben wird.“

gegen eine Macht, die ſich für unüberwindlich hielt, hatte ſeine Seele mit dem großen Gedanken der göttlichen Uebermacht erfüllt, gegen die alle menſchliche Größe nichtig erſcheint; und ſeinen Blick für eine Erſcheinung geſchärft, die ſich in dem Leben der einzelnen Menſchen nicht weniger als in der Geſchichte der Völker zeigt. Eine Menge von Epiſoden ſeines hiſtoriſchen Epos ſprechen dieſen Gedanken aus. Ueberall läßt er das Wohlwollen der Götter gegen die erſcheinen, die es durch Frömmigkeit und Demuth verdienen; aber auch unerbittlichen Zorn gegen die übermüthigſten Verächter ihres Rathes und göttlicher Warnungen. Wie das Leben ſelbſt ein ſchnell verwelkendes Gut iſt, ſo ſieht er auch in dem äußern Glück, von dem es etwa umgeben ſeyn mag, vor allen Dingen die Hinfälligkeit deſſelben. Nur in dem Mittelmaaße der Macht und der Glücksgüter, ſo wie in der freyen Beſchränkung der Begierden, findet er eine Hofnung dauernder Zufriedenheit, nicht ſowohl aus Gründen einer gewöhnlichen praktiſchen Weisheit, als wegen der Ueberzeugung, daß die Götter Alles haſſen, was das Maaß über=

ſchreitet, ſo daß ſie, wenn Uebermacht gegen Schwäche kämpft, ihr eigenes Gewicht in die Wagſchale der Ohnmacht legen. Aus dieſer Anſicht iſt der mehr als einmal von ihm ausgeſprochne Satz hervorgegangen, daß die Gottheit misgünſtig ſey; ein Satz, der uns weniger wegen ſeines Inhaltes, als um des Ausdruckes willen anſtößig ſcheint. Ein ewiges Geſetz ſcheidet Götter und Menſchen. Die menſchlich geſtalteten Götter fühlen auch menſchlich; ſie können nicht dulden, daß der Menſch ſich ihnen gleich ſtelle; daher ihre Macht jeden Verſuch ſolchen Uebermuthes beſtraft. Dieſelbe Anſicht liegt dem uralten Mythus der Geneſis zum Grunde *). Auch hier iſt Gott menſchlich gedacht; er ſchafft den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde; er ruht, wie der Menſch nach vollbrachter Arbeit aus; er bedeckt die Blöße des Menſchen mit Kleidern, die er ihm ſelbſt verfertigt und anlegt. So fühlt er auch menſchlich. Nachdem alſo der Menſch von dem Baume der

*) Aus demſelben Geſichtspunkte hat ihn, wie ich jetzt ſehe, auch Buttmann im Mythologus, vornemlich S. 142. betrachtet.

Erkenntniß genoſſen, und die Augen ihm aufgethan ſind, daß er Gutes und Böſes unterſcheiden kann, zürnt er ihm. Warum er ihm zürnt, ſpricht er mit klaren Worten aus: „Siehe, Adam iſt worden als unſer einer, und weiß, was gut und böſe iſt. Nun aber, daß er nicht ausſtrecke ſeine Hand, und breche auch von dem Baume des Lebens, und eſſe, und lebe ewiglich. Da ließ ihn Gott aus dem Garten Eden — und trieb Adam aus, und lagerte vor den Garten Eden den Cherub mit einem bloßen hauenden Schwerd, zu bewahren den Weg zu dem Baume des Lebens."

Dieß iſt was man die Geſchichte des Sündenfalls nennt.

---

55) Von den beyden Orakeln, die das helleniſche Alterthum am längſten verehrt hat, dem zu Dodona und dem delphiſchen, iſt uns das letztere, das ſeit dem ſiebenten Jahrhundert vor der chriſtlichen Zeitrechnung der Mittelpunkt der helleniſchen Verehrung wurde, am vollkommenſten bekannt. Dieſe Anſtalt beurtheilt Ephorus am

richtigſten, wenn er ſagt*), Apollo habe es mit der Themis zum Nutzen des menſchlichen Geſchlechtes gegründet; dieſen Nutzen aber darein ſetzt, daß es milde Sitten beförderte, und die Menſchen durch Gebote und Warnungen beſſerte, oder auch dadurch, daß es ſie gänzlich von ſich wieß**). Die berüchtigte Zweydeutigkeit der Orakelſprüche war urſprünglich nicht auf Betrug abgeſehn, wie es die ſpätern ungläubigen Zeiten auslegten***); ſondern es ſchien dieſer Räthſelſtil, wie er überhaupt im Alterthume einheimiſch war, ſo auch der göttlichen Natur vorzüglich angemeſſen, theils, weil ſie dadurch zu

*) Beym Strabo IX. p. 422. Tom. III. p. 519. In dem homeriſchen Hymnus auf Apollo V. 124. zieht Themis den Knaben Apollo auf, ohne Zweifel, weil er ein Förderer des Rechtes und der Gerechtigkeit iſt.

**) „Wie großen Nutzen, ſagt Herder (Ideen zur Geſch. der Menſchh. 3. Band. S. 211.) hat das delphiſche Orakel in Griechenland geſtiftet! So manchen Tyrannen und Böſewicht zeichnete ſeine Götterſtimme aus, indem ſie ihm abweiſend ſein Schickſal ſagte; nicht minder hat es viele Unglückliche gerettet, Rathloſe berathen, gute Anſtalten mit göttlichem Anſehn bekräftigt, Werke der Kunſt und Muſe bekannt gemacht, und Sittenſprüche ſowohl als Staatsmaximen geheiligt.“

***) Lucian. D. D. XVI. 1.

weiterm demüthigen Forſchen nöthigte*), theils vielleicht auch darum, weil man glaubte, daß die Götter ihr höheres Wiſſen dem untergeordneten Geſchlechte nie ohne einiges Widerſtreben offenbar machten. Bisweilen lag auch in der Dunkelheit der Orakel jene Ironie, die ſich auch in dem alten Teſtamente findet, und der Misbilligung des Unrechts eine ſchärfere Schneide gibt. Von dieſer Art war das zweydeutige Orakel, das die Pythia den Lacedämoniern ertheilte**), als ſie ungerechter Weiſe nach dem Beſitze von Arkadien geizten. Hier belehrte der unglückliche Erfolg zunächſt über den Misverſtand in der Erklärung des Sinnes; und ſie begriffen zu ſpät, daß man ſich fremden Gutes enthalten müſſe, auch wenn der Schein einer göttlichen Begünſtigung für die Ungerechtigkeit ſprechen ſollte. Die Würde dieſer Ironie zeigt ſich am ſchönſten und klärſten bey Gelegenheit einer Befragung, wo es der Heiligkeit des Wortes und der Aufrechthaltung des Eides galt, in dem Orakel, welches Glaukus, des

*) Herodot. I. 91.
**) Herodot. I. 66.

Epikydes Sohn, ein Spartaner, zu Delphi erhielt. Dieſem wegen unbefleckter Redlichkeit auch in der Ferne berühmten Manne war eine Summe Geldes von einem Mileſier anvertraut worden; und da dieſelbe nach Verlauf einer langen Zeit von den Kindern des Fremden zurückgefordert wurde, verfiel jener in Verſuchung, und befragte den delphiſchen Gott, ob er ſich durch einen Eid in den Beſitz des anvertrauten Gutes ſetzen dürfe. Da antwortete der Gott:

Glaukus Epikydide, für jetzt wohl bringet es Vortheil
Obzuſiegen durch Eid, dir Anderer Habe zu eignen.
Schwöre! Es rafft ja der Tod auch treue Bewahrer der Eidſchwurs.
Aber es gehet ein Sohn von dem Eide um, weder mit Händen,
Noch mit Füßen begabt, und namlos; aber er weilt nicht,
Bis er ergriffen das ganze Geſchlecht, und das Haus ihm zerſtört hat.
Aber der Saame des Mann's, der das Wort hält, blühet hinfort auch.

Auf dieſe Worte ging Glaukus in ſich, und bat den Gott, das Geſagte zu verzeihen; worauf die Prieſterin antwortete, den Gott zu verſuchen und die That zu begehn, ſey ſich gleich. Glaukus gab nun das empfangene Geld zurück, aber ſein Stamm erloſch nach kurzer Zeit bis auf den letzten Zweig.

Auf dieſe Weiſe förderten die Orakel die Achtung gegen die ewigen Geſetze der Gerechtigkeit, und ſtützten die Grundſäulen der bürgerlichen Wohlfahrt durch Ausſprüche, die, mit einigen beſchränkten Kirchenlehrern für Eingebungen böſer Dämonen zu halten, faſt nicht weniger als Gotteslüſterung iſt*). Richtiger und chriſtlichen Geſinnungen angemeſſener ſagt Hamann**) in Beziehung auf dieſe Anſtalten, daß ſie den Ausſpruch der Apoſtel (Apoſtelgeſch. 14, 17.) beſtätigten, wie ſich Gott auch unter den Heiden nicht unbezeugt gelaſſen habe.

Daß dieſe Anſtalten, wie alles Menſchliche,

---

*) Einige der vornehmſten Beyſpiele der Obhut, welche die Orakel über göttliche und menſchliche Rechte ausübten, ſind zuſammengeſtellt in Böttiger's Archäologie der Malerei. S. 337. f.

**) Hamanns Werke. 2. Theil. S. 31.

oder vielmehr, wie das Göttliche ſelbſt, wenn es in den Händen von Menſchen liegt, dem Misbrauche, dem Betruge und der Beſtechung unterworfen waren, wird darum nicht geleugnet. Beyſpiele dieſer Art ſind von denen geſammelt, die über die Orakel geſchrieben haben*).

---

56) „Die älteſte Form, in welcher die Griechen ihre idealen Weſen, vornemlich ihre Götter darſtellten, war, nachdem ſie ſich von der rohen Symbolik befreyt, ruhiger Character oder charactervolle Ruhe: in dieſer Ruhe, in einer ſelbſtgenügſamen Geſchloſſenheit dargeſtellt, wurde das Bild des Gottes gleichſam ein Bild für immer; uralte Bilder dieſer Art, größtentheils von Holz, waren und blieben, weil ſie die meiſte Objectivität hatten, als Heiligenbilder Gegenſtände der öffentlichen Verehrung; ihnen galt das bekannte Wort des Aeſchylus: die alten Bilder, ob wohl einfach gearbeitet, würden für göttlich gehalten; die neuern, mit großer Sorgfalt gefertigt, würden zwar bewundert,

---

*) S. Göttinger gelehrte Anzeigen. 1786. 3. Band. 197. St. S. 1980. ff. Süvern über die Vögel des Ariſtophanes. S. 70.

trügen aber weniger das Göttliche an ſich (Porphyr. de Abstin. I, 18. p. 64. Vergl. Pausan. II. 4, 5.). Selbſt da, wo die Idee des Werkes, die Verbindung mehrerer Figuren einen lebhaftern Ausdruck erfordert, ſcheinen jene alten Bilder von ihrem friedſamen Ernſt, und von jener ſtreng zuſammengehaltenen Characteriſtik nicht abgewichen zu ſeyn." Lange in dem Anhange zu Lanzi über die Sculptur der Alten S. 87. Pauſanias ſagt in der angeführten Stelle: „Alles, was Dädalus gearbeitet, ſey dem Anſehn nach noch etwas ungeſchickt, doch ſey etwas Gottbegabtes daran ſichtbar." Denſelben Character glaubt man auch in den zu Aegina gefundnen Standbildern wahrzunehmen, die von der Hand des neuen Dädalus hergeſtellt, gegenwärtig den reichen Tempel der alten Kunſt des Königs von Baiern ſchmückten.

Daß der Anblick der Götterbilder weiſer und geſitteter mache, ſtellt Libanius (Vol. III. p. 392. 19.) als eine bekannte Erfahrung auf. Eben ſo wenig bezweifelte man, daß die Schönheit und Würde, die in einem Kunſtwerke an das Licht trat, in dem Gemüthe des Künſtlers ruhe

Cicer. Orator. c. 3.); und man überredete ſich leicht, daß die hohen Geſtalten gelungener Kunſtwerke durch eine göttliche Offenbarung empfangen worden. Ein Dichter der griechiſchen Anthologie (Anthol. Pal. IV. 81.) ſagt in Beziehung auf den Olympiſchen Zeus des Phidias:

> Zeus kam ſelbſt vom Olympus herab, dir zu zeigen ſein Antlitz,
> Phidias: oder du ſtiegſt ihn zu beſchauen hinauf.

Und beym Philoſtratus (Vit. Apollon. VI. 19. p. 256.) wird die Frage aufgeworfen, ob Phidias und Praxiteles zum Himmel emporgeſtiegen, und ſich dort die Geſtalten der Götter eingeprägt hätten; oder ob ſie dieſelben durch die Kraft der Phantaſie empfangen?

Der Behauptung des Textes von der Keuſchheit der alten Kunſt, und ihrer Kraft die Gemüther der Beſchauenden zu erheben und zu reinigen, tritt ein Gelehrter entgegen, welcher dem Chriſtenthume durch Herabwürdigung der heidniſchen Völker und ihrer Religion zu dienen glaubt. Nachdem dieſer

Gelehrte behauptet hat*), daß das Streben der Griechen nicht auf das Schöne der Heiligkeit gerichtet geweſen, fährt er fort: „Statt deſſen nährte ſich die griechiſche Kunſt, welche für die Gebildetern an die Stelle der Religion getreten war, nur den Sinn für die ſchönen Formen, bey deren Bewunderung das Weſen oft ganz unbeachtet blieb. Ja nicht nur dies, auch dieſes Anſchaun war keineswegs immer ein reines. Die Heiden berichten uns ſelbſt, daß es vorkam, daß Männer mit den nackten Statuen der Göttinnen, von wilder Luſt entbrannt, Unzucht trieben, ſo einer mit dem Bilde der Göttin von Gnidus (Plin. 36, 5.), andre mit andern Götterbildern (Athen. XIII. c. 84. Lucian. Amor. c. 15.). Und wie wenig Reinheit des Herzens ſelbſt bey dem Künſtler Praxiteles Statt fand, zeigt uns die Nachricht des Plinius (35, 10.), daß er zu ſeiner Ergötzung wollüſtige und unzüchtige Gemälde entwarf.“ Wir wollen hier nicht rügen, daß der Verfaſſer dem Bildhauer Praxiteles aufbürdet, was Plinius dem

*) In Neanders Denkwürdigk. 1. Th. S. 76.

ruhmredigen Maler Parrhaſius beylegt, der auf hohe Geſinnungen keinen Anſpruch machte; auch nicht, daß er den Ausdruck des römiſchen Geſchichtſchreibers (pinxit et minoribus tabellis libidines, eo genere petulantis joci se reficiens) verſtärkt hat; aber wir erlauben uns zu fragen, ob ein Künſtler oder ein Menſch überhaupt, durch das, was er in Stunden des Muthwillens ſagt und thut, jeden Anſpruch auf edle und reine Geſinnung verwirkt? und ob nicht in jedem Menſchen ein Faun ſteckt, welcher bisweilen ſein Recht behauptet, aber, wenn der beſſere Genius herrſcht, nicht einmal ſein Daſeyn kund gibt? Mehreres dergleichen zu fragen, oder Beyſpiele chriſtlicher Künſtler und Dichter zu häufen, die der Sündhaftigkeit des Parrhaſius nicht nachſtehn, würde hier unnütz ſeyn. In Beziehung auf das einzelne Geſchichtchen aber von einem verrückten Jünglinge, welcher ſich in das Standbild der Aphrodite verliebte, wollen wir nichts erwiedern, als daß es auch wahnſinnige und rohe Buben gegeben habe, welche Leichname zur Unzucht gemisbraucht haben, ohne daß daraus das allergeringſte gegen die Behauptung folge, daß die Be-

trachtung des Todes ein Gegengift gegen ſinnliche Reizungen ſey*).

57) Die Geſetze Lykurgs beſtimmten den Genuß der Muſſe dem männlichen Alter; die Jünglinge aber ſollten immer geſchäftig ſeyn, um ſich eben der Muſſe würdig zu machen*). Auch Ariſtoteles**) belehrt über die Wichtigkeit der Muſſe, wenn er ſagt: Obgleich das Leben eben ſowohl Geſchäftigkeit als Muſſe fordert, ſo iſt doch die Muſſe vorzuziehn, und das Ziel der Thätigkeit; nicht um während derſelben zu ſpielen; ſonſt müßte Spiel der Zweck des Lebens ſeyn, was unmöglich iſt; auch paßt das Spiel mehr für die geſchäftvolle Zeit. Denn der Arbeitende bedarf

*) Henri Étienne vergleicht in der Apologie d'Hérodote Vol. I. p. 39. die ſittlichen Unordnungen während der Peſt zu Athen mit dem, was zu ſeiner Zeit bey einer peſtartigen Krankheit zu Lyon geſchehen war: à quelle méchanceté, ſagt er, penſons nous que ne ſe ſoient débordés ceux qui faiſoient un ordinaire d'aller violer les filles et les femmes peſtiférées, même alors qu'elles étoient ſur le point de rendre l'eſprit! Se trouvera-t-il en aucune langue un mot ſuffiſant pour exprimer une ſi brutale, ſi déſeſperée, ſi enragée méchanceté? Dieſe Frevler waren keine Heiden.

**) Xenoph. de Rep. Laced. 3, 3, 4.

***) Polit. VIII. 2, 4.

des Ausruhens; das Spiel aber iſt um des Ausruhens willen da, und durch den Genuß, den es gewährt, ſchafft es der Seele Erholung. Die Muſſe aber hat den Genuß in ſich, und die Eudämonie, und das Leben in Seligkeit. Dieſes findet aber nicht bey dem Geſchäftigen Statt, ſondern bey dem Unbeſchäftigten." — Dieſen Grundſätzen gemäß, die in dem Munde des arbeitſamſten aller griechiſchen Weiſen ein eigenthümliches Gewicht haben*), gibt Ariſtoteles für die Muſſe eigne Lehren, und beſtimmt ihr eigne Künſte, welches, wie man ſchon von ſelbſt erwartet, nicht die Künſte des Bedürfniſſes und Nutzens, ſondern die freyſten und edelſten ſind. Ob dieſe Lehre auch noch jetzt und bey der gegenwärtigen Geſtaltung des Lebens, der Anhäufung der Bedürfniſſe, dem fortreißenden Strome des Beyſpiels, der Verwickelung des Staatskörpers und den Forderungen, die er zu

*) Es bedarf hier kaum einer Erinnerung, daß die vom Ariſtoteles empfohlene Muſſe (σχολή) nicht der träge Müſſiggang (ἀργία) ſey. Der letztere war zu Athen ein Gegenſtand geſetzmäßiger Rüge, weil man wußte, daß der Müſſiggang Dürftigkeit, Dürftigkeit aber Schlechtigkeit erzeugt (Isocr. Areop. c. 17.).

ſeiner Aufrechthaltung macht, Anwendung leidet, weiß ich nicht; aber es ſcheint, als ob die Kunſt der Muſſe immer ſeltner und ſeltner werden müſſe. Ein Staat, welcher ſeine Diener, ſo lange es ihre Kräfte geſtatten, zu ſeinen Zwecken in ununterbrochner Thätigkeit erhält, ſo daß ihnen nur ein Ausruhn beym Spiel und ſinnlichen Genüſſen übrig bleibt, würde nothwendig die Kraft, die der Erhaltung des maſchinenmäßigen Ganges allein zugewendet wäre, der höhern Bildung entziehn, die nur durch freygewählte geiſtige Thätigkeit gefördert wird, in deren Beſitz aber das Glück und der Ruhm eines Volkes beſteht.

Das Verhältniß der Anſprüche, die das Gemeinweſen an jedes ſeiner Glieder zu machen berechtigt iſt, zu dem, was Jeder ſich ſelbſt ſchuldig iſt, berühren in der Leichenrede des Perikles (beym Thucydides II. 40.) folgende Worte: „Auch darinne verdient dieſer Staat Bewunderung, daß wir das Schöne lieben mit Einfachheit, und uns dem Nachdenken widmen ohne Verweichlichung. Des Reichthums bedienen wir uns mehr zu Thaten, als zur Prahlerey. Es gilt nicht für ſchimpf-

lich, Armuth zu geſtehn, wohl aber ihr nicht durch Thätigkeit abzuhelfen. Unter uns kann einer zugleich für ſein Hausweſen und für den Staat ſorgen, und indem er ſeinen eignen Geſchäften nachgeht, doch auch eine hinlängliche Kenntniß des Gemeinweſens haben. Denn bey uns herrſcht vorzüglich die Meinung, den, welcher gar keinen Theil an dem Gemeinweſen nimmt, nicht ſo wohl für einen ſtillen und friedlichen, als für einen unnützen Mann zu halten."

---

58) Das delphiſche Orakel, das große Männer ſelten verkannte, begrüßte den Geſetzgeber von Sparta als einen Freund des Zeus und aller Götter, ungewiß ſogar, ob es ihn nicht ſelbſt eher für einen Gott als einen Sterblichen halten ſolle (Herodot. I. 65.); und nachdem er eine Zeit lang in Delphi verweilt hatte, verkündigte er ſeinen Mitbürgern, daß ihnen Apollo eine Verfaſſung und Geſetze gäbe*), an die er die Wohlfahrt künftiger Zeiten knüpfe**). Auch von andern

*) Plutarch. Vit. Lycurg. c. 5.
**) Polyb. X. 2.

Geſetzgebern herrſchte der Glaube, daß, wenn ſie ſich in der Einſamkeit, gewiß nicht ohne Anwendung religiöſer Gebräuche, zu ihrem hohen Berufe vorbereitet hatten, ſie hier den Umgang der Götter und ihre Offenbarung genöſſen, und es iſt wahrſcheinlich, daß ſie ſelbſt an eine ſolche Gemeinſchaft geglaubt haben. Vom Minos ſagt Homer, Zeus habe ihn traulicher Unterredung gewürdigt *), indem er lange in einer Grotte des Ida verweilte, und hier die Geſetze empfing, die er in Kreta einführte **); und Zaleukus behauptete, die Geſetze, die er den Lokriern ertheilte, den Eingebungen der Pallas zu danken ***). Von dem Umgange des römiſchen Geſetzgebers mit der weiſen Egeria ſind die Erzählungen des Livius und Plutarch †) bekannt; wo aber der Unterſchied der Anſichten des religiöſen Griechen, und des Römers, welcher lieber politiſche Klugheit muthmaßt, nicht

*) Od. XIX. 179.

**) Strabo X. p. 476. Euſtath. ad Odyss. p. 690. 5.

***) Ariſtotel. in Schol. Pindar. Ol. X. 17. Neumann Ariſtot. Rerumpubl. reliquiae p. 134. s. Plutarch. T. II. p. 543. A.

†) Plutarch. Vit. Num. c. 4. Liv. I. 19.

unbemerkt bleiben darf. An Moſes Aufenthalt auf dem Sinai, von wo er ſeinem Volke Geſetze brachte, denkt ohnehin Jeder von ſelbſt.

Von den mannichfaltigen Sanctionen, deren ſich die alten Geſetze erfreuten, ſagt Wachsmuth in ſeinem gelehrten Werke der helleniſchen Alterthumskunde S. 209. der Wahrheit gemäß: „Politiſch durch die Furcht vor bürgerlicher Strafe und durch den Gemeingeiſt, ethiſch durch Gewöhnung des ſittlichen Lebens an das Geſetz und durch ſittliche Schaam; religiös durch Ehrfurcht gegen den göttlichen Hort der Staatsordnung geſtützt, konnte das Geſetz, an die Stelle der einſt mit der Fülle perſönlicher Ausſtattung waltenden Fürſten geſetzt, die Kraft haben, welche helleniſche Patrioten ihm beylegen, und die zu aller Zeit vergebens in dem nackten Rechtsbuchſtaben wird geſucht werden.“ In Beziehung auf die religiöſe Sanction insbeſondre ſagt Plutarch*) nach ſeiner ſinnreichen Weiſe: er glaube, daß man eher eine Stadt ohne Grund und Boden erbauen, als

*) Tom. II. p. 1125. E.

eine Verfaſſung ohne den Glauben an die Götter gründen oder erhalten könne.

---

59) Ueber die Beobachtung der Sitten, und über die Sorge, welche die Obrigkeit trug, durch Aufſicht, Ermahnung und Strafe den Keim der Laſter zu erſticken, iſt vornemlich Iſokrates*) nachzuſehn. Daß insbeſondre die Sitten aller bey den Gymnaſien angeſtellten Aufſeher und Lehrer in beſtändiger Aufſicht gehalten wurden, verſteht ſich von ſelbſt**). In den Areopagus trat keiner, der nicht erweiſen konnte, ſeine Pflicht als Archont erfüllt zu haben; ſo wie auch andre Obrigkeiten Sittenprüfungen unterworfen wurden, um die Pfeiler der Verwaltung zu ſichern, die auf Tugend und Gerechtigkeit ruhte***). Durch die Oeffentlichkeit des Lebens waren die Prüfungen ſehr erleichtert. „Nichts, ſagt Plato†), iſt für den Staat heilſamer, als wenn ein Bürger den andern kennt. Denn wo über die Sitten nicht

*) Or. Areopag. c. 18.

**) Aeschin. Axioch. c. 5. p. 367. A.

***) S. Harpocr. v. δοκιμασθεὶς.

†) de Legg. V. p. 738. E.

Licht verbreitet iſt, ſondern Finſterniß ſie umgibt, da können weder die Ehrenbezeigungen, noch die Aemter nach Würdigkeit zugetheilt, noch das Recht, ſo wie es ſeyn ſoll, verwaltet werden" *).

Von dem Areopagus iſt noch insbeſondre zu bemerken, daß, da er über Verletzung der Religion entſchied, auch die heiligen Gegenſtände unter ſeiner Aufſicht ſtanden, vor allem aber ſeine Aufmerkſamkeit auf die Sitten gerichtet war **). Daher knüpft Athene in den Eumeniden des Ae-

*) Wachsmuth helleniſche Alterthumskunde S. 208. „Eine dem Character des Allgemeinen, den das Geſetz hat, entſprechende Erſcheinung, durch den ethiſchen Gehalt des Geſetzes bewirkt und daſſelbe durch ethiſchen Grund ſtützend, war das Oeffentliche des bürgerlichen Lebens. Die Bürger ſollten einander als geſetzlich lebend erkennen, des Beyſpiels ſich erfreuen, Liebe, Eintracht und Vertrautheit durch offenkundige Gleichmäßigkeit der Geſinnung und Handlung bewirkt, und durch den Verkehr ſittlich einander verwandter Bürger der Gemeingeiſt dem Geſetze zugebildet werden. Aus der richtigen Anſicht des Oeffentlichen und des Gemeingeiſtes ergibt ſich auch die richtige Schätzung der ſonſt leicht zu verkennenden Verpflichtung der Bürger, über Beſtehn der Geſetze zu wachen, mit Rath und That dahin zu wirken, den Feind der Geſetze anzuzeigen und zur Beſtrafung zu bringen. So wie Aller tugendſame Sitte des Geſetzes Kraft nähren ſollte, ſo Aller gemeinſame Wache ihm Sicherheit geben."

**) S. Athenae. IV. p. 168. A. B.

ſchylus (676) die Wohlfarth der Stadt an dieſes ehrwürdige Tribunal, durch welches „die heilige Scheu und die der Scheu verwandte Furcht" der Ungerechtigkeit wehren werde. „Wenn ihr, fährt die Göttin fort, ſo wie es ſich gebührt, die Würde dieſes Gerichtes ſcheut, ſo werdet ihr an ihm eine rettende Schutzwehr der Stadt und des Landes haben, wie kein anderes Volk." Leider wurde das Anſehn dieſes ehrwürdigen Tribunals während der Verwaltung des Perikles und durch ſeinen Einfluß geſchwächt, und nachdem ſpäter wiederum die urſprüngliche Ausdehnung ſeiner Gewalt hergeſtellt war*), ſank es durch ſich ſelbſt, indem auch Areopagiten an der eingeriſſenen Sittenloſigkeit Theil nahmen. Da konnte es denn geſchehn, daß in dieſer Verſammlung, wo früher nur Tugend und Weisheit gewohnt hatte, ein Enkel des Demetrius Phalereus, als er über ſeine Sitten Rechenſchaft geben ſollte, ſich nicht entblödete, die Glieder des Areopagus ſelbſt zur Rechenſchaft zu ziehn, und jedem das Böſe vorzuwerfen, das er begangen hatte.

Die Geſtalt, welche die bürgerliche Geſellſchaft

*) S. Boeckh Index Lectionum per Sem. hib. 1826—1827.

des modernen Europa angenommen hat, hat auch in dieſer Rückſicht eine weſentliche Veränderung nach ſich gezogen. Die Verwickelung ihrer Geſchäfte hat es nothwendig gemacht, in den meiſten Fällen die Befugniß öffentliche Geſchäfte zu treiben, zu Gericht zu ſitzen, oder als Geſetzgeber zu ſprechen, der Einſicht und gelehrten Kenntniſſen zuzuweiſen, ohne dabey die Sitten und die ſittliche Denkungsart in beſondere Erwägung zu ziehn; während die Alten neben der Tüchtigkeit, vornemlich auf die Sitten Rückſicht nehmen durften. Auch diejenigen, die zu dem Volke ſprachen, durften ſich keines anſtößigen Vergehns ſchuldig gemacht haben, denn ſie hielten es nicht für genug, daß ein Redner ſeinen Vortrag ausgebildet hatte, ohne ſein Leben; und meinten mit Recht, daß die Rede eines wackern Mannes, wenn auch noch ſo einfach, den Zuhörern nützlich ſey: die Rede eines ſchlechten und ſittenloſen Bürgers aber, wenn auch noch ſo ſchön abgefaßt, dem Staate nicht frommen könne*)

*) Aeschin. Or. c. Timarch. p. 54. ff.

II.

Ueber einen Vorzug der griechiſchen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten.

Eine Rede

am Namenstage des Königes

gehalten

in einer öffentlichen Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu München

am 12ten Oktober 1808.

Ohne Zweifel kann der heutige Tag in dieſem den Wiſſenſchaften geweihten Heiligthume auf keine würdigere Art gefeyert werden, als durch das Andenken an das, was der weiſe und vielgeliebte König, mit deſſen Namen geſchmückt er unter ſeinen Brüdern hervortritt, mit ſo mildem und edlem Sinne zu dem Flore und Gedeihen der Wiſſenſchaften auch in dem Laufe dieſes Jahres gethan und gewirkt hat. Während dieſer Tag in dem Umfange des ganzen Königreiches jeden Stand zu einer eigenthümlichen Freude auffordert, und deren keiner iſt, der nicht mit tiefgefühlter Rührung empfangene Wohlthaten und mannichfaltige Zeichen der königlichen Huld aufzählt, darf wohl vor allen der gelehrte Stand ſeine Freude laut werden laſſen, dem hier ein Verein geſtiftet iſt, wie in keiner andern Stadt des deutſchen Vaterlandes, wo die Würde der Wiſſenſchaft anerkannt, ihre Freyheit geſchützt und jede ihrer Beſtrebungen gefördert wird; wo keines der Mittel fehlt, deren ſie zu ihrem Gedeihen bedarf; wo durch den Anblick des allgemeinen Flors und des rü=

ſtigen Strebens allein ſchon die Gemüther aller ihrer Freunde begeiſtert, und zu lebendiger Theilnahme erhöht, jeder einzelne aber den Sorgen entnommen wird, die ſein Gemüth, wenn auch nicht der Wiſſenſchaft ſelbſt entfremden, doch leicht von den höhern Gegenden, die ihre Heimath ſind, in die Tiefen irdiſcher Gemeinheit herabziehen könnten. Aber das, was dieſer Verein gelehrter Männer, und was durch ihn die Wiſſenſchaften der Huld des allgeliebten Königes ſowohl überhaupt, als beſonders in dieſem Jahre verdanken, iſt von dem verehrten Sprecher der Akademie ausführlich erzählt worden; und dieſe dankbare Erinnerung an erhabne Verdienſte würde als die ſchönſte Feyer dieſes ſchönen Tages ihn allein ausgefüllt haben, wäre ihre Anordnung dem Gemüth und Herzen allein überlaſſen geweſen. Aber der Sinn und Wille des Königes ſchien etwas andres zu fordern. Nicht auf ſeine Altäre verlangt er Gaben niedergelegt zu ſehen, ſondern auf die Altäre der Weisheit und Kunſt; und von den Lorberen, die er pflanzt, begehrt ſein großes Gemüth nicht Kränze für ſein eignes Haupt, ſondern daß ſie erquicklichen Schatten ſeinem Volke geben, und die Diener der Muſen unter ſich ſammeln möchten. So ſchien alſo dieſer Tag auch einen wiſſenſchaftlichen Zoll zu heiſchen, und der Redende übernimmt die Pflicht ihn darzubringen, wenn gleich mit freudigem Herzen, doch nicht ohne bange Beſorgniß, da kein Gegenſtand, den er wählen könnte,

der erhöhten Stimmung ſeiner Zuhörer genügen dürfte. Doch ſchien ihm unter mannichfaltigem Stoff, welcher zur Wahl ſich darbot, keiner harmoniſcher mit dem erhebenden Gefühl, welches die Erinnerung an das frohe Gedeihen der Wiſſenſchaften in dieſem Königreiche erweckt, als einer, welcher die Phantaſie zurückführt in eine Zeit und unter ein Volk, welches nicht bloß, wie ſo manches andere welterobernde nur in den Büchern der Geſchichte ein zweydeutiges Daſeyn genießt, ſondern durch Kunſt und Wiſſenſchaft, als das auserwählte Geſchlecht der Muſen, in einer ewigen und unvergänglichen Jugend blüht.

Allerdings zwar iſt das alte Griechenland gleichſam den Grenzen entwichen, welche vormals ſeine freyen und geiſtreichen Einwohner umfangen hielten. Das Leben des regſamſten aller Völker iſt ausgeſtorben. Seine Städte, vordem der Sammelplatz unübertroffener Tugenden, würdige Wohnſitze der Götter und reiche Gärten jeglicher Kunſt, ſie ſind zu traurigen Dörfern herabgeſunken, in denen ein beſchränktes und dürftiges Volk ſeine Hütten gedankenlos an die Trümmern des Alterthums anhängt, ohne Ahndung und meiſt ohne Erinnerung an die Heldenzeit, von der ihre Steine noch zeugen. Die alten Flüße, zum Theil mit ihren ehmaligen Namen genannt, ſchleichen traurend durch ein verödetes Land; die Götter ſind von ihnen gewichen, die vormals an ihren Ufern und in ihren Grotten

wohnten, und die wunderbaren Geſänge ſind verhallt, welche die Geſchichte einer jeden Quelle, der Berge und Hayne, dem lauſchenden Ohre eines freyen und empfänglichen Volkes erzählten. So iſt auch ihre ſtarke und männliche, ihre zarte und anmuthige Sprache nur noch im Abklange übrig; und ſie, die vormals, faſt in jeder Geſtalt, Herzen und Ohren bezauberte, ſchleppt ſich mit geſchwächten Tönen, in lockern Verbindungen, durch fremde Miſchung entſtellt, durch weitſchweifige Werke hin. Aber was das alte Land und ſeine niedergetretnen Bewohner nicht mehr bieten, das bietet die Erinnerung an ſeine glorreiche Vorzeit noch jetzt in reichlicher Fülle. Noch blühen die Thaten der helleniſchen Vorwelt in allen Gemüthern; noch ſind die Ueberbleibſel ſeiner Kunſt die Freude der Welt, und ihr Beſitz der Stolz der Eroberer; noch ſchöpfen die Edelſten aus den unverſiegbaren Quellen ihrer Wiſſenſchaft; noch werden verwandte Geiſter von den Flammen ihres Geiſtes ergriffen; und wie vormals das glaubige Volk in dem Heiligthume ſeiner Orakel Belehrung und Troſt ſuchte, ſo ſucht noch jetzt der edlere Menſch, wenn die Gegenwart ſeine Sehnſucht nicht ſtillt, Troſt und Befriedigung in den ſtillen Aſylen der helleniſchen Weisheit. Hier blüht auch ſelbſt ihre Sprache noch mit dem ewigen Reiz ihrer jugendlichen und männlichen Schönheit. Und wie überhaupt der Geiſt des helleniſchen Alterthums über dem ganzen

Gebiete der neuern Kunſt und Wiſſenſchaft wal-
tet, ſo weht auch aus ſeiner Sprache noch jene
höhere Vollendung uns an, und ihr beſeelender
Hauch hat überall, wo er gefühlt ward, die
Gemüther erhöht, die Blüthen der Schön-
heit geöffnet, und die Töne der Sprache ver-
edelt.

Aber es iſt nicht die Abſicht des Redenden
den Ruhm des geiſtreichſten und edelſten Volkes
überhaupt, oder den ſeiner Sprache insbeſondere
zu preiſen, oder den Einfluß zu würdigen, den
das Studium des helleniſchen Alterthums auf
die neue Welt haben kann und ſoll; ſondern nur
an eine Eigenthümlichkeit dieſer Sprache will
er erinnern, die oft von der lernenden Jugend
beſeufzt, und von den weiter Unterrichteten nicht
immer nach dem ganzen Umfange ihres Werthes
geſchätzt wird. Er meint den Gebrauch der ver-
ſchiedenen Mundarten der Nation in vollendeten
und claſſiſchen Werken der redenden Kunſt. Dieſe
Erſcheinung iſt einzig in der Geſchichte der Völker.
Zwar haben auch die Nationen des neuen Europa
den Gebrauch ihrer Mundarten nicht ganz ver-
ſchmäht; aber nur ſo lange als die Stämme für
ſich beſtanden, und kein gemeinſames Band lite-
rariſcher Cultur die ganze Nation umſchlang; als
ſich faſt alle literariſche Thätigkeit auf die Ergö-
tzung und Belehrung kleiner Volksmaſſen be-
ſchränkte, und nur einzelne genialiſche Menſchen,
nicht aber ein ganzer Stand, an Siten und Bil-
dung verſchieden, über jene Maſſe hervorragte;

ein Stand, der ſich, wie in andern Dingen, ſo auch in einer eigenthümlich geſtalteten Sprache von der Menge ſchied. Denn nicht ſo bald hat ſich unter einer Nation ein Mittelpunkt der Cultur erzeugt, nicht ſo bald haben ſich in ihm wiſſenſchaftlich gebildete Männer zuſammengethan, als das neue begeiſterte Streben auch eine neue Sprache ſchafft, die, obgleich aus Einer Mundart erwachſen, doch über allen Mundarten ſchwebt. Bald wird dieſe edlere Tochter der Cultur und Begeiſterung das Organ aller, die wirkliche Bildung beſitzen, oder ſich doch, wie die vornehme Welt, an dem Scheine derſelben erfreuen; die Landesſprache wird gemein, und verliehrt das Recht, ſich in dem Kreiſe der gelehrten und vornehmen Stände hörbar zu machen. Nur der Menge bleiben die Mundarten zurück; und da ſie ſich nun bald meiſt nur in Gemeinſchaft mit derber Sinnlichkeit und roher Unbehülflichkeit zeigen, und im Gebrauche immer tiefer zu ſinken ſcheinen, je höher ſich die gebildete Sprache erhebt, ſo ſcheinen ſie bald nur als ein Werkzeug der Beluſtigung, oder höchſtens als ein Organ naiver Gefühle tauglich. So bemächtigt ſich eine allgemeine Sprache, die keiner Provinz, ſondern der ganzen Nation angehört, der oberſten Gewalt, und behauptet ein ausſchließendes ariſtokratiſches Recht auf dem Gebiete der höhern Bildung. Unter mehreren Völkern iſt ſo das Beſondere in dem Allgemeinen untergegangen;

die Werke, welche einzelnen Provinzen angehörten, ſind verſchwunden; nur wenige blieben in den Händen des Volks; einige verwandelten ſich ſogar mit dem Fortgange der Zeit in Gegenſtände gelehrter Forſchungen der Grammatiker und Geſchichtſchreiber.

Wenn nun auch in Hellas der Anfang der nämliche war, ſo war doch der Fortgang verſchieden. Nie hat in früherer Zeit die Verfaſſung der einzelnen Staaten dieſes Landes, deren jeder ſich nach eigner Weiſe frey geſtaltete, einer allgemeinen Sprache den Eingang erlaubt; und die Herrlichkeit des alten Griechenlandes war ſchon unter dem alles verkettenden Herrſcherſtab römiſcher Obmacht untergegangen, als die gebildeteſte aller Mundarten allein aus den Werken der Hellenen erſcholl. Und doch auch dann nicht ganz allein. Selbſt in den ſpäteſten Zeiten noch behauptete die joniſche Sprechart in dem epiſchen Gedichte ihr Recht, und die homeriſche Sprache war längſt in dem Munde der redenden Menſchen verklungen, als ſie noch in Helden- und Götter-Sagen wiedertönte. Wie aber die Epik den joniſchen, ſo hatte ſich die Lyrik den äoliſchen und doriſchen, und die dramatiſche Poeſie den veredelten attiſchen Dialect als ihr eigenthümliches Organ zugeeignet [1]).

Bey dieſer Erſcheinung iſt nun zweierley zu erwägen: einmal, wie es überhaupt gekommen, daß ſich in Griechenland mehrere Mundarten zu einer klaſſiſchen Vortrefflichkeit ausgebildet; dann

aber, welches das wichtigſte iſt, wie ſich ihr Gebrauch in gewiſſen Zweigen der Kunſt, auch außer ihren Grenzen und über die Zeit ihrer phyſiſchen Dauer hinaus erhalten habe.

Was nun das erſtere betrifft, ſo iſt es aus der eigenthümlichen Verfaſſung der helleniſchen Nation erklärbar. Die Stämme, aus denen ſie beſtand, wie überall durch Sprache, Gebräuche und politiſche Einrichtungen getrennt, knüpften wohl zuweilen, auf kurze Zeit, ein politiſches Band unter ſich; aber nie floſſen ſie zu gemeinſamen Staaten zuſammen. Selbſt in den einzelnen Stämmen ſtand faſt jede Stadt für ſich, und nur in gemeinſchaftlichen Feſten und feyerlichen Spielen erkannten ſie ſich als Zweige des nämlichen Stamms. Da war kein Herrſcher und kein Beherrſchter zu finden; jedes Einzelne entwickelte ſich eigenthümlich und frey; jedes geſtaltete ſich, wie es wollte und konnte. So geſchah es, daß jeder Stamm, in dem erhebenden Gefühle ſeiner Unabhängigkeit ſich ſelbſt ſchätzend, ſo wohl Anderes, was ihm eigen war, als auch ſeine Sprache eiferſüchtig behauptete, und ſie als ein Recht nicht bloß in dem gewöhnlichen Verkehre des Lebens, ſondern in jeder Art der Mittheilung gebrauchte. Mehr als einmal wechſelte die Hegemonie unter den Staaten von Griechenland. Aber es mochte nun Sparta oder Athen, oder Thebä, ſpäter als beyde, an der Spitze der griechiſchen Staaten ſtehn, nie hat der Einfluß der politiſchen

Ueberlegenheit die Rechte der Sprache gekränkt. Und ſo wie jene ohne Erfolg blieb, ſo auch, was weit wunderbarer iſt, die Ueberlegenheit der Cultur. Der Ruhm der joniſchen Bildung erfüllte die Welt; die Werke ihrer Poeſie und Proſa erfreuten jedes empfängliche Gemüth; aber dennoch blieb der freye Geiſt der attiſchen Sprache, obſchon der joniſchen auf das engſte verſchwiſtert, ungefeſſelt. Sie trat mit der ältern Siegerin kühn in die Schranken, und gewann tauſendfache Kränze des Ruhms, ohne daß die Kränze der Schweſter verwelkten. Und ſchon ſtand der Ruhm von Athen in ſeiner Mittagshöhe, ſchon war die Sprache von Attica in mannichfaltigen Werken zur Bewunderung der Welt ausgebildet, da lehrten noch die Pythagoreer ihre Weisheit in doriſcher Mundart, und Archytas, der edelſte von allen, gab in ſeinen Werken der angeſtammten Sprache die höchſte Vollendung.

Man würde aber durchaus irren, wenn man glaubte, daß die Unabhängigkeit der griechiſchen Staaten von einander allein hinreiche, das aufgegebene Problem zu erklären, oder daß die Beſchränkung des Nationalſtolzes allein dem Gebrauche der gebildetern Mundart den Eingang verboten habe. Herodotos, obgleich von doriſcher Abkunft, faßte doch ſeine Geſchichte in joniſcher Proſe ab; und in früherer Zeit hatte der Kumäiſche Heſiodos ſeine Leyer nach der Tonart Homers geſtimmt. Auf gleiche Weiſe

ſchrieb auch der Dorier Hippokrates joniſch. Mehrere Beyſpiele anzuführen, würde unnütz ſeyn*). Es iſt aber hier vornehmlich das Beyſpiel der Dorier wichtig, weil dieſer Stamm von allen der ſtolzeſte, und folglich am wenigſten geneigt war, das Fremde ſich anzueignen.

Ehe wir indeß den Grund dieſer Ausnahmen aufſuchen, müſſen wir noch einmal auf die erſte Frage zurückkehren, welche durch die Bemerkung der äußern Verhältniße der Stämme gegen einander noch keineswegs zur Befriedigung aufgelößt iſt.

Um zu dieſem Zwecke zu gelangen, müſſen wir auch das innere Leben der Hellenen erwägen. Zwey Dinge aber ſind es, welche hier betrachtet werden müſſen; erſtlich, die innere Verfaſſung, deren erſtes Element in allen Staaten Freyheit und Gleichheit war. Nur die Bürger bildeten den Staat; alle übrigen Einwohner des Landes waren ſeine Werkzeuge, und kamen für ſich ſelbſt wenig in Betracht. Diejenigen aber, die den Staat bildeten, waren ſich gleich. Mochten immer einige Geſchlechter den Vorzug des Reichthums oder einer ältern und ruhmvollern Abkunft behaupten, nie bildeten ſie unter andern ächten Bürgern einen beſon-

*) Diog. Laert. II. 83. erwähnt 25 Dialogen Ariſtipps, einige in attiſcher, andre in doriſcher Mundart geſchrieben; ob aus Laune, oder mit tieferer Beachtung gewiſſer Eigenthümlichkeiten, läßt ſich nicht beſtimmen.

dern Stand; und ſelbſt Sparta's Könige waren nur als Feldherrn und Obrigkeiten höher geſtellt; in allem übrigen war ihnen auch der Letzte der Spartaner gleich. Meiſt auf die nemliche Weiſe und durch die nemlichen Mittel gebildet, durch Religion, die ein gemeinſames Gut war; durch das Beyſpiel der Alten, welches alle vor ſich hatten, und durch das Leben ſelbſt, ſtanden die meiſten auf derſelben Höhe, und keine Klaſſe ragte über der andern empor. Und ſo wie die Hallen und Märkte, die Tempel der Götter und ihre Hayne, die Geſetze und Rechte allen gemein waren, dem erſten wie dem letzten, ſo war auch Eine Sprache allen gemein. Nur der tiefere und eindringendere Geiſt, die größere Fülle der Gedanken, der vollere Fluß der Rede, die ſorgfältigere Wahl der Bilder und Worte, unterſchied den Tüchtigern von dem Schlechtern, aber die äußere Form der Sprache war in der Rede des einen, wie des andern, die nemliche. Und ſo wie noch jetzt in den democratiſchen Cantonen Helvetiens Eine Sprache den Herrn und den Knecht vereint, und im Verkehr mit den Einwohnern ſeines Landes Keiner die angeerbte Sprache der Väter verläßt, ohne ſich ſeinen Mitbürgern zu entfremden, ſo würde ſich auch ein Bürger in den Freyſtaaten Griechenlands durch den Gebrauch einer fremden, wenn ſchon gebildetern Mundart, gleichſam als eines ſelbſtgenommenen Privilegiums, aller Anſprüche auf Vertrauen und Einfluß beraubt haben. So ge=

ſchah es denn, daß, da auch die Geiſtreichſten und Edelſten ihre Landesſprache ehrten, und ſie von keiner Art des Gebrauches ausſchloſſen, ein jeder Stamm, ſo bald er ſich zu geiſtiger Bildung erhob, ſeine angeerbte Sprache bis zur claſſiſchen Vortreflichkeit veredeln konnte.

Das zweyte, welches hier erwogen werden muß, iſt die Beſchaffenheit der öffentlichen Mittheilung in den griechiſchen Staaten. Sobald ſich in der neuern Welt ein Stand von Schriftſtellern erhob, ſo war damit zugleich die Nothwendigkeit einer allgemeinen Schriftſprache ausgeſprochen. Das geſchriebene Wort wendet ſich an die Welt, die Rede an die nächſten Umgebungen. Jenes bedarf alſo ein allgemein geltendes Organ; dieſe begnügt ſich mit dem, was in ihrem Umkreiſe verſtanden wird. Nun iſt aber die Schriftſtellerey ein ſpätes Erzeugniß der griechiſchen Cultur. Faſt fünf Jahrhunderte verfloßen, ehe man die Geſänge Homers in Schriftzeichen feßelte; und auch dann gingen ſie lieber, ihrer erſten Beſtimmung eingedenk, von dem Munde zum Ohr. In einem Bürgerſtaate, ſo lange die Verfaſſung in ihrer Reinheit beſteht, pflegt auch die Mittheilung der Ideen bürgerlich zu ſeyn; auch der Edelſte miſcht ſich in die Maße ſeiner Mitbürger; das Individuum ſchmilzt mit dem Ganzen zuſammen; und ſo wie jeder ſein irdiſches Gut gern als ein Darlehn des Staates betrachtet, und alle Güter nur ein gemeinſames ſcheinen, ſo betrachtet er

auch ſeine geiſtige Errungenſchaft als ein Gemeingut, deſſen Ertrag zuerſt und vor allem ſeinen Mitbürgern nützen müſſe. So war urſprünglich alle geiſtige Mittheilung mündlich. Wie hätte ſie alſo anders geſchehen können, als in der Mundart des Volkes, deſſen Geiſt und Gemüth bewegt werden ſollte? wie anders als in den Tönen, in denen es ſeine erſten Ideen empfangen hatte, und mit denen es ſeine innerſten Gefühle auszuſprechen gewohnt war? So war alſo die älteſte Poeſie, ſo war die älteſte Beredtſamkeit ſchon darum nicht ſowohl national, als recht eigentlich volksmäßig. Nicht jeder Schriftſteller aber will in dieſem Sinne volksmäßig ſeyn. Je mehr die mündliche Mittheilung an Werth und Würde verliehrt, was doch in Griechenland zum Heile der Cultur erſt ſpät geſchah, jemehr ſich der bürgerliche Sinn der Erſten und Edelſten auflößt, und das Individuum ſich von der Maſſe ſondert, deſto mehr ſinkt auch jene Popularität, und die Anzahl derer vermehrt ſich, welche ſich zu vornehm dünken, mit dem Volke nach ſeiner Weiſe zu reden. Die Schrift beſiegt und tödet die Rede. Die Leyer verſtummt und lebt nur noch als Symbol in geſchriebenen Liedern fort; der Geſang erſtirbt in dem Tonzeichen; und das lehrende Wort ſtrebt ſtolz und kalt über die nächſten Umgebungen nach einer fern ſtehenden und zerſtreuten Welt, oft auch über die Gegenwart unmittelbar zu der Nachwelt hin.

Das Nächſte, was uns zu erörtern obliegt,

iſt die ſchon oben berührte Erſcheinung, die mit unſern bisherigen Bemerkungen in Widerſpruch zu ſtehen ſcheint; daß nemlich manche Arten der geiſtigen Mittheilung, wie zum Beyſpiel das Epos, von dem allgemeinen Gebrauche abweichen, und unter allen Stämmen auf einerley Weiſe in derſelben, alſo in einer fremden Mundart, behandelt wurden; und, was damit Eines iſt, daß einige Schriftſteller in ihren Werken die Landesſprache gegen eine fremde vertauſchten.

Die Erklärung dieſer Abweichung, wie gemeiniglich geſchieht, durch das überwiegende Anſehn einiger Schriftſteller, welches Andere gleichſam unterjocht, und ſie nach fremder Weiſe zu reden genöthigt habe, iſt zwar leicht und faßlich, aber keineswegs befriedigend. Denn warum wäre das Beyſpiel Herodot's in der Geſchichte nicht eben ſo wirkſam geworden, als es das Beyſpiel Homers in der Epik war? oder warum hätte Pindaros den doriſchen Dialect dem angeſtammten äoliſchen vorgezogen, in welchem ſeine Lehrerin, die trefliche Korinna, ſang, und vor ihm die größten Lyriker geſungen hatten? Auch wäre in der übrigen Geſchichte der griechiſchen Kunſt eine ſolche Anmaaßung der Autorität durchaus ohne Beyſpiel. Wenn irgendwo der freye Geiſt ſein Recht behauptete, ſo war es hier, wo betretene Pfade weder mühſam aufgeſucht, noch ängſtlich vermieden wurden; wo man den Vorgängern nicht nachahmte, ſondern nacherfand; wo nur das, was das Weſen der

Kunſt und jede ihrer Arten forderte, nicht aber ihr zufälliger Schmuck ſtehende Form ward; wo vornemlich die redenden Künſte, in ihrem weiteſten Umfange, die Sprache mit einer Sicherheit und Sorgfalt wählten, welche das Joch der Autorität auf keine Weiſe vertrug. Schwerlich iſt irgendwo der Grundſatz, daß das Reich der Kunſt den Zufall ausſchließe, ſo vollkommen anerkannt worden, wie in Griechenland, wo auch das, was der Zufall bot, wie etwa der Chor des Drama, bald mit dem Uebrigen der Handlung ſo innig verſchmolzen ward, daß es mit ihm zugleich, wie ein organiſcher Theil, erwachſen ſchien. Und nur der Zufall, der den Sänger der Ilias unter dem Himmel Ioniens gebohren werden ließ, ſollte der Epopöe auf ewige Zeiten die joniſche Mundart angebildet, und ein noch größerer Zufall, etwa die Laune des Augenblicks, ſollte den ſinnigen Herodotos bewogen haben, dieſelbe Sprache der doriſchen, die ihm angebohren war, oder der attiſchen, die gerade damals ihre ſchönſten Zweige trieb, in ſeinem unſchätzbaren Werke vorzuziehn?

Wir müſſen uns alſo nach einem andern und befriedigerenden Grunde umſehen.

Es iſt von allen, welche die Geſchichte der geiſtigen Bildung des helleniſchen Volkes mit Aufmerkſamkeit verfolgt haben, anerkannt, daß ſie ſich, wie ſonſt wohl nirgend, vollkommen organiſch entwickelt, und ihre höchſten Blüthen

nicht eher gezeigt habe, als bis ſich jeder andre Theil des wundervollen Gewächſes auf das vollkommenſte entfaltet hatte. Wie in keinem andern Lande, und unter keinem andern Geſchlechte, verfolgte in Hellas die Menſchheit den natürlichſten Gang ihrer Entwickelung. Als ein heiteres Kind erwachte ſie unter dem weichen Himmel Joniens. Hier erfreute ſie ſich des müheloſen Daſeyns bey ſchönen Feſten und in feyerlichen Zuſammenkünften, voll Empfänglichkeit, froher Lebensluſt, unſchuldiger Neugier und kindlichen Glaubens. Der Außenwelt hingegeben, und allem, was durch Neuheit, Schönheit und Größe an ſich zog, geneigt, horchten ſie hier vornemlich auf die Geſchichte der Männer und Helden, deren Thaten, Abentheuer und Irren die Vorwelt mit Ruhm, und wenn ſie in Liedern wiederklangen, die Bruſt der Hörer mit Entzücken erfüllten. So ergriffen hier die Dichter zuerſt jene Helden-Sagen als den günſtigſten Stoff, und aus der Sage erwuchs allmählich das epiſche Gedicht. Die Erzählung war, wie es der Jugendſinn der Zeit und des hörenden Volkes heiſchte, ſinnlich, geſtaltvoll, mannichfaltig und ausführlich. Daß ſich die That in dem Liede ſpiegle, daß jede Geſtalt klar und lebendig hervortrete, daß auch in dem einzelnen Theile das Ganze ſich kund thue, daß, mit einem Worte, die herrliche Heldenwelt ſich in voller Würde und heiterm poetiſchen Glanze bewege, das war das Streben des epi-

ſchen Dichters, wie eines jeden, in deſſen friſcher und kräftiger Phantaſie ein beſeelter Stoff zur Mittheilung ſich drängt. Dieſem Streben aber entſprach die joniſche Mundart auf das vollkommenſte. Wie der Hexameter das eigenthümliche Versmaaß der Epopöe iſt und ſeyn muß, ſo kann auch der joniſche Dialect als ihr eigenthümliches Organ betrachtet werden; nicht bloß, weil er den größten Reichthum ſinnlicher und bildlicher Ausdrücke, ſondern auch die größte Mannigfaltigkeit der Formen, im weiteſten Umfange dieſes Wortes darbietet [2]). Wie der Hexameter ſich unter allen Versmaaßen am freyſten innerhalb der Schranken des Geſetzes bewegt, ſo genießt auch der Jonismus ſchon in ſeiner alterthümlichen Geſtalt der größten und gemüthlichſten Freyheit in ſeinen Auflöſungen und Zuſammenziehungen, ſo wie in der lockern Verbindung der Sätze, der freyen Bewegung ſeines Numerus, und ſelbſt in der Nachläſſigkeit, deren er ſich als eines Rechtes bedient [3]). Das ganze Weſen deſſelben iſt auseinandergehend, entfaltend, ſpielend und epiſodiſch, wie das Weſen der Epopöe ſelbſt, die in ihrem freyen Gange nach nichts ſo ſehr als nach objectiver Entfaltung ſtrebt. Nachdem nun dem empfänglichen Sinne der Griechen dieſe Angemeſſenheit einmal durch die homeriſchen Geſänge in ihrer ganzen Vollkommenheit kund geworden war, hat es ihnen nie einfallen können, das, was zuſammen erwachſen war, von einander zu trennen, oder

einen organiſchen Theil mit einem andern will⸗kührlich angebildeten vertauſchen zu wollen. Von neuem aber konnte ſich in einer ſpätern Zeit, und in einer minder ſinnlichen Sprache das epiſche Gedicht auf keine Weiſe geſtalten; und was in der Kinderwelt aufgeblüht war, mußte, wenn es bis zum männlichen Alter dauerte, in ſeiner erſten und urſprünglichen Einfalt verhar⸗ren. Daher hat es kein attiſches, noch dori⸗ſches Epos gegeben oder geben können, ſondern es blieb, was es in ſeiner Entſtehung geweſen war und ſeyn mußte, joniſch an Geiſt, Klang, Sprache und Versmaaß [4]).

Hieraus aber erklärt ſich auch ohne Mühe die Erſcheinung der joniſchen Mundart in den Muſen des doriſchen Herodotos. So wie die Rhapſodien Homers das Epos der Poeſie ſind, ſo iſt das wunderbare und reizende Werk He⸗rodot's das Epos der Hiſtorie. Wie dort die Irren des vielverſuchten Odyßeus den ganzen Umfang der damals bekannten oder geahndeten Welt, und viel große Thaten der Helden, viele Sitten der Menſchen und Völker, Länder und Städte umfaßt, ſo miſcht auch jener in dem reichen und klaren Gemählde, das er uns auf⸗rollt, die Thaten der ältern und neuern Zeit, den Wandel der Völker und ihrer Könige, wunderbare und anmuthige Abentheuer, weiſe und vielbedeutende Reden, merkwürdige Sitten und Lebensweiſen der Völker, und ſeltne Er⸗ſcheinungen der Natur und des menſchlichen

Kunſtfleißes. Auch hier iſt alles geſtaltvoll, lebendig und ausführlich. Aber dieſem epiſchen Geiſte war die doriſche Mundart kein paſſendes Organ; und ſie zu dieſem Zwecke umzugeſtalten mochte zu jener Zeit, wo ihr Charakter ſchon feſt ſtand, unmöglich ſcheinen. So nahm er, was ſich von ſelbſt darbot, die dem Epos geweihte, und folglich auch ſeinem geſchichtlichen Epos analoge, joniſche Mundart auf [5]). Und nie iſt eine Wahl glücklicher geweſen. Wer möchte die Muſen Herodot's in einer andern Sprache leſen; oder wer iſt alles Sinnes für Angemeſſenheit ſo beraubt, um Herodot's Jonismus, der ſein ganzes Werk vom Anfang bis zum Ende durchdringt, in eine andere Mundart, etwa die attiſche, überſetzt zu wünſchen? Denn auch hier zeigt ſich, was überhaupt die griechiſche Kunſt auf eine ſo herrliche Weiſe auszeichnet, jener wundervolle Zuſammenklang des Inhalts und der Form, jenes Zuſammentreffen der innern und äußern Muſik, dieſer erſten und nothwendigſten Bedingung zur Schönheit, die von den Neuern oft vernachläßigt, häufig verkannt, ja wohl gar mit einer, nur Barbaren zuſtehenden Stumpfheit des Gefühls abgeläugnet wird. Denn eben darinnen thut der Barbar ſich kund, daß er, die Form vernachläßigend, nur an dem Stoffe hängt, beydes vereinzelt, und die harmoniſche Eintracht von beyden weder beachtet, noch würdigt.

Als nun die Periode der Kindheit von Hellas ſich in das Jünglingsalter verlohr, und die

erſte friſche Begier nach dem Neuen und Wunderbaren geſtillt war, als gleichſam der Jüngling in ſich ſelbſt erwachte und in ſein Inneres zu ſchauen begann, da ward, durch die näher liegende, kräftig erregte Welt ſeiner innern Natur, der äußern Welt ein Theil ihres Glanzes entzogen, und die epiſche Muſe trat vor der lyriſchen zurück. Andere Blumen, tiefer gefärbt und von einem kräftigern Wohlgeruch, gingen jetzt in dem Garten der Dichtkunſt auf. In den klangreichen Liedern einer Sappho, eines Alkäus, einer Erinna ſprach ſich das innerſte Gemüth tiefer Gefühle aus, die Seele trat in die äußere Geſtalt, und auf den Wellen des Wohllauts getragen, ſtrömte das begeiſterte Wort in die Herzen der Zuhörer über, und öffnete ihnen, indem es ſie in ihren Tiefen bewegte, ihre innerſte Welt. Wie nun die Lyrik den Menſchen, indem ſie ihn in ſich hinab drängt, über ſich ſelbſt erhebt, ſo bedarf ſie auch einer tiefern, gedrängtern und ſchwebendern Sprache, wie die äoliſche und doriſche war, die eben ſo das eigenthümliche Organ der Lyrik wurden, wie die joniſche das Organ der epiſchen Poeſie [6]). Derſelbe Character größerer intenſiver Kraft, der ſich in den volleren Lauten, den tiefern Tönen und den härtern Wortformen des Dorismus ankündigt, empfahl ihn auch, wie es ſcheint, in Verbindung mit ſeiner Alterthümlichkeit — denn er war von der urſprünglichen Sprache Griechenlands am wenigſten abgewichen — der pythagoreiſchen Schule [7]), obſchon

ihr Stifter ein Jonier war; indem der hohe und begeiſterte Stil dieſer Schule eben ſo der Lyrik entſprach, wie die phantaſirende Phyſik der joniſchen Weisheit der epiſchen Dichtkunſt verwandt war.

Aber noch waren die Tugenden dieſer frühern Perioden nur eine einſeitige Vortreflichkeit. Das männliche Alter kam mit dem Flore der attiſchen Zeit, und mit ihm ſchloß ſich der Kreis der Kunſt. Hier fanden die einzelnen Strahlen der Vortreflichkeit ihren Mittelpunkt. Die heitere Ausführlichkeit der joniſchen Epik und die tiefe Fülle der doriſchen Lyrik trafen im Drama zuſammen, in welchem ſich der epiſche Stoff der Zufälligkeit entledigte, und die ſubjective Einſeitigkeit des lyriſchen Gedichtes durch ſeine Vermählung mit dem dramatiſchen Stoff eine objective Allgemeinheit erhielt. So wie die Poeſie in dieſer ihrer höchſten Blüthe, ſo ward in Attica alles und jedes, was in frühern Zeiten und in andern Gegenden von Griechenland begonnen hatte, zur Vollendung gebracht. Hier trat die Proſa mit der Verskunſt in die Schranken, und erfand einen eigenthümlichen Sylbentanz, durch welchen zuerſt die freye Sprache zur harmoniſchen Rede, und die Wohlredenheit zur Beredſamkeit ward. Hier wurde zuerſt die Kunſt der Mittelpunkt aller Beſtrebungen, und wie der Altar der Veſta alle Bürger derſelben Stadt, ſo vereinigte der Altar der Kunſt alle höhern Geiſter in jeder Art ihrer Thätigkeit. Hier gründete die Philoſophie ein würdigeres Heiligthum, welches die Erde mit dem Himmel

verband, wo die Grazien der Ueberredung und Harmonie mit der verſchwiſterten Dichtkunſt, den lachenden Satyrn und dem begeiſterten Eros den flammenden Altar der Weisheit umtanzten. So erwuchs auch auf dieſem claſſiſchen Boden die Geſchichte von neuem in einer höhern und würdigern Geſtalt. Wie ſich die attiſche Tragödie zu dem joniſchen Epos verhält, ſo verhält ſich die attiſche Geſchichte des Thukydides zu der joniſchen Herodot's. Wie das Trauerſpiel, ſo entſagt auch die attiſche Geſchichte dem freyen epiſodiſchen Gange; ſie ſucht nicht die Ergötzung des Augenblicks, ſondern eine tiefe Belehrung für dauernde Zeiten; ſie will nicht mehr die Welt darſtellen, ſondern den Menſchen und die Gottheit der Welt. Wenn die joniſche Geſchichte und Epopöe dem glatten Spiegel eines ſtillen und weiten Sees gleicht, deſſen Tiefen ein heiterer Himmel mit ſeinem zarten und ſonnigen Gewölk, und die mannichfaltige Natur ſeiner lachenden Ufer verklärt entſtrahlt, ſo gleicht das attiſche Drama und die Geſchichte einem mächtigen Strom, der in feſten Ufern ſtill hinabzieht, jeden Widerſtand kräftig beſiegt, nirgends abſchweift von ſeinem Weg, das blühende Ufer wie das traurige mit gleicher Würde begrüßt, und ſich endlich nach einem langen und ernſten Lauf mit dem Weltmeer vermiſcht. So wie nun in den frühern Epochen, ſo trachtet auch in dieſem Zeitraum der höchſten Vollendung die Kunſt nach einer innigen Harmonie der äußern Form mit dem innern Weſen. Die

attiſche Mundart vereinigte in ſich alle Vorzüge der andern Dialecte, ohne ihre Mängel zu theilen. Nicht minder belebt als ihre joniſche Schweſter vermeidet ſie ihre lockern Verbindungen; und theilt die Fülle und Innigkeit des Dorismus ohne ſeine Härte und Rauhigkeit. Männlich gebildet und doch jugendlich friſch, reich und volltönend, zart und ſchlank, gleich geſtimmt zu Ernſt und Scherz, ſchmiegt ſie jeder Form ſich an, und vermählt ſich mit gleicher Liebe der Poeſie und Beredſamkeit. Wie das attiſche Drama der höchſte Gipfel der alten Dichtkunſt iſt, ſo iſt der Atticismus die Blüthe der helleniſchen Sprache, und in gleichem Verhältniß mit innerer Tiefe und äußerm Leben begabt. So mußte er nothwendig die Sprache der vollendeten Kunſt werden, und es ſo lange bleiben, als man die Vollendung der Kunſt begriff und erkannte. Aber die Lyrik bewahrte auch mitten in Attika ihre doriſche Geſtalt, ſo daß ſelbſt in dem lyriſchen Theil des attiſchen Drama ein gemildeterer Dorismus vorherrſchend blieb. So blieb auch das Epos joniſch, und die Elegie, die den Character der verweilenden Entfaltung mit dem Epos theilt.

So iſt es alſo geſchehen, daß ſich die verſchiedenen Mundarten der griechiſchen Sprache, ſo weit es ihre Natur verſtattete, zur claſſiſchen Vortreflichkeit ausbildeten, und mehrere neben einander, in ihrer eigenthümlichen Gattung, ſelbſt bis über die Zeit ihrer phyſiſchen Dauer hinaus, blühen konnten. Keines von beyden

war eine Wirkung des Zufalls. Vielmehr offenbaret ſich auch hier der eigenthümliche Sinn der Hellenen für die Harmonie aller Theile eines organiſchen Ganzen, und ihre fromme Scheu, an das Alte zu rühren, wenn es durch die Kunſt geheiligt war. Fern war von ihnen die Unſitte, immer das Neuſte dem Neuen, und das Neue dem Alten vorzuziehn. Formen, welche einmal glücklich geſchaffen und vollendet ſtanden, waren für ewige Zeiten beſtimmt; und ſelbſt jener Gebrauch der Mundarten in ihren eigenthümlichen Gattungen trug dazu bey, daß, indem die äußere Form feſtgehalten ward, auch das innere Weſen einer jeden Gattung heiliger und unverletzlicher ſtand.

Jener zarte und tiefe Sinn, der ſich in dem hier erklärten Phänomen, ſo wie in allen Theilen der helleniſchen Kunſt ſo wundervoll kund thut, iſt eine der herrlichen Eigenſchaften, durch die ſich jenes ewig merkwürdige Volk vor allen andern Völkern der Erde ausgezeichnet hat. In ihm offenbaret ſich, wenn irgendwo, die höchſte Blüthe des Geſchmacks, der ſelbſt wiederum die reinſte Blüthe der Humanität iſt. Dieſe zu pflücken, mit ihrem Saamen unſern Geiſt zu befruchten, iſt uns der Garten der helleniſchen Muſen geöffnet. Keine andre Nation bietet ein ähnliches Beyſpiel der Vollendung in ſo mannichfaltigen Formen dar, noch ein ſolches harmoniſches Zuſammentreffen und Durchdringen der verſchiedenſten Elemente in denſelben Werken; ſelbſt die deutſche nicht, die wohl in an=

dern Bedingungen zur Kunſt am erſten mit den Hellenen wetteifern möchte. Aber ſie ermangelt der natürlichen Entwicklung, die den Griechen zu Theil ward; und ſtatt alle ihre Kraft auf die Pflege des edeln Naturgewächſes zu wenden, erſchöpft ſie den größten Theil derſelben um das Fremdartige abzuwehren, das ſich ihr immer von neuem anbilden will. Nichts kann daher, bei übriger Aehnlichkeit, einen ſtärkern Contraſt bilden, als der feſte Gang der helleniſchen, und der ſchwankende der deutſchen Kunſt; indem jene nur von dem Ziele der Vollkommenheit angezogen, dieſe hingegen jeden Augenblick durch irgend eine zufällige Annäherung in ihrem Laufe geſtört wird. Darum iſt es bis jetzt unmöglich geweſen, daß ſich in Deutſchland der innere Sinn für das Schöne und Vollendete auf eine ſichere Weiſe entwickele; daher es unſern, in einer engern Sphäre mit größerer Sicherheit gebildeten Nachbarn in dieſer Hinſicht verziehen werden kann, wenn ſie uns der Barbarey noch nicht ganz entwachſen glauben.

Wenn es aber je einen Zeitpunkt gegeben hat, wo man hoffen konnte, den oftmals getäuſchten Wunſch erfüllt zu ſehn, daß der Wiſſenſchaft und Kunſt ein ſicheres Reich in Deutſchland gegründet, und dadurch zugleich der Sinn für das Schöne und Große lebendiger erregt, und ohne willkührliche Beſchränkung befeſtigt werde, ſo iſt es der gegenwärtige. Die kräftige Bewegung, die das geiſtige Gebiet der Wiſſenſchaften in dem ganzen Umfange ſeiner Grenzen

erſchüttert; die gegenſeitige Anziehung ihrer verſchiedenartigen, ſonſt ſo getrennten Elemente; das immer mehr entzündete Streben der Beſten nach einem Höhern; die allgemeiner verbreitete Liebe zur Kunſt — dieſes und andres läßt eine vollendetere Blüthe der geiſtigen Bildung erwarten. Wir dürfen noch hinzuſetzen, daß die mannichfaltigen Unfälle, welche die Nation erlitten, ihre Elaſticität, ſtatt ſie zu ſchwächen, vermehrt, und ſie angefeuert hat, indem ſie ſich um das Panier ihrer Sprache feſter zuſammenſchließt, in dem Gebiete der geiſtigen Welt die Lorbeern zu erobern, die ihr im Kampf um irdiſchen Beſitz entriſſen worden. In dieſem Zeitpunkt öffnet ein weiſer und geliebter König den ſcheuen Muſen ein Aſyl in ſeinem Königreich; und ſelbſt ein deutſcher Mann in dem tiefſten und weiteſten Sinne des Worts, ladet er deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt in den Schatten ſeines Thrones ein, damit ſie hier ihr frohes und genußreiches Geſchäft in ungeſtörter Sicherheit und ſtillem Frieden vollbringen möge. Hier alſo oder nirgends kann ſich ein neues Hellas bilden; und wenn einſt die Geſchichte die Vollendung deutſcher Art und Kunſt feyert, wird ſie mit freudigem Entzücken den vielgeliebten Namen des Königes feyern, auf deſſen erhabenes Haupt wir heute, mit ſeinem begeiſterten Volk, alle Segnungen, die den Monarchen, den Gemahl und den Vater beglücken können, von dem Throne des Höchſten erflehen.

Anmerkungen.

1) Daß die Sprache des Volkes, ſobald ſie in Werken der redenden Kunſt zum Werkzeuge der Mittheilung dient, nicht in ihrer roheſten Geſtalt erſcheinen kann, ſondern ſchon durch die erhöhtere Stimmung des Redenden veredelt, gereinigt und verſchönert wird, verſteht ſich von ſelbſt. Mit Recht ſagt Hermann (Opusc. Vol. I. p. 246.), daß keine Gattung der Poeſie, diejenigen ausgenommen, welche das gemeine Leben darſtellen, wie die Mimen und die Komödie, die reine ungemiſchte Sprache eines Volkes wiedergebe; daher man auch immer die Mundarten der Völker von den Mundarten der Schriftſteller unterſcheiden müſſe. Die Kunſt theilt allem, was ſie berührt, von ihrer höhern Natur mit; und ſie kann ihre hohen Ziele nur dann erreichen, wenn ſie die materielle Wahrheit des Lebens in

einen täuſchenden Schein verwandelt. Ohne Zweifel ſprach den atheniensiſchen Bürger aus den Reden der komiſchen Perſonen des Ariſtophanes die vollkommenſte Wahrheit an, ob er gleich dieſe Sprache in ſolcher Vollkommenheit nirgends hörte, noch hören konnte; und es iſt eben ſo wenig zu bezweifeln, daß dieſes eben ſo der Fall in den Mimen des Sophron war. In den mimiſchen Idyllen des ſyrakuſaniſchen Bukolikers iſt die Sprache von Poeſie durchdrungen, wie die Mundart der Markgräflichen Landleute in Hebels allemanniſchen Gedichten, oder in Voſſens plattdeutſchen Idyllen der Dialect des Landes Hadeln.

---

2) Godofr. Hermann. Opusc. Tom. I. p. 128. Est autem hic locus (de Graecae linguae dialectis) maximi momenti, quod sine accurata ejus cognitione nullus de Graecis scriptoribus ita, ut par eſt, tractari poteſt. Patet enim latiſſime, neque in formis quibusdam et terminationibus vocabulorum consiſtit, sed in constructione verborum, in significatione, in colore totius orationis, in metris et mensura, multisque aliis in partibus versatur, ad

quas animadvertendas illustrandasque diligentissima lectione, acutissimo judicio, saepe etiam curiosa antiquitatis et historiae pervestigatione opus est.

Ebendaſ. S. 132. Vetustissima omnium epica poesis est, cujus origo in ea tempora incidit, quibus formari incipiebat dialectus Ionica. Quare qui primi extiterunt epici carminis auctores, etsi propius accedunt ad eam linguam, quae postea vocabatur Ionica, plurima tamen habent, quae Doricus, vel, ut rectius dicam, communis veterum Graecorum sermo usurpabat. Nondum enim penitus apud Iones obmutuerat Dorismus. Praeterea iidem poetae, metri maxime commoditatem spectantes, alia, quae communis usus jam adspernabatur, conservabant, alia etiam nova introducebant. — Sic epica dialectus extitit, servata illa per omnes aetates, licet paullatim vel ex aliis poeseos generibus, vel e grammaticorum disputationibus, vel denique poetarum negligentia aliquid labis contraheret.

---

3) Ganz hiermit übereinſtimmend ſagt Wilh. Müller in der Homeriſchen Vorſchule S. 16. indem er von der Bildung des Homeriſchen Hexa-

meters ſpricht: „Man nehme zu dieſer Freyheit in der metriſchen Geſtaltung des epiſchen Verſes die weiche Biegſamkeit der noch in lebendiger Bildung begriffenen Sprache, die ſich durch Dehnungen, Trennungen, Verlängerungen, Abkürzungen, Miſchungen und andere vielfache Umwandlungen ihrer Lauter in die rhythmiſche Bewegung einſchmiegt, und man wird fühlen, daß der Homeriſche Hexameter kein Werk von künſtlicher Auswahl und Zuſammenſetzung, ſondern, ſo wie die Poeſie, der er angehört, ein reines Naturgewächs iſt. Dieſer Vers mußte erfunden werden, oder vielmehr, er entſtand, ſobald die geflügelte Sage ſich nach dem Tacte der Füſſe und dem Klange der Saiten in joniſcher Rede zu bewegen anfing; und der alte joniſche Dialect verwuchs nun ſo innig mit dieſem Verſe, und dieſer Vers hing wieder zu unzertrennlich an der epiſchen Erzählung feſt, daß auch die ſpätere Kunſt der Griechen ihren Verein nicht hat ſcheiden können. Alſo fällt die Bildung des alten Hexameters zuſammen mit der Bildung des joniſchen Dialects.“ Und etwas weiter hin: „So wie die Form des Hexameters ſich

natürlich und nothwendig aus dem alten joniſchen Dialecte und mit demſelben entwickelt, ſo glücklich entſpricht ſie auch dem Geiſte der epiſchen Poeſie. — Das Unbegränzte dieſes Versmaaßes, das ſich ohne ſcharf beſtimmte Abſchnitte und lange Ruhepunkte, ohne ſtrophiſche Wiederkehr und Ablöſung fortbewegt, muß der geſchwätzigen, nach allen Seiten hin ausbiegenden und abſchweifenden Erzählung zuſagen, und ſein ruhiger Gang erhält den Sänger in der gleichmüthigen Begeiſterung, welche der Vortrag fremder Thaten und Scenen verlangt. Die bunteſte Fülle des Stoffs fügt ſich in dieſe Form, welche, nach deſſen verſchiednem, lebhaftem, heiterm, ſtillem oder dunkelm Character, ſich leichter oder ſchwerer geſtalten kann, und bequemen Raum gibt für Alles, was Himmel und Erde Geſangwürdiges haben."

---

4) Nach Thierſch (Griech. Grammat. Einleit. §. 4.) ging die epiſche Poeſie aus der dem ganzen Volke der Griechen eigenthümlichen Urſprache hervor, die ſich dadurch für die früheſten Zeiten in gewiſſem Sinne zur allgemeinen Nationalſprache

ausbildete, und ihre Alleinherrſchaft erſt in dem Zeitalter verlohr, wo die einzelnen Staaten ſich eine freye Verfaſſung gaben. Bis dahin waren neben jener epiſchen Sprache, die man auch von dem größten Sänger dieſer Gattung die homeriſche nennen darf, die andern Mundarten ohne Ausbildung geblieben; jetzt aber machten ſie ſich geltend, da in den jungen Freyſtaaten eine mannichfaltige Bildung erwachte, und es für ein Zeichen der Freyheit galt, ſich der Mundart, welche Abſtammung oder Vereinigung mit andern zur einheimiſchen gemacht hatte, nicht nur im geſelligen Verkehr, ſondern auch in ſchriftlichen Denkmälern zu bedienen. — In dem, was die Uebereinſtimmung der Mundarten mit den Gattungen der Rede, zu denen eine jede derſelben benutzt wurde, von demſelben Gelehrten a. a. O. §. 7. geſagt wird, ſtimmt er mit der von uns weiter unten hierüber gegebnen Anſicht zuſammen.

---

5) Für den Zweck des Redners war die genauere Beachtung des Unterſchiedes, welcher zwiſchen der epiſchen oder homeriſchen, und der ſpä-

tern Herodoteiſchen Mundart obwaltete, nicht erforderlich, und es konnte ihm genügen, das, was beyden gemeinſam war, anzudeuten. Hier mag, um Misverſtand zu vermeiden, dasjenige beygefügt werden, was Thierſch a. a. O. §. 6. S. 9. hierüber bemerkt hat: „Die Joner hielten ſich in Ausbildung ihrer Dialecte näher als die übrigen Stämme an die Sprache des epiſchen Geſanges, ſo daß dieſelbe ſelbſt für joniſch gehalten worden iſt. — Joniſch kann aber eigentlich nur das genannt werden, was in den von Herodot aufgezählten vier Mundarten der Joner (I. c. 142.) eigenthümliches enthalten war. In einer jener Mundarten ſchrieben Herodotus und Hippokrates, deren Dialect man auch zu Folge jener Anſicht als den neujoniſchen dem epiſchen, als dem altjoniſchen entgegen geſetzt hat. — In dem epiſchen Geſange iſt ein großes Beſtreben ſichtbar, die Urformen der alten Sprache durch Vocale tonreich, und durch Umbiegungen rhythmiſch wohllautend zu machen, ohne jedoch die Grenze gemäßigter Kraft zu überſchreiten, und in das Weichliche zu gerathen, vielmehr verſchmelzt er häufig die zuſammentreten-

den Vocale, und ſtärkt ſchwächliche Sylben durch Aufnahme von Conſonanten. — Der eigentlich joniſche (neujoniſche) Dialect hat jenes Maaß des Epos in ſo fern überſchritten, daß er von der Kräftigkeit der Klänge ſich entfernend, in ſeinen Wortformen die möglichſt zahlreichen Vocale ohne Zuſammenziehung an einander ſtellt, die Stärke der Sylben durch Einfügung neuer Laute bricht, und die Wörter ſo viel möglich mit ſchwachen verhallenden Sylben ſchließt, ſo daß er in ſeiner muſikaliſchen Tonfülle und Anmuth das treue Gepräge eines Volksſtammes trägt, der unter dem mildeſten Himmel ſich eines üppigen Wohlſtandes und eines genußreichen Lebens erfreute."

---

6) G. Hermann. Opusc. Tom. I. p. 133. Lyricae poeseos tres maxime formae sunt, antiquissima, quae Ionismum epicorum sectata est, tum Aeolica ac Dorica, denique communis quaedam. Etenim quum Ionica non sat dignitatis habere videretur, Aeolica autem et Dorica, quod paucarum gentium propriae essent, apud reliquas gentes nimis peregrinae haberentur, alia inventa

est forma, quae neque Dorismi granditate careret, neque notam haberet peregrinitatis. Haec igitur e moderato Dorismi usu et epico sermone conflata est, unde communem vocant grammatici. Ejus illustre exemplum in Pindari carminibus extat. Vergl. Ebendaſ. S. 246.

---

7) Dionys von Halikarnaß empfiehlt in der Beurtheilung der nachahmungswürdigen Schriftſteller (de vett. Scriptor. Censura. Tom. V. p. 430.) das Leſen der pythagoreiſchen Philoſophen, nicht nur wegen des edeln und geiſtreichen Inhaltes, ſondern auch des Ausdruckes wegen, welcher voll Würde ſey und einen poetiſchen Anſtrich habe. Nach Jamblichus (Leben des Pythagoras c. 241. S. 194.) war es in dem Pythagoriſchen Vereine Geſetz, ſich fremder Mundarten zu enthalten, und nur der väterlichen (τῇ πατρῴᾳ) zu bedienen; worunter, nach des Schriftſtellers eigner Erklärung, die doriſche verſtanden wurde, die er von allen für die älteſte und edelſte erklärt. Porphyrius (Leben des Pyth. (c. 53. p. 49.) hält

dieſen Gebrauch für eine der Urſachen des Erlöſchens der Pythagoreiſchen Schule, weil der doriſchen Mundart eine gewiſſe Unklarheit (ἀσαφές τι) anhänge. Hiermit muß vor Allem verglichen werden, was K. O. Müller in den Doriern (2 Abth. S. 383. ff.) über die Kraft und Kürze der Doriſch-Lakoniſchen Sprechart bemerkt hat.

III.

Ueber den
Reichthum der Griechen
an
plaſtiſchen Kunſtwerken.

Eine Rede

am Namenstage des Königs
den 12ten Oktober 1810.
in einer
öffentlichen Sitzung der Akademie
der Wiſſenſchaften
gehalten.

Als in dem Zeitalter der Antoninen Pauſanias Griechenland durchreiſte, fand er, bey zahlreichen Ueberbleibſeln des vormaligen Glücks, eine weit größere Anzahl von Erinnerungen an erlittene Uebel. So wie, nach dem Glauben des Alterthums, die Götter den Mauern entweichen [1]), welche der Arm ihrer Bürger nicht mehr vertheidigen kann, ſo war durch den Zepter makedoniſcher Herrſcher, und die härteren Ruthenbündel römiſcher Proconſuln die alte, göttergleiche Hoheit aus dem unvertheidigten Lande verſcheucht worden. Die Kraft des vormals edeln Volkes war gebrochen; ſeine blühenden Fluren lagen verödet; über den Gefilden ſeines Ruhmes ſchwebte die Trauer. Megalopolis, die jüngſte aller helleniſchen Städte, war faſt aller ihrer Zierden beraubt, und wo ehedem Tempel und Gymnaſien geſtanden hatten, weideten jetzt auf fetten Wieſen Heerden von Roſſen und Maulthieren [2]). Das alte goldreiche Mykenä war bis auf die Spuren ſeiner kyklopiſchen Mauern von der Erde verſchwunden; das ſtolze Thebä, die Siegerin bey Leuktra und

Mantinea, war in Trümmern zerfallen; Delos, einſt einer der Mittelpunkte des helleniſchen Gottesdienſtes, war, bis auf die ſchönen Erinnerungen aus alter Zeit, den ſchlechteſten Felſen des Archipelagos gleich [3]). Auch die erhaltenen Städte glichen doch nur einem Schatten ihrer ſelbſt, und in ihren vormals belebten Straßen regte ſich nur ein mattes und dürftiges Leben [4]). Allerdings zwar bildete der Anblick dieſes Zuſtandes mit der Erinnerung an die alte Herrlichkeit einen ſchmerzlichen Gegenſatz; aber der beſonnene Reiſende tritt dem wehmüthigen Gefühl mit ernſter Betrachtung entgegen: „Die Gottheit, ſagt er [5]), hat dieſe berühmten Städte in Nichts verwandelt; doch wundere ich mich nicht darüber, weil ich weiß, daß das Schickſal immer Neues zu ſchaffen ſtrebt, und das Schwache, wie das Starke, durch die Kraft der Nothwendigkeit umwandelt.“

Dieſe Betrachtung, ſo einfach ſie ſcheint, wird dennoch bey ähnlichen Veranlaſſungen von vielen vergeſſen. Es heißt aber das Rad der Zeit hemmen wollen, wenn man ein immer gleiches Verharren auf der Höhe der Jugend und Geiſteskraft, oder der Schönheit und des Wohlſtandes fordert. Es iſt unfreundlich und unweiſe, jeder Zeit jegliches zuzumuthen; und wenn die Kunſt auch bisweilen der vegetabiliſchen Natur ein unzeitiges Erzeugniß abzwingt, ſo wird doch ein ähnliches Streben auf dem Gebiete der menſchlichen Freyheit immer nur

eine thörigte Gigantomachie ſeyn. Wie das leuchtende Geſtirn des Tages, ſo rückt das Geſtirn des Glückes und Wohlſtandes aus einem Zeichen in das andere, und nur die Phantaſie und der Wunſch kann zuſammen faſſen, was die Wirklichkeit immer getrennt laſſen wird. Allerdings wäre es wünſchenswerth, die Herrlichkeit des untergegangenen Alterthums mit der Errungenſchaft der neuen Zeit vermählen zu können; aber umſonſt würden wir die Erfüllung dieſes Wunſches erwarten, und thörigt würden wir trauern über ſeine Vereitelung. Nicht ein Quell fruchtloſer Traurigkeit ſoll uns die Vergangenheit ſeyn, ſondern der Erquickung und Freude; nicht um die Wirklichkeit anzufeinden, ſondern um uns an der Idee des ewig und unvergänglich Großen zu erheben, ſollen wir in den Spiegel der alten Zeiten ſchauen, und vorzüglich in die Geſchichte derjenigen Völker, die, als beſondere Günſtlinge des Himmels, die Welt durch edle Thaten zu erfreuen und durch Werke tiefen Sinnes zu belehren berufen waren. Es gibt aber kein Volk, deſſen Geſchichte in dieſer Beziehung ein wiederholtes Betrachten mehr verdiente, als das helleniſche.

Es möge mir alſo vergönnt ſeyn, an dem heutigen Tage, welcher unſern wiſſenſchaftlichen Verein in der freudigen Feyer unſers königlichen Beſchützers verſammelt, Ihnen, meine Herrn, ein Bruchſtück des großen Ganzen, auf welches ſich meine Studien zunächſt beziehen, vor Au-

gen zu ſtellen, und Griechenland als eine reiche Mutter der bildenden Kunſt mit einigen, wenn auch nur flüchtigen Strichen darzuſtellen. Ich werde mich glücklich ſchätzen, wenn es mir gelingt, durch meine Darſtellung in dem Gemüthe der einſichtsvollen Kenner, in deren Gegenwart ich die Ehre habe zu reden, heitere Erinnerungen eines frohen und feſtlichen Lebens zu wecken, wie dieſer Tag erheiſcht, welcher nicht dem Tiefſinn wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen, ſondern einer Erholung beſtimmt ſeyn ſoll, wie ſie wiſſenſchaftlich gebildeten Männern ziemt.

Laſſen Sie uns alſo zuerſt, an der Hand des Pauſanias und Strabo, zu den Küſten des gealterten und beraubten Hellas wallfahrten. Unzählige Ueberbleibſel alter Herrlichkeit und Kunſt bieten ſich auch da noch dem Reiſenden dar: obſchon nur Reſte des überſchwenglichen Reichthums, die dem zerſtörenden Arme der Zeit, den verwüſtenden Kriegen im Innern, den Einfällen barbariſcher Horden, und den Befehdungen makedoniſcher und römiſcher Sieger entgangen waren. Dennoch ſcheinen uns auch dieſe Reſte noch ein blendender Reichthum. Wie aber Cicero ſagt [6]), daß zu Syrakus, nach der Beraubung der Heiligthümer durch Verres Hand, die, welche Reiſende führten, ihnen nicht ſowohl das Vorhandene zeigten, als das Entnommene aufzählten, ſo führt uns auch die Betrachtung deſſen, was jenen Zeiten erhalten war, und was uns ſpäterhin der geöffnete

Schoos der Erde wieder geſchenkt hat, unvermeidlich zu der Erinnerung an den unendlich größern Reichthum, welcher in dem Zeitalter der Blüthe und Kraft die Städte und Fluren von Griechenland verſchönert hatte.

Um aber nicht der Maſſe des zudringenden Stoffes zu erliegen, will ich mich auf Eine Gattung von Kunſtwerken beſchränken, die der neuern Welt am meiſten mangelt, und deren Hervorbringung, wenn wir von den Werken der Baukunſt abſehn, den meiſten Schwierigkeiten unterliegt, auf die Werke der plaſtiſchen Kunſt. Wir wollen nicht verweilen bey den Werken der Mahlerey, die in ſo vielen Tempeln, Hallen und Leſchen zu reichen Sammlungen aufgehäuft waren [7]); bey der Menge metallner Gefäße, von der Hand kunſtreicher Toreutiker mit Bildwerk geſchmückt [8]); und jener andern, für die Kunſt nicht minder wichtigen, welche in Gräber verſenkt, einen bewundernswürdigen Schatz von Kunſtfertigkeit und Kunſtgelehrſamkeit erhalten haben [9]); bey den mit reichem Bildwerke prangenden Sarkophagen, Altären und Candelabern; bey den unermeßlichen Sammlungen von geſchnittenen Steinen; bey jenen Münzen endlich, deren Form ihren innern Gehalt ſo weit übertrifft [10]); — alle dieſe Gegenſtände, ſo anziehend durch ſich ſelbſt, ſo einflußreich für den modernen Geſchmack, ſo bedeutend für die Kenntniß des Alterthums überhaupt, ſollen doch für jetzt unſre Augen nicht

auf ſich ziehn. Nur der Bildſäulen ſoll hier Erwähnung geſchehn, der Werke von Erz und Gold, von Marmor und Elfenbein, ein Stoff vieler Bände, wie Plinius ſagt [11]), wenn man auch nur Einiges aufzählen wolle; da ja niemand Alles zu nennen im Stande ſey. Weiterhin, gleichſam ſtaunend über des Stoffes Fülle, ſagt derſelbe Schriftſteller [12]): „Während der Aedilität des M. Scaurus wurden in dem für eine kurze Zeit erbauten Theater dreytauſend Statuen — Werke griechiſcher Kunſt — auf die Bühne geſtellt [13]). Mummius erfüllte die Stadt, nach Achajas Beſiegung, mit Kunſtſchätzen; vieles führten auch die Luculle zu. Dennoch hat der Conſul Mucianus verſichert, daß ſich zu Rhodos noch dreytauſend Bildſäulen befinden; und nicht weniger ſollen zu Athen, Olympia und Delphi übrig ſeyn. Welcher Sterbliche möchte dieſe alle aufzählen? oder welchen Nutzen könnte es ſchaffen, ſie zu kennen? Doch wird es ergötzlich ſeyn, fährt er fort, die ausgezeichnetern zu berühren, und die, welche aus irgend einem Grunde merkwürdig ſind, zu nennen.“ Auch das wenige, was Plinius auf dieſe Weiſe ausgezeichnet hat, dünket uns unermeßlich; und doch war es nur der kleinſte Theil des wirklich vorhandenen. Nicht gering fürwahr ſind die Trümmer, welche die Zeit von dem Schiffbruche des Alterthums an unſre Küſten geworfen hat; vieles darunter ſcheint uns den Gipfel der Kunſt

zu berühren, und dennoch nennen die Alten von den unzähligen Werken, die unſre Muſeen und Galerien ſchmücken [14]), kaum eines und anderes [15]). Wie Plinius, ſo haben auch andere Periegeten des Alterthums von vielem nur das wichtigſte erwähnt; alles aufzuzählen hat wahrſcheinlich keiner auch nur verſucht; und wäre es, ſo ſind dieſe Verzeichniſſe für uns verlohren gegangen [16]).

Auch für unſern Zweck wird es vollkommen genügen, nach der Alten Beyſpiel, aus Einigem auf das Ganze ſchließen zu laſſen. Nur von wenigen Orten Griechenlands iſt uns ihr Kunſtreichthum, meiſt zufällig, bekannt geworden; aber wir dürfen behaupten, daß ſo wie jede griechiſche Stadt öffentliche Verſammlungsplätze, Tempel und Säulengänge, Gymnaſien und Bäder hatte, ſo auch der Schmuck der Statuen keiner gefehlt hat. Denn nicht bloß in den Mittelpunkten der Cultur und Wiſſenſchaft, ſondern auch da, wo des Volkes ungebildeter Geiſt wenig Beute erwarten läßt, überraſcht uns in einzelnen, gleichſam verlohrnen Beyſpielen, der Reichthum an Kunſt. Als die rohen Schaaren der Aetolier Dodona, Griechenlands älteſtes Heiligthum, zerſtört hatten, wütheten, von Rache entbrannt, die makedoniſchen Krieger mit gleichem Ungeſtüm in Aetolien; und zu Thermon, dem Verſammlungsplatze des ätoliſchen Bundes, wurden von ihnen mehr als zweytauſend Bildſäulen umgeſtürzt und verſtümmelt [17]). Nun

ſind aber in Aetolien die Künſte nie ſonderlich begünſtigt worden, nicht mehr als in Pamphylien, wo doch auch zu Aspendos, nach Cicero's Zeugniß[18]), ein großer Schatz der treflichſten Kunſtwerke zu finden war. Wer möchte in Epirus viele Kunſtwerke vermuthet haben; und dennoch berichtet Livius, daß Ambrakia mit den ſeltenſten Werken, mit Bildſäulen von Marmor und Erz, und mit zahlreichen Gemählden[19]) angefüllt geweſen, die bey dem Thriumphe des Fulvius Nobilior die Augen der Römer blendeten. So werden auch in vielen Städten von geringer Bedeutung, wie jedermann weiß, Werke der größten Meiſter nahmhaft gemacht, und es kann auch in dieſer Beziehung geſagt werden, daß keine griechiſche Stadt ohne Götter war.

Damit aber dieſer Reichthum noch mehr in die Augen falle, wollen wir einige der glücklichen Gegenden muſtern, welche vorzüglich prangten von Wundern der Kunſt. Zuerſt ladet uns durch ſeinen uralten Glanz das Vaterland des Pythagoras, das fruchtbare Samos ein, wo ſich, nah bey der reichgeſchmückten Stadt, jener alte Tempel der Hera erhob, ein Werk des Rhökos, und zu Herodotos Zeiten[20]) einer der älteſten in Griechenland. Was die Stadt enthalten, meldet kein Schriftſteller; aber der Tempel war mit Bildſäulen angefüllt[21]), unter denen drey Koloſſe von Myrons Hand die Habſucht des Triumvirs Antonius reizten[22]). Samos gegenüber lag das reiche Ephe-

ſos, und in ſeiner Nähe Artemis wundervoller Tempel[23]), deſſen Bildſäulen, nach Plinius Ausſpruch, ein Stoff für mehrere Bände ſeyn würden[24]). In geringer Entfernung breitete ſich das äoliſche Smyrna aus, einem geſtickten Gewande vergleichbar[25]), wo ſich Tempel an Tempel reihte, und Theater, Gymnaſien und Bäder, deren wohl keines ohne Standbilder war, miteinander wechſelten. Doch glänzte in jener Gegend unter den Wohnplätzen der alten Kunſt kein Land herrlicher als das Eyland von Rhodos, jener alte Sitz des Handels und Reichthums, auf den, nach homeriſcher Fabel, der Sohn des Kronos des Reichthums Fülle herabgegoſſen[26]). Mehr als ein Hafen von prächtiger Bauart öffnete hier ſeine Arme den Schiffen der Phönizier und Aegypter, und in weiter Ferne ſchon kündigten zahlreiche Thürme einen Wohnſitz der Macht an[27]). Durch Regſamkeit im Handel und kluge Benutzung der Umſtände[28]) bereichert, hatte ſich die Stadt, die erſt zu Lyſanders Zeit ihr Haupt erhob, wunderbar geſchmückt. Wenn auch die Behauptung eines rhetoriſirenden Griechen[29]), daß Rhodos ſo viele Bildſäulen enthalte, als das ganze übrige Hellas, eine Uebertreibung ſcheinen möchte, ſo iſt doch das Zeugniß des Plinius unverdächtig, welcher, in einer oben angeführten Stelle, von dreytauſend Statuen ſpricht. Unter dieſen aber befanden ſich, zu Folge deſſelben Zeugen, außer dem berühmteſten aller

Koloſſe, der ein Bild des Helios war [30]), noch hundert andere, jeder wichtig genug, um jeglichen Ort, wohin er nur geſtellt würde, berühmt zu machen [31]). Und auch nach jener Erderſchütterung, welche, im zweyten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung, die Stadt zerſtörte, blieben, nach unendlichem Verluſte, wie Ariſtides verſichert [32]), dennoch ſo viele Kunſtwerke übrig, daß andern Städten auch ſchon ein Theil dieſes Reſtes zum Glanze genügt haben würde.

Ich übergehe mehrere merkwürdige Wohnplätze der alten Kunſt; jenen ungeheuern Tempel der Branchiden in der Nähe von Miletos [33]); den Tempel des Asklepios zu Kos [34]); Kyzikos, ſo angefüllt mit Tempeln und Götterbildern, als hätten die Himmliſchen unter einander um die Beſchützung der Stadt gewetteifert [35]); den heiligen Hayn Apollo's bey Antiochia, ein Denkmal üppiger und kunſtliebender Könige [36]); Alexandria endlich, die reiche Grabſtätte des großen und geiſtvollen Eroberers, deſſen Nahmen es führte, mit ſeinem königlichen Prunk und ſeinen feſtlichen Aufzügen, die der Triumph kunſtverſchwendender Pracht waren [37]); um meinen Weg über die Inſeln des Archipelagus, jene Vorhöfe von Attika [38]), nach dem eigentlichen Hellas fortzuſetzen, wo uns die Häfen von Piräeus und Munychia [39]) und die geliebte Stadt der kunſtſchützenden Athene erwarten.

Hier aber drängt ſich die Maſſe des Stoffes ſo mächtig zu, daß eine ausgeführte Schilderung auch nur des Wichtigſten die Grenzen dieſes Vortrages weit überſchreiten würde. Der Geſchichtſchreiber Hegeſias, nachdem er die Merkwürdigkeiten Athens aufzuzählen angefangen, brach mit dem begeiſterten Ausruf ab: „Alles kann nicht erwähnt werden, denn Athen iſt von Göttern und Heroen erbaut[40].“ Der Redner Ariſtides aber ſagt[41]: „Die Größe der Stadt und ihre Herrlichkeit entſpricht dem übrigen Glück und dem großen Nahmen ihrer Einwohner. Die Kunſt wetteifert hier mit der Natur: ein reiner und milder Himmel umfließt das Land; große und ſichre Häfen ſchließen ſich auf; von der Kunſt aber iſt es ſchwer zu ſagen, was man als das erſte und größte nennen ſoll; denn es ſind hier die größten und ſchönſten Tempel, die man irgendwo finden mag, und Statuen vom erſten Rang, alte und neue. Geſetzt alſo, fährt er fort, man entzöge dieſer Stadt ihren alten und fabelhaften Ruhm, ihre Tropäen zu Meer und Land, ihre Redner und Helden, und alles, womit ſie die lange Zeit ihres Daſeyns erfüllt hat, ſo wird ſie dennoch durch das, was man vor Augen ſieht, jeder andern Stadt den Rang abgewinnen.“ So rühmt Ariſtides das alte Athen unter der Regierung des zweyten Antoninus; und was ſich damals, bey der Vergleichung mit andern helleniſchen Städten bewährte, wird auch noch jetzt als wahr ge-

funden werden, wenn man die Ueberreſte ihrer blühenden Zeit mit den Reſten der Kunſt in andern Gegenden von Hellas vergleicht. Wenn aber auch dieſe Denkmäler und die Zeugniſſe des Alterthums ſchwiegen, ſo würde man dennoch vermuthen dürfen, daß in dem Lande, deſſen Schooße die Natur den Saamen der Kunſt anvertraut hatte[42]), wo mehr als irgendwo Furcht der Götter[43]), Liebe des Schönen, und Achtung heiliger Sitte[44]) wohnte, die Kunſt, welche die Tochter der Religion iſt und die Zöglingin der Sittſamkeit, am liebſten verweilt und die zahlreichſten Spuren ihres Daſeyns hinterlaſſen habe. Wie der Apollo zu Delos in einem ſinnvollen Bilde alter Zeit dargeſtellt war, mit dem furchtbaren Bogen in der Rechten, und auf der Linken die verſchlungenen Charitinnen, deren jede ein muſicaliſches Werkzeug hielt[45]); ſo erſcheint uns Athen, zur Zeit ſeiner Blüthe, gleich gerüſtet zum Krieg und zum Tanz. Hier iſt es genug an die Beſtrebungen des Kimon zu erinnern, welcher die öffentlichen Plätze der Stadt aus eigenen Mitteln verſchönerte[46]), und an den Namen des Perikles, welcher eine lange ruhmvolle Geſchichte glänzender Bemühungen für die Kunſt umfaßt[47]). So wie hier ſchon in früheſter Zeit alle Straßen mit Hermen angefüllt waren[48]), ſo verſchönerten ſich ſeit den perſiſchen Siegen, Märkte und Hallen, Tempel und Gymnaſien mit unzähligen Bildſäulen von der Hand der größten Meiſter[49]). Vornemlich aber hat=

ten ſich die Werke der Kunſt auf der Akropolis ſo gedrängt, daß dieſe Höhe dem erſtaunten Wanderer wie Ein Weihgeſchenk, wie Ein großes Kunſtgebild erſchien [50]). Zu dieſer Burg, gleichſam einem irdiſchen Olymp, führte ihn eine Rieſentreppe durch die Propyläen, die ſich in fünffachen Thoren öffneten, zu einer Welt von Götter- und Menſchen-Bildern in den Tempeln und Hallen. Hier hatte Phidias die eherne Statue der Athene für den Tempel der Polias aufgerichtet, deren Helmbuſch ſchon dem vom ſuniſchen Vorgebirge aus nahendem Schiffer entgegen ſtrahlte [51]), und jene andere eherne Pallas, die den Namen der Schönen (oder auch der Lemnierin) führte, und eine dritte, die ewige Jungfrau, die Schützerin des Parthenon [52]), dieſen ungeheuren Koloß von Elfenbein und Gold, von vierzig Fuß Höhe [53]). Auf ihrer Rechten ſchwebte die Göttin des Sieges, ſelbſt ein Bild von übermenſchlicher Größe, und reichte der Göttin des Kriegs die ſymboliſche Binde. Nach dieſen Werken iſt es unnütz von andern zu reden. Es mag genug ſeyn, anzuführen, daß Pauſanias, nach ſo mancher Plünderung, in dem Umfange Athens noch gegen dreyhundert merkwürdige Bildſäulen namentlich erwähnt, die übrigen aber, ohne Beſtimmung ihrer Zahl, nur in Maſſe andeutet.

Wir verlaſſen den Mittelpunkt der helleniſchen Cultur, das kunſtliebende Athen, dem ſeine Tugenden den Lohn eines dauernden Ruhmes erworben hat, und ſelbſt in der Zeit ſeiner Er-

niedrigung Achtung gebot[54]); Athen, deſſen Name noch jetzt in den Ohren aller Gebildeten, wie der Name der Humanität ſelbſt klingt. Die zahlreichen Werke der Kunſt, welche ganz Attika bedeckten, ſollen unſre Schritte nicht aufhalten; auch nicht die Reſte von Thebäs altem Glanz[55]; noch Thespiä, des Eros heilige Stadt[56]; noch der Helikon mit ſeinen uralten Haynen, ſeinen begeiſternden Quellen und den Chören ſeiner Muſen, deren Bilder hier, nebſt den Statuen anderer Götter, von den zahlreichen Bildſäulen alter Dichter umringt ſtanden[57]; ſondern an den Ufern des Kephiſſos hin, wo ſich der alte Sitz der Charitinnen des Eteokles[58]) erhebt, wenden wir uns nach Delphi, zu „Phöbos Apollons Schatz in Pythons ſteinigen Fluren[59])" wo die Dankbarkeit reicher Fürſten des Auslandes[60]) mit der Frömmigkeit der helleniſchen Städte wetteifernd, die Schatzkammern[61]) und den Umfang des Tempels mit Weihgeſchenken und Bildſäulen geſchmückt hatte. Schon aus der Ferne ſah man hier eine zahlloſe Menge von Statuen der Sieger, mehrere auf Quadrigen erhöht, von ſchimmerndem Erz', das den raubſüchtigen Schaaren des Brennus gediegenes Gold ſchien[62]). Mehr als einmal hatten die Schätze dieſes Tempels die Habſucht gereizt; er war mehr als einmal ein Raub der Flammen geworden[63]); dennoch fand Nero in ſeinen Umgebungen noch fünfhundert eherne Statuen, die ihn zur Entführung reizten[64]), während er,

nebſt vielen minder wichtigen, einige hundert zurück ließ, welche Pauſanias der ausdrücklichen Erwähnung nicht unwerth hielt[65]).

Nicht geringern Reichthum bietet an den Pforten des Peloponnes Korinth, das, an zweyen Meeren thronend, ſeine Häfen den Schätzen des öſtlichen und weſtlichen Handels öffnete[66]). Vom Reichthum genährt, ward hier die einheimiſche Kunſt groß gezogen[67]). Wie überſchwenglich aber die Fülle der Kunſtwerke in dieſer blühenden Stadt war, gab ſich erſt bey ihrer Zerſtörung kund. Mehrere Tage lang hatten die Flammen in Korinth gewüthet, ſelbſt dem Sieger verderblich[68]), und dennoch überſtieg die Menge der Statuen, der Gemählde und der andern Schätze, die dem Eroberer anheim fielen, faſt das Glaubliche. Vieles davon ward von den römiſchen Kriegern vernichtet[69]), Vieles durch den römiſchen Feldherrn ſelbſt in den Städten Griechenlands zerſtreut[70]), anderes dem Könige von Pergamus überlaſſen[71]), noch anderes dem olympiſchen Zeus und dem delphiſchen Apoll als Erſtlinge dargebracht[72]), mit den Ueberbleibſeln aber nicht nur Rom, ſondern Italien angefüllt[73]). Spät ſtieg Korinth wiederum aus ſeiner Aſche empor[74]); und ſogleich ſchlug die Liebe zur Kunſt, wie eine einheimiſche Pflanze dieſes Bodens, mit neuer Herrlichkeit aus. Und ſo fand ſie Pauſanias, nach Verlauf eines Jahrhunderts, bis zum Erſtaunen, durch eine Menge von Werken großer Meiſter verherrlicht.

Viele Theile des Peloponneſes, obſchon im Ganzen weniger der Sitz der Bildung als das nördlichere Hellas, waren reich an Kunſtwerken; aber wir gehen Argos vorüber mit ſeinem Tempel weltberühmt durch ein Standbild der Hera, von Polykletos Hand[75]); auch Epidauros, mit Asklepios altem Heiligthume, und Megalopolis[76]) und Tegea[77]), und das durch die unverdroſſene Kunſtliebe gelehrter Reiſenden vor kurzem wiederum enthüllte Phigalia, um an den Ufern des Alpheus, in dem Hayne des olympiſchen Zeus, einen gedrängteren Schatz von Kunſtwerken aufzuſuchen.

Dieſe ganze Landſchaft ſchien ein Garten der Götter, und ward mit Recht ein Hayn Jupiters genannt[78]). Dichte Wälder, die Sitze der Artemis und der Nymphen und Aphroditens, umſchatteten helle Bäche, an blumenreichen Ufern, überall durch Tempel geheiligt, und von Hermen und Statuen umringt[79]). Olympia ſelbſt aber ſchien der Mittelpunkt alles Heiligen zu ſeyn, ſo wie der Tempel des Zeus, eine bewundernswürdige Maſſe im größten Styl, der Mittelpunkt von Olympia war. Auf ſeinem vorderen Giebel ſchwebend verkündigte die Göttin des Sieges das Daſeyn des oberſten Kampfrichters in den heiligſten Spielen[80]). Zahlreiche Weihgeſchenke, Thronen und Bildſäulen, eherne Wagen und Tripoden füllten den Vorhof; in dem Innern des Tempels aber überſtrahlte der Koloß des Zeus von Phidias Hand, jedes andere

Werk von geringerem Werth. Dieſer Koloß, bey welchem die würdige Darſtellung der höchſten Majeſtät bey weitem die Bewunderung überbot, die bey dem erſten Anblicke ſeine Größe erzeugte [81]), konnte ſelbſt wiederum für einen Verein des mannichfaltigſten Bildwerkes gelten. Auf der Rechten des Gottes ſchwebend, reichte die Göttin des Sieges dem Kroniden den Oelkranz hin [82]); und ihm zur Seite tanzten auf des Thrones Lehne die Horen und Charitinnen, ſo wie andere Siegesgöttinnen an deſſen Fuß. Der goldne Mantel, welcher die Schenkel und Füße des Gottes umfloß, war mit Blumen und Thiergeſtalten, ſo wie alle Räume des Thrones mit erhobener Arbeit beſät [83]). Denn auch in der Maſſe ſchmückenden Bildwerkes, womit große Werke bis in die kleinſten Theile hinab, die Schilde und Fußſohlen, die Throne, die Thüren der Tempel, die Friſen und Giebel bedeckt wurden, ſprach ſich die Kunſtliebe des Alterthums aus [84]). Auſſer dem Koloße des Zeus aber fand Pauſanias noch gegen achtzehn Statuen, den armen Reſt eines großen, durch Nero verminderten Schatzes. Zunächſt erhob ſich ein Tempel der Hera [85]), wo Pauſanias noch zwanzig Statuen von Göttern fand, meiſt von Elfenbein und Gold und von großen Meiſtern. In der Altis aber, am Fuße des kroniſchen Hügels, ſtanden zu jener Zeit, um vieles andere zu übergehn, eine faſt unglaubliche Menge von Bildſäulen des Zeus, und unter

dieſen fünf Koloſſe deſſelben, von denen der größte ſieben und zwanzig Fuß, der kleinſte ſechs Ellen maß; ein Verein des Zeus, der Thetis und Hemera, und zunächſt ein anderer von zehn fechtenden Heroen, ein Werk des Myron; ein dritter endlich, in welchem wiederum Zeus mit der Nemea, und fünf andern Heroinen erſchien. In demſelben Bezirke der Altis ſah man ein Gruppo von fünf und dreyßig Knaben, ein anderes von neun Heroen, welche um die Ehre des Zweykampfes looſten, und Neſtor, welcher die Looſe ſammelte; einen Koloß des Herkules von zehn Ellen Höhe; mehrere Thaten dieſes Heroen; Statuen der Amphitrite, des Poſeidon, der Heſtia, der Perſephone, der Aphrodite, des Ganymedes, der Artemis, des Asklepios und der Hygiea, des Homeros und Heſiodos, des Bakchos und Orpheus und vieler andern von den erſten Meiſtern. Von Kämpfern aber zählt Pauſanias in demſelben Bezirke zweyhundert und einige dreißig Statuen auf, ausdrücklich erinnernd, daß er nur der merkwürdigſten Erwähnung thue[86]. Es iſt leicht zu glauben, daß der minder bedeutenden keine kleinere Anzahl geweſen ſey.

Nicht minder waren die zahlreichen und zum Theil mächtigen Staaten von Großgriechenland Schatzkammern der Kunſt. So ward, um einiges zu nennen, Tarent von den römiſchen Siegern mit Bildſäulen erfüllt gefunden[87], Syrakuſä nicht minder, und die meiſten Städte

Siciliens [88]). Auch die Ruinen ihrer Tempel, Theater und Palläſte zeugen noch laut für ein Zeitalter hoher Kunſt. Der Tempel einer Juno Lacinia, ganz Kapua und Kumä, Syrakuſä und Enna, die Tempel von Selinus und Agrigent, noch jetzt das Wunder der Reiſenden [89]), enthielten zahlreiche Bildſäulen und viele andere Weihgeſchenke, welche, wie überall, der Reichthum oder die Dankbarkeit opferte.

Als nun dieſe Schatzkammern der Kunſt in Oſten und Weſten in die Gewalt der Römer kamen, iſt es ein Wunder, daß Rom und die lateiniſchen Städte und die Villen der Großen und Reichen ſich in große Kunſtſäle umwandelten? Früher hatte das kriegeriſche Rom, welches, nach Plutarchs Ausdruck [90]), keine Zierde kannte als Waffen und Spolien, dem unkriegeriſchen und üppigen Beſchauer kein ergötzliches oder furchtloſes Schauſpiel dargeboten. Erz zu ſchmelzen und ihm die Seele der Kunſt einzuhauchen, oder geiſtvolle Geſtalten in Marmor zu ſchaffen, hatte der Römer nicht gelernt: ſeine Kunſt war Regieren und Krieg [91]). Tuskiſche Künſtler hatten ihm was die Religion forderte, aus Holz und Thon gefertiget, irdene und gerechte Götter, welche in den ſchlimmen Tagen der Tyrannei von geiſtreichen Lobrednern der alten Zeit mit verzeihlicher Ueberſchätzung zurückgewünſcht werden [92]). Nachdem aber Marcellus, Syrakuſäs ruhmvoller Eroberer, eine Menge

von Bildſäulen, als rechtmäßige Beute des Krieges[93]) von dannen entführt, und den rohen Sinn ſeiner Mitbürger auch auf die Bewunderung dieſer Werke gerichtet hatte, da waren alle Feldherrn bemüht, durch Werke der Kunſt ihren Triumphen einen vormals unbekannten Glanz zu verleihn. So T. Quinctius Flamininus, der Beſieger Makedoniens und Hellas Befreyer[94]); ſo M. Fulvius, welcher nach Beſiegung der Aetolier, zwey hundert und fünf und achtzig eherne, und zweyhundert und dreyßig marmorne Bildſäulen aufführte[95]). Wenige Jahre darauf feyerte Aemilius Paulus einen noch herrlichern Triumph, wo die erbeuteten Statuen und Koloſſen auf zweyhundert und funfzig Wagen geführt wurden[96]). Nach einem kurzen Zeitraume ſah Rom in Einem Jahre die Beute von Karthago und Korinthos, und etwas ſpäter, bey der Siegesfeyer des Sylla, die Zierden des reichen Aſiens zum Kapitolio führen[97]). So zogen in faſt ununterbrochenen Triumphen, in dem Laufe Eines Jahrhunderts, die ſchönſten Werke der griechiſchen Kunſt nach Rom, anfänglich ein Schmuck der Stadt, ihrer Tempel und Märkte[98]), bald aber, als die Tugend dem Eigennutze wich, eine zweydeutige Zierde der Häuſer und Villen, wo vormals nur eroberte Waffen und die Masken der Ahnherrn den Ruhm der römiſchen Tugend verkündigt hatten[99]). Jetzt lernte auch der gemeine Krieger die Tempel der Götter gering zu achten,

Heiliges und Profanes zu miſchen, nach Statuen und künſtlichem Geräthe zu trachten[100]), und Begierden zu nähren, die ein neuer Vorwand zur Gewaltthätigkeit im Krieg und zur Bedrückung im Frieden wurden[101]). Wie nun ſchon in den Zeiten der Republik Lucullus und andre die Statuen griechiſcher Meiſter für den ſchönſten Schmuck ihrer königlichen Landhäuſer hielten, deſſen ſie nimmer genug hatten, ſo auch ſpäter die Cäſarn. Auch ohne Krieg und Triumph wurden die Götter Griechenlands aus ihren Tempeln geriſſen, und über das Meer entführt, dienten ſie der ſtolzen Beherrſcherin der Welt und ihren Fürſten zum Prunk[102]). Bald wohnten in Rom der Statuen ſo viel als der Menſchen[103]); und die reichen Minen der Kunſt, welche die neuere Zeit in dem Boden von Tibur und Tuskulum, auf dem albaniſchen Berg, bey Antium und andern Nachbarinnen Roms eröfnet hat, haben hinlänglich gelehrt, daß die Gegend umher nicht viel weniger reich war, als die Hauptſtadt ſelbſt[104]). Merkwürdig iſt hierbey, daß ſich unter dieſem Reichthume alter und hoher Kunſt dennoch nie ein tieferer Kunſtſinn in Rom erzeugt, und kein römiſcher Künſtler, von dem wir wüßten, etwas Großes hervorgebracht hat. War ihnen auch die ſchöpferiſche Kraft nicht verſagt, ſo konnte ſie ſich doch vielleicht, in dem Andrange ſo vielen und verſchiedenartigen Genuſſes, den die Hauptſtadt der Welt bot, nicht entwickeln.

Auch nur zum Betrachten hätten die wenigſten Zeit; zum Studium fehlte die Ruhe, wie von Auſſen, ſo bey den Meiſten im Innern [105]).

Wenn wir nun unſere Blicke von dieſer unendlich reichen plaſtiſchen Welt auf die unſrige richten, ſo ſcheint das, was dieſe hervorgebracht, in Erwägung des Umfanges aller europäiſchen und von Europäern bepflanzten Länder, faſt unbedeutend. Während die Mahlerey in dem Laufe Eines Jahrhunderts, nachdem ſie ſich ohne beſondere Vorbilder von neuem erzeugt hatte, den höchſten Gipfel denkbarer Vortreflichkeit erſchwungen, und alle Länder Europas bis an die Grenzen von Aſien hin mit ihren Wundern erfüllt hat, iſt die Sculptur, obſchon durch die gröſsten Vorbilder belehrt, doch nur ſelten aus den Schranken der Nachahmung herausgetreten. Nicht anders als habe ſich ihre zeugende Kraft in Hellas erſchöpft, wird ſie nur in erkünſtelter Wärme mühſam fortgepflanzt. Selten gehen ihre ſparſamen Werke aus dem Innern des Lebens hervor; noch ſeltner erweitern ſie das Gebiet der Geſtalten durch neue und genialiſche Schöpfungen. Einige, die es verſuchten, neue Bahnen zu brechen, haben ſich auf ihnen verirrt; die meiſten, auf betretenem Pfade weilend, begnügten ſich in mancherley Miſchungen das Alte wiederzugeben. Endlich aber iſt das, was auf die eine oder die andere Weiſe hervorgebracht worden, auch der Anzahl nach wenig, wenn es mit dem Alten

verglichen, und die Ausdehnung der materiellen Grenzen erwogen wird, über die ſich das Streben der Kunſt verbreitet hat. Dieſe doppelte Erſcheinung iſt einer Betrachtung werth, wie alles, was auf deutliche Erkenntniß der neuen und alten Welt, und ihrer Verſchiedenheit führen, und uns folglich das innere Weſen von beyden in ihren Gegenſätzen aufſchließen kann.

Wenn wir nun dieſer Verſchiedenheit bis zu ihren Wurzeln nachſpüren, ſo müſſen wir zurückgehn auf die Grundlage der Menſchheit, auf die Religion. Dem jugendlichen Menſchengeſchlecht war die Vielgötterey eben ſo nothwendig gegeben, wie dem erwachſnen das Chriſtenthum. Jene erſcheint in Hellas in ihrer höchſten Potenz; und was durch das Heydenthum bewirkt werden konnte, ward in Hellas bewirkt. Die Gottheit zu erkennen in der lebendigen Kraft der Natur war kein ausſchlieſſendes Vorrecht der Griechen; auch andere ſinnige Völker haben die einzelnen Strahlen des göttlichen Weſens, abgetrennt von ihrem gemeinſamen Mittelpunkt, als Götter verehrt; und es kann in dieſer Rückſicht den Griechen ſchwerlich ein anderer Vorzug eingeräumt werden, als daß ſie bey regerer Phantaſie und tieferem Gefühl, inniger als andre, in jeder kräftigen oder holden Erſcheinung ein göttliches Leben geſpürt haben. Das aber war ihnen eigenthümlich, daß ſie unter allen Erſcheinungen der Natur den Menſchen als die erſte

und herrlichſte auszeichneten, und in ſeiner Geſtalt die höchſte ſinnliche Offenbarung des göttlichen Weſens erkannten. Wenn alſo in andern Klimaten der Polytheismus ſeine Altäre und Tempel durch bedeutungsvolle Bilder entehrte, vor deren Ungeſtalt das Göttliche zu fliehen ſcheint, ſo ſchuf der Grieche Gott nach ſeinem Ebenbilde, als dem reinſten Symbole der göttlichen Natur, und geſellte jeder Erſcheinung, in welcher er Gottes beſeelenden Athem fühlte, ein Weſen zu, das ihm in menſchlicher Hülle als ein Gegenſtand menſchlicher Neigung entgegentrat[106]. So heftete die Religion, welche ihrer allgemeinen Natur nach in die Unermeßlichkeit des geſtaltloſen Unendlichen verſenkt, den Blick der Hellenen auf die Beſchränkung der menſchlichen Geſtalt, und der plaſtiſche Sinn, welcher mit der Kindheit der Völker zu entſchwinden pflegt, ward bey den Griechen durch die Religion feſtgehalten. Dieſer Urſprung iſt aber auch als die Quelle jener Begeiſterung anzuſehn, die das Schöne, was die Wirklichkeit bietet, zu dem Schönſten verklärt, und wenn, wie einer der Alten ſagt[107]), die höhere Natur der Götter überhaupt in die Kunſt übergegangen iſt, weil die Kunſt von den Göttern verliehen worden, ſo kann beſonders von der Plaſtik behauptet werden, daß ſie göttlich geworden durch der Götter Darſtellung. Denn da ihr oblag, die göttliche Herrlichkeit in der Beſchränkung menſchlicher Leiber zu zeigen, ſo konnte ſie nicht, wie

die ägyptiſche[108]) bey einer mühſamen Abformung deſſen, was ihnen die Gegenwart bot, ſtehen bleiben, ſondern ſie mußte ſchon früh auf großartige Formen verfallen, in deren faßlichem Ebenmaaſe ſich eine höhere Natur ſpüren ließ. Darum rühmt Pauſanias[109]) von Dädalos Werken, daß ſie bey unbeholfener Ausführung dennoch ein hohes und göttliches Weſen hätten ahnden laſſen. So geſchah im Anfang der Kunſt, was Plato den Künſtlern ſeiner Republik als Geſetz vorſchreibt[110]), daß ſie nichts Unfreyes und Häßliches, ſo wie nichts Unſittliches und Zügelloſes bilden, ſondern überall der Natur des Schönen und Anſtändigen nachſtreben ſollten. Da nun ferner der Charakter dieſer ſinnlich beſchränkten Religion genügſame Heiterkeit war, und die Seligkeit der Himmliſchen in ihrem leichten Dahinleben[111]) beſtand, ſo konnte auch darum dem Schöpfer eines Götterbildes um deſto weniger in den Sinn kommen, in der Geſtalt eines Gottes an die mühſame Entwickelung einer gemeinen menſchlichen Natur zu erinnern, je mehr Vorbilder des Edelſten und Schönſten ihnen in der Geſtalt wohlbegabter und glücklich gebildeter Menſchen entgegentraten. Vielmehr mußten ihm die Geſtalten ſeiner Götter als mühlos entſtandene erſcheinen, wie die Aphrodite der alten Fabel, die in dem flüſſigen Element leicht gebohren, in vollendeter, frey entfalteter Schönheit an den blumigen Ufern von Paphos gelandet war.

Wie nun aber die Religion Idealität der Kunſt erzeugte, ſo erzeugte hinwiederum die Idealität der Kunſt Religion. Solche Geſtalten, wie die alte Sculptur auf die Altäre ſtellte, ſchienen einer höhern Welt entnommen; ihre Schönheit und Würde galt für eine Beglaubigung ihres wirklichen Daſeyns, und gebot die Verehrung. Und gewiß hatte eine Kunſt, die das Irdiſche ſo mit dem Himmliſchen verſchmolz, und, was Plato das ſchönſte Schauſpiel nennt[112]), den Zuſammenklang ſchöner Sitten und einer ſchönen Geſtaltung anſchaulich darſtellte, ein wohlgegründetes Recht, ihre Werke der Anbetung auszuſtellen[113]).

So hat jene Richtung der Religion auf die bildende Kunſt unmittelbar, mittelbar aber zur Hervorbringung des oft bemerkten plaſtiſchen Charakters der Hellenen gewirkt. Dieſer Charakter, den ihre ganze Poeſie, ja die Sprache ſelbſt und die rhythmiſche Bewegung der Sprache verkündigt, iſt im Homer und andern alten Dichtern auch blöden Augen erkenntlich, deren Werke hinwiederum, als die allgemeine Quelle aller Bildung den plaſtiſchen Sinn bey dem Volke nährten. Aus homeriſcher Poeſie, und ſpäterhin aus den Werken der Tragiker[114]) ging eine Welt der Sculptur hervor. Und war nicht die ganze alte Fabel eine Galerie großer Geſtalten von Göttern und Helden, die ſich auch wohl größtentheils in der Kunſtwelt verkörpert haben? und muß nicht unſre Kunſt

täglich zu jenen Quellen wallfahrten, ſtillſchweigend bekennend, daß es der modernen Welt, und ihrer Poeſie insbeſondere an geſtaltvollem Leben gebricht?

So entſprang alſo die Plaſtik aus Religion, und zwar nicht aus jenem äuſſern Bedürfniße des Heidenthums, dem auch das geſtaltloſe Symbol als Gegenſtand der Anbetung genügt [115]), ſondern aus den tiefſten Quellen des helleniſchen Anthropomorphiſmus. Nachdem man aber zuerſt die Tempel der Götter mit den Bildern ihrer Beſchützer geſchmückt hatte, erweiterte ſich bald der Kreis der Kunſt, und nahm alles in ſich auf, was nur immer die weiten Grenzen der Götterwelt berührte. Auch die Heroen traten in denſelben ein, und die Sterblichen, die durch große Thaten, hohe Tugenden oder ausgezeichnetes Glück eine göttliche Natur und die Gunſt des Himmels beurkundet hatten. Hier fand jedes Geſchlecht und Alter ſeinen Platz [116]). Ja, bis an die Grenzen der Thierheit erweiterte ſich dieſer Kreis durch die Geſtalten der Faunen und Satyrn und anderer Naturen gemiſchter Art [117]); und der Stoff der Kunſt ward gleich anziehend durch ſeine höhere Beziehung und ſeinen unendlichen Reichthum. Es iſt genug, hier, auſſer der Mannichfaltigkeit des geſtaltvollen Olympus ſelbſt, an die Begleiter der Götter, an die bunte Welt eines bakchiſchen Aufzuges, an die mahleriſche Anordnung und Ausſchmückung der Feſte [118]) und

den weiten Umfang der Athletenwelt zu erinnern [119]).

Nachdem nun aber die plaſtiſche Kunſt auf die erwähnte Weiſe in dem Schooſe der Religion empfangen und erzogen worden, ward ſie von dem Staate aufgenommen und auf alle Weiſe gepflegt. Beyde waren eng vereint; doch nicht auf eine ſo materielle Weiſe, wie diejenigen lehren, welche Prieſterbetrug und Staatsklugheit für Hebel der alten republikaniſchen Tugend halten, ſondern durch engere Banden eines geiſtigen Vereins. Die brennende Vaterlandsliebe, dieſes reiche Saamenkorn helleniſcher Tugenden, war mit dem Glauben an die Wunder der alten Götter und Helden auf das engſte verſchwiſtert, als welche auf demſelben Boden gewandelt und unter ihren Ahnherrn menſchlich gelebt und geliebt hatten. Es war der glaubigen Nachwelt ein Bedürfniß ihren Geſtalten zu begegnen an jeder heiligen Stelle, wo ſie ihre Thaten gethan, wo ſie gebohren, wo ſie den Banden der Sterblichkeit entnommen waren. Die ganze Geſchichte des helleniſchen Alterthums war mit Göttern durchflochten, und der ganze Boden von Hellas war geheiligt durch alte Sagen von ihren Wundern. So öffneten und nährten ihre Geſtalten das patriotiſche Herz. An vielen Orten, wo man ſie ehrte, wirkten ſie noch durch Orakel und Wunder; ſo daß die Stelle der Verehrung und ihr Gegenſtand unzertrennlich ſchienen. Daher mußte denn auch

die religiöſe Wirkung jener Statuen, wie des Zeus zu Olympia, wo er ſelbſt als oberſter Kampfrichter den höchſten der Preiſe ertheilte [120]), oder der Pallas, die von der Akropolis herab die geliebte Stadt überſchaute, eine ganz andere ſeyn, als in einer Kunſtſammlung, wo der religiöſe Sinn, ohne welchen kein ſolches Werk hinlänglich verſtanden werden kann, auf mannichfaltige Weiſe gehemmt und gebunden wird.

Ueber den Einfluß des Klima auf die Kunſt und den Geſchmack iſt viel und faſt mehr als nöthig geſchrieben worden [121]); weniger aber hat man das Band beachtet, das den Himmel mit der Verfaſſung, und die Verfaſſung mit der Kunſt vereint. Jener heitere Himmel, deſſen ſich Griechenland erfreut, war ſeiner Einwohner liebſtes Obdach; die kühlenden Lüfte, das rauſchende Meer und die glänzende Sonne waren die Freude des Volks und die Luſt ſeines Lebens. In der freyen Natur lebte es des Jahres größten Theil müholos dahin, in dem heitern Genuß ſeines Daſeyns und unter geſelliger Mittheilung. Selbſt in Athens blühender Zeit ſchien denen, welche nach alter Weiſe lebten, die Stadt nur ein Sammelplatz des Verkehrs der Geſchäftigen, der eigentlich erquickliche Wohnort aber das Land [122]), und mancher Grieche ſah ſeine Stadt urſprünglich als ein großes Gefängniß an [123]). Dieſe Gefängniſſe aber ſollten wenigſtens heiter ſeyn. Daher war

keine helleniſche Stadt ohne freye Plätze, luftige Säulengänge, weitläuftige Hallen und ſchattige Hayne; hier lebte das Volk, hier beging es ſeine Geſchäfte und genoß ſeine Muße. Mit dem Klima hing auch die Verfaſſung zuſammen[124]), und da auch dieſe dem Hange zum öffentlichen Leben zu ſtatten kam, ſo iſt es wohl kein Wunder, daß das Volk die öffentlichen Plätze, die ſein gewöhnlicher Aufenthalt waren[125]), und wo es ſich zu gemeinſamen Berathungen über die wichtigſten Angelegenheiten verſammelte, auf alle Weiſe zu ſchmücken ſuchte[126]). Der den ſtädtiſchen Verfaſſungen eigenthümliche Gemeingeiſt wurde durch die Oeffentlichkeit des Lebens genährt. Die Wohnungen der Privatleute, auch der angeſehenſten, waren gering[127]), ihr innerer Schmuck unbedeutend; ſo daß ſelbſt das, was in ſpäterer Zeit als ausſchweifende Ueppigkeit getadelt wird, nur ein Beweiß von der Einfachheit des häuslichen Lebens iſt[128]). Aber was man dem egoiſtiſchen Genuße entzog, dem Staate zuzuwenden; durch religiöſe Feſte, glänzende Schauſpiele und ewige Werke der Kunſt die Stadt zu ſchmücken, das war der Ruhm eines patriotiſchen Griechen[129]). Indem ſich alſo tauſend dünne Bäche in den See des Gemeinweſens ergoßen, ward es möglich mit den kleinſten Mitteln das Größte zu wirken[130]). Oefters arbeiteten patriotiſche Künſtler ohne Lohn für die Verſchönerung der Stadt[131]), zufrieden mit dem eignen Genuß, der Freude der Mit=

welt und der Hofnung des Nachruhms. Und da jedes Werk der Kunſt dem öffentlichen Genuße beſtimmt war, ſo war auch der Künſtler ſelbſt, nach Plinius Ausdruck [132]), mehr als irgendwo ein Gemeingut der Erde.

Es hatte aber noch überdieß das öffentliche Leben für die Kunſt den doppelten Vortheil, erſtlich, daß es abſichtlos zur Betrachtung der Natur in ihren aufrichtigſten Aeuſſerungen führte [133]), welches für den Künſtler wenigſtens eben ſo wichtig war, als die oft beſtrittenen Vorzüge der helleniſchen Schönheit [134]); zweytens aber, daß es die Kunſt auf einer würdigen Höhe erhielt. Auf das Oeffentliche gerichtet, nährte ſie ſich mit einem energiſchen Leben, und entfaltete ihre Schwingen in dem ihr eigenthümlichen Aether, wo ſie durch keine Willkühr der Einzelnen gelähmt und beſchränkt ward. So lange daher das öffentliche Leben in ſeiner Würde beſtand, erhielt ſich auch die Kunſt auf ihrer heitern Höhe; und ſie ſank als jenes entwürdigt ward. Die makedoniſchen Fürſten, die in dem entarteten Griechenland den alten Wohnſitz der Tugend ehrten, lieſſen den meiſten Städten ihre Autonomie; und doch war die Niederlage bey Chäronea der Wendepunkt der helleniſchen Vortreflichkeit. Der Frohſinn des öffentlichen Lebens entwich; der freye Muth war gebrochen, der veredelnde Stolz des Bürgers gedemüthigt; nur blaße Funken der Hoffnung ſchlummerten noch unter der Aſche alter Erinne=

rungen. Wie in dem Gemüth des Einzelnen, ſo lange es auf den Fittichen begeiſternder Ideen ſchwebt, der niedrige und böſe Wille keine Kraft gewinnt, ſondern erſt, wenn ſich jene verdüſtern, zur Herrſchaft kömmt; ſo fing auch in Griechenland das verderbliche Unkraut erſt dann an zu wuchern, als die Genien der Freude und erhebenden Selbſtgefühls von ſeinen geſegneten Fluren entwichen waren. Der Umſchwung war ſchnell. Edler Stolz ward durch nichtswürdige Schmeicheley verdrängt; die leitenden Geſtirne der Poeſie und Kunſt umnebelten ſich, und die Sitten, welche in ihrem Glanze erwachſen waren, verlohren, des belebenden Lichtes beraubt, Kraft und Farbe.

So hing auch das Gedeihen der Kunſt mit der Blüthe der helleniſchen Städteregierungen durch die engſten Banden zuſammen, nicht bloß wegen der äußern Mittel, obſchon auch dieſe unverächtlich waren, ſondern vornemlich wegen des innern Lebens, das durch jene genährt und befruchtet wurde. Doch haftete auch die äußre Möglichkeit, ſo zahlreiche und koſtbare Werke zum Schmucke der Städte aufzubringen, an dem Gemeinſinn, den die ſtädtiſche Verfaſſung nährte. Die Bedürfniße waren gering, das Leben leicht[135]), und, was mehr als alles galt, die Idee des Vaterlandes hielt die Selbſtſucht im Zaume. Das gemeine Weſen war reich durch die Mäßigkeit ſeiner Glieder. Wie für andre ſeiner Bedürfniſſe, ſo ſorgten auch die

Einzelnen für die Erheiterung und den Schmuck des Lebens, und es war der Ruhm eines wakkern Bürgers hiebey nicht das Nothwendigſte zu thun, ſondern das Möglichſte. Ein edler Wetteifer befeuerte die Gemeinde, und es kann wohl nichts ſchöneres zum Lobe der helleniſchen Bildung geſagt werden, als daß es die Beförderung der Künſte war, durch die man die Gunſt der Bürger gewann. Wie viel ſind der Völker, auf die mit ſolchen demagogiſchen Mitteln gewirkt werden könnte, als welche Perikles brauchte? [136]).

So war alſo nicht eigentlich der Reichthum der Pfleger der Kunſt, ſondern die Bürgertugend, dieſe Genoſſin einer anſtändigen und weiſen Armuth [137]). Der Reichthum hat durch ſich ſelbſt nie etwas Großes erzeugt; und ſelbſt als Gehülfe iſt er ohne Werth, wenn er nicht im Geleite der Tugend geht. Auch Theſſalien war reich [138]). Aber wenn haben je Theſſalier etwas Großes gethan? Wo haben ſie je durch Pflege der Künſte eine höhere Bildung verrathen?

Wie nun die Kunſt eine Tochter der bürgerlichen Tugend war, ſo war ſie auch die Belohnung derſelben. Die Urheber rühmlicher Thaten, die Beförderer des vaterländiſchen Ruhmes im Krieg und Frieden, die Weiſen und Dichter, wurden durch Werke der Kunſt gefeyert, und ihre Geſtalten auf die Nachwelt gebracht. Auch Handlungen der Frömmigkeit und kindlichen Liebe oder nützliche Erfindungen

wurden durch Bilder verewigt und in Tempeln geweiht[139]. In Erz aufgeſtellt zu ſeyn, ſagt ein ſpäterer griechiſcher Redner[140]), ſcheint edeln Männern überaus herrlich, und es iſt ein würdiger Lohn der Tugend, nicht gleich zu ſtehn den Nichtgebohrnen, ſondern den Namen zu erhalten nach dem Tode, und ein ſinnliches Zeichen der Treflichkeit zurückzulaſſen. Solcher Ehre wurden unzählige würdig gehalten.

Es iſt nun wohl nicht zu verwundern, wenn uns, unter dieſen Umſtänden, eine mehr als gewöhnliche und religiöſe Liebe zur plaſtiſchen Kunſt gleichſam als ein Abzeichen der helleniſchen Natur überall in jenen Staaten begegnet. Wie vor allen der treflich genannt zu werden verdient, der, wie Pindarus ſagt[141]), viel von Natur weiß, ſo war auch die helleniſche Kunſt darum ſo treflich, weil ſie aus ihrer innerſten Natur entſprungen war; und aus eben dem Grunde war ſie ihnen in allen ihren Erſcheinungen wie die Schweſter ihrer Seele willkommen[142]). Wie lebendig und tief gegründet aber dieſe Liebe zur Kunſt in Griechenland geweſen, kann als bekannt vorausgeſetzt werden; auch iſt die Urſache dieſer Liebe aus dem Vorhergeſagten klar. Aus ihr entſprang jene religiöſe Meinung von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit eines jeden Werkes der Kunſt[143]); eine Meinung, die, wo ſie nicht aus dem Gefühl quillt, durch keine Verordnung erzwungen werden kann. Jene Werke wurden als koſtbare

Gemeingüter von jedem Bürger geachtet; und man wußte, nach Ciceros Betheuerung, kein Beyſpiel, daß eine griechiſche Stadt ſolche Schätze veräußert hätte. Als daher Nikomedes von Bithynien die Aphrodite des Praxiteles von den Gnidiern kaufen wollte, mit dem Verſprechen, der Stadt ihre drückende Schuldenlaſt abzunehmen, antworteten ſie, daß ſie lieber jegliches Ungemach dulden wollten, als dieſen Verluſt [144]. In der That wurde auch manche Stadt ſchon durch ein einziges Kunſtwerk berühmt. Nachdem, wie Strabo berichtet [145]), zu Theſpiä in Böotien der Eros des Praxiteles aufgeſtellt worden, reiſte man von allen Gegenden dahin, da vorher Niemand nach Theſpiä gekommen war. Als Demetrius, der Sohn des Antigonus, Rhodus belagerte, wünſchten die Belagerten vor allen Dingen die Erhaltung des Jalyſus von Protogenes, welches Gemälde ſich an einer der bedrohten Stellen befand; und da ſie ſich deshalb durch Geſandten an den Feind wendeten, antwortete er ihnen, er wolle lieber die Bildniſſe ſeines Vaters verbrennen, als ein Werk von ſo hoher Kunſt [146]). Dieſe zarte Sorge für die Erhaltung des Schönen war nicht nur überhaupt von ganz anderer Natur als jene dem Wahnſinne ähnliche Liebhaberey, welche, nach Griechenlands Unterjochung, die Römer ergriff, ſondern auch ganz eigentlich mit der helleniſchen Humanität verwachſen, ſo daß es kein Wunder iſt, wenn man denſelben Sinn

auch auſſer der Kunſtwelt in allen Erſcheinungen des höhern helleniſchen Lebens wiederfindet. Schon der beſtändige Anblick ſo großer und edler Werke der Kunſt mußte auf das Leben wirken und dieſem eine edlere Haltung geben[147]; und der höhere Sinn, aus welchem ſie ſelbſt entſprungen waren, wurde hinwiederum durch ſie genährt. Daher findet ſich nicht nur in ihrer Poeſie, ſondern auch in den Sitten der beſſern Zeit, das harmoniſche Ebenmaas, die ſtille Größe, die holde Anmuth und das Gleichgewicht lebendiger Fülle und ſtrenger Geſetzmäßigkeit, das ſich in der alten Sculptur gleichſam auf ſeiner Spitze zeigt; und man ehrte und fühlte nicht bloß die Schönheit in der Natur und Kunſt, wie ſonſt nirgends[148]), ſondern ſtrebte auch, die Harmonie des innern Weſens und der Form, worauf alle Schönheit ruht, durch Haltung und Anſtand darzuſtellen, und in den gewöhnlichen Verkehr des Lebens einzuführen. So ward der Anſtand ein Abzeichen des Hellenismus, indem die Achtung des innern Maaßes auch in die äußere Erſcheinung trat; daher am Perikles ſein ernſtes Antlitz, ſein gelaſſener Gang, der anſtändige Wurf ſeines Mantels und die ruhige Modulation ſeiner Stimme gerühmt wird[149]), nicht anders, als ob die ſtille Würde eines beſeelten Kunſtwerkes geprieſen werden ſollte. So lange dieſe Achtung des Anſtändigen herrſchend war, blühte auch die Kunſt; und als man die Mäßigung im Aeu-

ßern vergaß, und durch heftige Bewegungen und vernachläßigten Anzug einen Schein von Kraft ſuchte, da war die Zeit des großen Stils in der Kunſt, wie in den Sitten, dahin [150]).

Es iſt nicht nöthig ausdrücklich zu bemerken, daß dieſe, das Leben ſelbſt durchdringende Liebe zur Kunſt die Vermehrung ihrer Werke nicht bloß begünſtigte, ſondern gewiſſermaaſen forderte. Als aber die tiefern Quellen vertrockneten, erhielt ſich dennoch, wie es zu geſchehn pflegt, ihre Wirkung noch, wie das Licht eines erloſchenen Geſtirns den Bewohnern der Erde noch Jahrhunderte nach ſeinem Erlöſchen leuchten würde. Nach dem Zeitalter Alexanders des Großen, deſſen Kunſtliebe vielleicht nur helleniſirte Selbſtſucht war [151]), machte die ſchaffende Kunſt keine weitern Fortſchritte; aber der in beſſern Zeiten gegebene Anſtoß wirkte mechaniſch weiter; die Ueberlieferung des Vortreflichen blieb; die äußere Achtung der Kunſt pflanzte ſich fort; die Kunſtfertigkeit vermehrte ſich ſogar, und, da die lebendige Quelle neuer Schöpfungen verſiegt war, bildete man die Werke früherer Zeiten nach [152]). Nicht ohne Eifer, wenn ſchon nicht mit wahrhaftem Kunſtſinne, gaben die Nachfolger des makedoniſchen Eroberers den Künſtlern Beſchäftigung; und welche zahlreiche und gigantiſche Werke ihr Wille geboten habe, wird auf allen Blättern ihrer Geſchichte erzählt [153]). So vermehrten ſich die

Werke der plaſtiſchen Kunſt; das Alte ward wiederholt, und die früher gezogenen Grenzen füllten ſich immer mehr und mehr. Daher nehmen wir noch in ſo vielen ſpätern Werken die eigenthümliche Schönheit des Alterthums wahr; ſo wie auch bey den Erzeugniſſen ihrer Beredſamkeit und Poeſie, in dem Zeitalter ermatteter Kraft, oft bey dürftigem Stoff und mangelnder Lebensfülle, dennoch ein Anhauch des frühern Kunſtſinns geſpürt werden kann.

Nachdem nun die innern Urſachen [154]) angeführt worden, aus denen der überſchwengliche Reichthum plaſtiſcher Kunſtwerke in den helleniſchen Staaten begreiflich wird, Religion, Gemeinſinn und Liebe zur Kunſt, ſo bleibt mir noch übrig, einen flüchtigen Blick auf die moderne Welt zu werfen, um durch den Gegenſatz den Sinn und Geiſt des Alterthums in ein helleres Licht zu ſetzen.

Hier ſcheint es nun, als ob, wenn ſchon manche trefliche Künſtler auch in neuerer Zeit die Sculptur mit einem glänzenden Erfolge getrieben haben, dennoch die Neigung zu dieſer Kunſt mehr angelernt als natürlich ſey. Bey allem äuſſern Bemühen ihr Leben einzuflößen, bey dem gründlichſten Unterricht in der Theorie und Ausübung, lebt ſie doch faſt nur durch den Gebrauch äußerer Mittel, ſich ſelbſt zu erhalten und fortzuzeugen allzu ſchwach. Mehr eine Tochter des Ehrgeizes als der Liebe, geht ſie faſt nur im Geleite der Macht und Herr=

lichkeit [155]); und wie ſie nur ſelten erſcheint, ſo iſt auch die Theilnahme an ihrem Daſeyn gering. So kann auch ihr Leben nicht energiſch ſeyn. Bey den Griechen erwuchs dieſe Kunſt, wie jede andere, aus des Lebens tiefſten Wurzeln; und wer bey ihnen die Kunſt trieb, übte ſie, wie man die Tugend üben ſoll [156]), als innerſten Beruf. Dieſem innern Beruf obzuliegen war Religion. So richtete ſich die Kunſt empor und gedieh. Aus dem vaterländiſchen Boden zog ſie ihre Kraft, wie Antäus aus der mütterlichen Erde; aber ihre Strahlen lieh ſie vom Olymp und dem Glauben an die Götter= und Heroen=Welt [157]). Genöthigt die Mittel der Bildung innerhalb ihrer eignen Grenzen zu ſuchen — denn was hätten ihnen fremde Völker mehr als die erſten Elemente bieten können [158])? — geſtalteten die Griechen jede Wiſſenſchaft durchaus national, und dennoch, zufolge der glücklichen Entwickelung ihrer reinen Natur, univerſell. Die neuere Plaſtik hingegen, insbeſondere die deutſche, meiſt durch Bewunderung des ſchon Vollendeten nach Außen gereizt, hat keine eigenthümliche Geſtalt gewinnen können. So iſt ihr die edelſte Nahrung an der mütterlichen Bruſt des Vaterlandes entgangen, und ſie hat ſich, meiſt nur nachahmend, begnügen müſſen, auf der Oberfläche einen Schein des Lebens nachzubilden. Hat nun auch ſchon die deutſche Gemüthlichkeit manchen Schatz in die geliehenen Formen gelegt, wie in ein belieb=

tes Gefäß, ſo kann doch kein Kunſtwerk voll=
kommen heißen, in welchem ſich nicht die Form
aus dem Stoff, die Geſtalt aus der belebenden
Idee erzeugt und gebildet hat. Nur diejenige
Kunſt gedeiht und entzündet die Gemüther der
Menſchen, welche hervorgeht aus Liebe und
Nothwendigkeit, dieſen Kindern des Zeus,
welche in der Liebe zu den Ideen und dem in=
nern Beruf überhaupt empfangen, durch die
Strenge des Geſetzes geregelt und durch das äu=
ßere Leben liebend genährt wird.

Daß aber das äußere Leben, welches, wie
vorhin gezeigt worden, die Kunſt der Alten auf
eine ſo mannichfaltige Weiſe erregte, ſich in der
neuern Zeit auf eine der Kunſt minder günſtige
Art ausbildete, iſt theils andern Urſachen, ins=
beſondere aber der veränderten Religion zuzu=
ſchreiben. Hier ſoll nur das Nothwendigſte er=
wähnt werden. Der plaſtiſche Sinn der Hel=
lenen wandelte ſich durch das Chriſtenthum in
einen myſtiſchen um. Während der helleniſche
Heide das innere Leben der Natur vergötterte,
und dieſes für göttlich geachtete Leben den Sin=
nen wie dem Gemüth durch eine neue Schöpfung
faßlich machte [159]; zog ſich in der chriſtlichen
Welt die Beſchauung des Göttlichen in das Ge=
müth zurück, und die irdiſchen Erſcheinungen er=
blaßten in dem Glanze, mit dem die neue Re=
ligion den einzigen Gott des Himmels und der
Erde umgab. Durch dieſe neue und tiefere Of=
fenbarung ſchien die Erde und das Leben die

Geſtalt zu verändern; jene wurde zu einem Thale der Prüfung und des Jammers; der Genuß der Gegenwart ging in der Beſtrebung ſich des künftigen und eigentlichen Lebens werth zu machen, oder in der Sehnſucht nach dem Tode unter, und in die Betrachtung des Unergründlichen verſenkt, floh der Geiſt, ſo viel es möglich war, Alles, was ihn an das geſtaltvolle Leben feſſeln konnte. Es war nicht mehr die Beſtimmung des Menſchen, ſich ſeines Daſeyns auf Erden zu freuen, ſondern des höhern, aber verſcherzten Vaterlandes eingedenk, über die irdiſchen Feſſeln zu trauern, die ihn in dem Kerker ſeines Leibes zurückhielten. Jetzt erſchien alſo die Form, auch in ihrer vollendeten Schönheit, doch nur als eine Scheidewand der Erkenntniß des unendlich Vollkommenen, zu deſſen Vereinigung, als dem Gegenſtande unabläſſiger Sehnſucht, das Zerfallen dieſer irdiſchen Schranken führte. Nur aus der Zerſtörung der beſchränkten Form konnte die unendliche Schönheit einer Welt hervorgehen, welche jeden Begriff überſtieg; nur aus dem Staube des Grabes konnten die Blumen des Paradieſes aufblühn; nur durch den Triumphbogen der Särge der entfeſſelte Kämpfer in ſein wirkliches Vaterland einziehn. Unter den Einflüſſen einer ſo geiſtigen Religion — und wie mächtig dieſer Einfluß in früherer Zeit gewirkt, iſt bekannt — konnte die an ſtrenge Formen gebundene plaſtiſche Kunſt nicht mehr gedeihen. Die Muſik, als die geiſtigſte Dollmetſcherin des Unausſprechlichen, und am wenigſten, wie es

ſchien, durch irdiſche Banden gefeſſelt, ſtieg über alle andern Künſte hinauf[160]; die Poeſie aber geſtaltete ſich um, und in die Unendlichkeit der Myſtik verſenkt, ſtrebte ſie, in neuen Tönen das unbegränzte Verlangen nach dem Heiligſten, das ungeſättigte Staunen über das Unbegreifliche, die tiefe Verachtung des Irdiſchen, das Entzücken der Anbetung und die Zerknirſchung der Reue auszuſprechen. Der bildenden Kunſt wäre hier gar keine Stelle mehr übrig geblieben, wenn die Schwäche der Menſchheit den ſchmalen und ſteilen Pfad zu dem Ewigen hätte verfolgen können, den ihr die Heiligkeit der gottbegeiſterten Väter der erſten Kirche vorzeichnete. Indeſſen behauptete der menſchliche Sinn auch hier ſeine Rechte, und die Liebe zu dem göttlichen Stifter der Religion kam dem natürlichen Verlangen der Menſchen, die Sehnſucht durch die Geſtalt des Erſehnten zu täuſchen, einigermaßen zu ſtatten[161]. Doch mußte ſich die Kunſt, um ſich in dieſer neugeſtalteten Welt anzubauen, auch nach neuen Geſetzen fügen. Wie der helleniſche Bildner ausſchließlich nach Schönheit zu trachten, wäre profan geweſen. Das nächſte Ziel der chriſtlichen Kunſt mußte Belehrung und Bedeutſamkeit ſeyn; und da die Mahlerey dieſes Ziel leichter und vollkommener erreichen kann, als die Plaſtik, und da ſie überdieß durch geiſtigere Mittel wirkt, ſo wurde ſie ſchon darum die begünſtigte Gefährtin des ſich allmählig verkörpernden Chriſtenthums[162].

Es hat ſich aber auch ferner in neuerer Zeit

die Verfaſſung der chriſtlichen Völker auf eine der plaſtiſchen Kunſt nicht durchaus günſtige Weiſe verändert. Die ſichtbare Gemeinde der Bürgerſtaaten hat ſich immer mehr in eine geiſtige und unſichtbare aufgelößt; die Sorge für die Erhaltung des Ganzen iſt in die Hände einiger wenigen gelegt; vertrauensvoll überläßt der Bürger die Verwaltung des Staates dem ihm von Gott geſetzten Herrn, und verfolgt, der öffentlichen Sorge entbunden, ſeine Neigung oder ſein Geſchäft. Wie alſo dort das Intereſſe des öffentlichen Lebens, ſo wird hier das Intereſſe der Häuslichkeit vorherrſchend ſeyn. Ueber dieſes bringt die größere Ausdehnung unſrer Staaten, der erweiterte Gang der Geſchäfte, die veränderte Art unſrer Bildung, Trennung der einzelnen Kräfte, wie der Stände, hervor; und damit ſich das Ganze in Eine Spitze inniger vereinige, muß das Einzelne ſorgfältiger geſchieden ſeyn. In Griechenland war der Dichter, der Künſtler, der Philoſoph nicht getrennt von dem Feldherrn und Staatsmann; die Kraft eines jeden gehörte, in jeder möglichen Anwendung, dem öffentlichen Leben und der großen Familie an, deren Mitglied er war; und alles lag in einem ſo engen Kreiſe vereint, daß die Pflichten des äußern Berufs die Beſtrebungen des inneren entweder beförderten, oder doch wenig ſtörten. Indem alſo dort, ſo wie aus gleichem Grunde in den freyen Städten des Mittelalters, durch die Verfaſſung die einzelnen Strahlen zuſammengehalten und auf das Ganze gerichtet wurden, konnte in dem Staate,

oft durch ſcheinbar kleine Mittel, das Größte bewirkt werden. Dagegen iſt in der modernen Welt das häusliche und innere Leben, wozu ſchon die Religion, und in dem nördlichen Europa noch insbeſondere das Klima einladet, auch durch die Verfaſſung zur höchſten Ausbildung gebracht. Wie der helleniſche Bürger ſeine Stadt, ſo ſchmückt, in der modernen Welt, jeder ſo viel er kann ſein eigenes Haus, und keine Mißgunſt ſeiner Mitbürger trübt ihm die harmloſe Freude in dem Schooſe ſeiner Familie, oder dem engern Kreiſe ſeiner Freunde, in einer heitern und wohlgeſchmückten Umgebung. Daher hat auch die Kunſt in monarchiſchen Staaten, größtentheils einen häuslichen Charakter angenommen, und auch aus dieſem Grunde iſt die Mahlerey, in ihren mannichfaltigen Zweigen, die beliebteſte Kunſt der modernen Welt geworden.

Dieſe Kunſt, die auch ſchon darum leichter gedeiht, weil ſie der Mittel weniger bedarf, und bey der unendlichen Mannichfaltigkeit ihrer Gegenſtände, mehr als eine andre geeignet iſt die verſchiedenſten Neigungen zu befriedigen, ſcheint der modernen Welt ſtatt des koſtbaren Schmuckes der Plaſtik zugetheilt zu ſeyn. Dieſes ihr Eigenthum hat ſie daher mit Eifer und Glück nach allen Seiten ausgebildet: hier wird ſie ohne Zweifel auch künftig ganz vorzüglich die einzelnen Strahlen der Kunſtliebe vereinigen, die ſich immer lebendiger in unſerm Vaterlande regt. Und doch erwartet vielleicht in dieſer ſo tief bewegten Zeit die noch ſchlummernde Begeiſterung auch für

einen neuen Aufſchwung der plaſtiſchen und jeder andern Kunſt nur den günſtigen Moment. Wenn nur vor allen Dingen Jeder, der den Funken des Prometheiſchen Feuers in ſeinem Buſen fühlt, dasjenige zu finden ſtrebt, wozu ihn ſeine Natur berufen hat, um, wenn die rechte Zeit erſcheint, ihrem Aufrufe zu genügen; ſo iſt zu hoffen, daß, wenn auch ſonſt nirgends, doch in unſerm Vaterlande jede Kunſt ihre Beförderer, jedes Streben der Kunſt ſeine Pfleger finden werde. Um aber dasjenige hervorzubringen, was durch inwohnenden Geiſt und äußere Vollendung auch der künftigen Zeit Befriedigung gebe, genügt es nicht das Vollendete nachzuahmen; auch die Zeit behauptet ein Recht, und der Charakter des Volks[163]. Jedes Volk ſoll ohne Zweifel das ſeyn, was es nach ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit am vollkommenſten ſeyn kann; die moderne Zeit kann nicht in das Alterthum verfließen; noch können ſich Deutſche zu Hellenen umwandeln; aber jeder Zeit und jedem Volke kann das, was einſt in Vollkommenheit war, als ein Spiegel dienen, in welchem es ſich beſſer erkennt. So ſollen auch Alle, denen um tiefere Bildung zu thun iſt, in die Vergangenheit des Alterthums ſchauen, um dort den männlichen Geiſt zu erfaſſen, ohne den nichts Großes gedeiht, und um ſich ſelbſt zu erkennen durch den Gegenſatz. Bilden ſollen ſie ſich aus dem Alterthum, aber nicht von ihm borgen; mit ihm in ernſter Anſtrengung wetteifern, nicht aber mühelos ſeine Schätze an ſich reißen!

Wenn dieſe Wünſche einige Bedeutung haben, wo könnten ſie eher auf Erfüllung hoffen, als in dieſer Königsſtadt, wo ererbte Liebe zur Kunſt täglich an den ſchönſten Werken genährt, durch trefliche Anſtalten befeſtigt, durch den Schutz des großmüthigſten der Könige gepflegt und befeuert wird; dieſes gütigen und weiſen Monarchen, auf den jeder mit freudiger Ueberzeugung anwendet, was ein Römer von Cäſar Auguſtus rühmt [164]), daß er mit liebendem Herzen nicht nur das Glück der Einzelnen und des Staats Wohlfarth, ſondern auch die Blüthe der Kunſt fördere, damit der Staat durch ihn nicht nur mit Provinzen vermehrt, ſondern auch die Majeſtät des Reiches durch den Flor der Wiſſenſchaften und Künſte erhöht werde? Möge er, zu deſſen Namensfeyer wir uns heute vereinigt haben, ſich noch lange der Saaten erfreuen, die ſeine Milde ausgeſtreut hat, möge noch lange der Oelzweig des Friedens ſeinem erhabenen Haupte und ſeinen beglückten Völkern Kühlung und Schatten geben, und möge das heitere Licht einer begeiſternden Freude, welche das Glück ſeines erhabenen Sohnes, des Erben ſeiner königlichen und häuslichen Tugenden, an dieſen ſchönen Tagen in ſeinem väterlichen Herzen entzündet, möge es ſein ganzes Leben bis auf den ſpäten Augenblick, der ihn der Sterblichkeit entrückt, mit erheiterndem Glanze umziehn, und möge dann eine dankbare Nachwelt jedem ſeiner Nachfolger zurufen: Sey ſo weiſe und gütig, ſey ſo geliebt und glücklich, wie Maximilian Joſeph war!

Anmerkungen.

1) Jedermann kennt die Aufforderung des Aeneas an die Trojaniſche Jugend beym Virgil Aen. II. 350. Quae sit rebus fortuna videtis. Excessere omnes adytis arisque relictis Dî, quibus imperium hoc steterat. wo der Dichter, nach einer Bemerkung des Macrobius Saturn. V. 22. die Rede Apollo's in den Trojanerinnen des Euripides V. 23. vor Augen hatte. Früher ſchon ſagt Eteokles beym Aeſchylus (VII. gegen Theb. 203.), daß die Götter eroberte Städte verlaſſen; und Sophokles hatte in einer ſeiner verlohrnen Tragödien geſagt, die Götter trügen ihre eignen Bilder auf den Schultern aus Ilium, weil ſie gewußt, daß die Stadt erobert werden würde. Bey der Belagerung von Jeruſalem öffneten ſich, nach der Erzählung des Tacitus (Histor. V. 13.), plötzlich die Thüren des Tempels; eine übermenſchliche Stimme

wurde vernommen, die den Auszug der Götter verkündigte; und darauf ein lautes Getös wie von Herausgehenden gehört. Mit dieſem Glauben hing der Gebrauch zuſammen, bey Belagerungen auf eine feyerliche Weiſe den Schutzgott der Stadt herauszurufen. Plinius Hist. Nat. XXVIII. 2. s. 4. Verrius Flaccus auctores ponit, quibus credat, in oppugnationibus ante omnia solitum a Romanis sacerdotibus evocari Deum, cujus in tutela id oppidum esset, promittique illi eundem aut ampliorem apud Romanos cultum. Et durat in Pontificum disciplina id sacrum: constatque ideo occultatum, in cujus dei tutela Roma esset, ne qui hostium simili modo agerent. Gelehrte Nachrichten hierüber gibt auch Macrobius Saturn. III. 9.

2) Nach Strabo VIII. p. 388. (595. B.).

3) So klagt Antipater von Theſſalonike (Anthol. Pal. IX. 421.) von den Inſeln des Archipelagus:

Trümmern der Länder, ihr Inſeln umher, unſelig und öde,

Die des ägäiſchen Meers rauſchender Gürtel
umfängt,
Siphnos ſtarrendem Fels, Pholegandros dürrem
Gefilde
Gleichet ihr, Arme; der Glanz voriger Jahre
verloſch.
Delos ward Euch Muſter der Einſamkeit. Strah-
lend im Reichthum
Vormals, fiel ihr zuerſt dieſes verödete Loos.

Und ein andrer Dichter (Anthol. Pal. IX. 408.) Apollonidas:

Trieb' ich doch lieber umher vor den wechſelnden
Stürmen, bevor mich
Leto's Irren bewegt Wurzeln zu ſchlagen im
Meer;
Minder betrauert' ich dann die Verlaſſenheit. Wehe
mir Armen,
Wie viel ſegeln anitzt Schiffe vor Delos dahin!
Göttlich verehrt ſonſt, jetzo verwaißt. Solch' herbes
Geſchick hat
Hera's rächender Zorn über mich Arme gebracht.

4) Servius Sulpicius ſchreibt in ſeinem

30*

Troſtbriefe an Cicero nach dem Tode der Tullia (Epist. ad Familiar. IV. 5. Epist. DLVII. ed. Schütz.) Quae res mihi non mediocrem consolationem attulerit, volo tibi commemorare, si forte eadem res tibi minuere dolorem possit. Ex Asia rediens quum ab Aegina Megaram versus navigarem, coepi regiones circumcirca prospicere. Post me erat Aegina, ante Megara, dextra Piraeeus, sinistra Corinthus; quae oppida quodam tempore florentissima fuerunt, nunc prostrata ac diruta ante oculos jacent. Coepi egomet mecum sic cogitare: hem, nos homunculi indignamur, si quis nostrum interiit, aut occisus est, quorum vita brevior esse debet, quum uno loco tot oppidorum cadavera projecta jaceant!

Korinthus wurde hundert Jahre nach ſeiner Zerſtörung unter Julius Cäſar wieder aufgebaut, und von Freygelaſſenen bevölkert. S. Fabricius zum Dio Caſſius 1. Th. S. 377. und Animadverss. in Anth. Gr. T. II. 1. p. 394. f.

5) Pausan. VIII. 33. 1.

6) In der Rede gegen den Verres II. Orat.

IV. 59. §. 132. Iam illa, quia leviora videbuntur, ideo praeteribo, quod iste mensas Delphicas e marmore, crateras ex aere pulcherrimas, vim maximam vasorum Corinthiorum, ex omnibus aedibus sacris Syracusis abstulit. Itaque, judices, hi, qui hospites ad ea, quae visenda sunt, ducere solent, et unumquidque ostendere, quos illi mystagogos vocant, conversam jam habent demonstrationem suam. Nam ut ante demonstrabant, quid ubique esset: ita nunc, quid undique ablatum sit, ostendunt.

7) Sammlungen dieſer Art enthielt auf Samos der Tempel der Hera, von welchem Strabo Erwähnung thut L. XIV. S. 944. B. u. Origenes adv. Cels. L. IV. p. 196. ed. Cantabr. Der Tempel der Dioskuren zu Athen. Pausan. I. 18. §. 1. Ein Tempel des Bakchos daſelbſt. Ibid. I. 20. §. 2. Das Pökile. Ibid. I. 15. Vergl. Meursii Athen. Att. I. 5. Die Königshalle. Pausan. I. 3. Eine Halle der Propyläen. Ibid. I. 22. §. 6. 7. Vorzüglich reich war Sicyon, der uralte Sitz der Mahlerei, deſſen Schätze Polemo beſchrieben. S. Athen. Deipn. L.

VI. p. 253. B. Vergl. Plutarch Vit. Arati. c. 13. Plin. XXXV. s. 40. §. 24. Die Leſche zu Delphi. Pauſan. X. 25. Syrakus. Cic. in Verr. II. Or. IV. §. 122. Neapel, wo unter andern die von Philoſtratos beſchriebene Gallerie von Gemälden war, welche Klotz (in der Vorrede zu Caylus Abhandlungen II. Th.) ohne hinlänglichen Grund für eine bloße Erfindung des Sophiſten hält. S. Heyne Opusc. Academ. T. V. p. 15. und die von Welcker und mir hierüber gemachten Bemerkungen in der Ausgabe jener Gemäldebeſchreibungen S. XVII. XLI. ff. LV. ff.

8) Wie, um doch einige Beyſpiele anzuführen, jener eherne Krater der Lakedämonier, der dem Kröſus zum Geſchenke beſtimmt war, groß genug um dreyhundert Amphoren zu faſſen, und von Außen bis an den Rand mit Bildwerk geſchmückt. S. Herodot I. 70. oder jener herakleotiſche Becher, welchen Athenäus beſchreibt L. XI. c. 19. T. IV. p. 215., auf welchem die Zerſtörung von Troja von der Hand des Parrhaſios und Mys vorgeſtellt war. Vergl. Caylus Abhandlungen 1. Th.

S. 235. wo auch andere Beyſpiele angeführt werden.

9) Hierher gehören die Nekrokorinthen, Gefäße, die man bey der Wiederaufbauung von Korinth in der Erde fand (Strabo VIII. pag. 586. A.) theils von Erz, meiſt von Thon. Die große Anzahl ſogenannter campaniſcher Gefäße, welche die neuere Zeit aus Gräbern geſammelt hat, und deren Maſſe ſich faſt täglich mehrt, iſt jedermann bekannt. S. Böttiger im Journ. der Moden. 1795. Febr. 61. ff. Deſſ. griech. Vaſengemälde. I. Th. Ueber den Kunſtwerth dieſer Gefäße ſ. die Bemerkungen von Meyer zu Winkelmann's Werken III. Th. Not. 818. S. 447. ff.

10) S. Stieglitz Verſuch einer Einrichtung antiker Münzſammlungen zur Erläuterung der Geſchichte der Kunſt. Leipz. 1809. 8. Den glücklichen Gedanken, der in dieſem Werke ausgeführt iſt, die Münzen zur Beſtimmung der Kunſtepochen zu gebrauchen, hatte wohl Du Bos zuerſt, Reflex. sur la Poèsie T. II. p. 107 u. 118. Man vergl. Winkelmann's Werke 1. Th. S. 251. 253. Geſchichte der Kunſt. VII. 2. §. 31. T. II. p 49. ed Fea.

11) Plin. XXXIV. s. 16.

12) Plin. XXXIV. s. 17. p. 646.

13) Um das Wunderbare dieſer Angabe zu mindern, nimmt Caylus an (Abhandl. II. Th. 159. S.), daß dieſe ehernen Statuen nur klein geweſen, wie denn überhaupt die Griechen kleine Bronzen geliebt. Auch ſo bleibt die Sache immer noch merkwürdig genug. Indeß ſind die Gründe, mit denen der Graf ſeine Vermuthung unterſtützt, nicht ſehr haltbar.

14) Man zählte ſonſt in Rom und ſeinen nächſten Umgebungen allein gegen ſechzigtauſend Statuen, die man dem Schooße der Erde abgewonnen hatte. S. Oberlin Monum. orbis antiq. p. 127.

15) Selbſt von den ſchönſten Ueberbleibſeln erwähnen die Alten nur wenige; woraus man ſchließen muß, daß die Maſſe des Schönen und Vortreflichen zu groß geweſen, um auch nur alles Vorzügliche anzuführen, nicht aber, wie einige gethan, daß das erhaltene, von den Alten nicht erwähnte, im Vergleich mit dem Verlohrnen, nur

mittelmäſſig zu nennen, und alſo gar kein Maaſsſtab für das volle Vermögen der alten Kunſt für uns vorhanden ſey. S. Meyer in den Propyläen II. 1. S. 60. f.

16) Dieſer Verluſt iſt für die Geſchichte der Kunſt überaus ſchmerzlich. Was könnten uns nicht die Werke eines Polemo lehren, welcher zweyhundert Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, ehe die Hand der Römer an die griechiſchen Schätze gerührt hatte, die Kunſtwerke mehrerer Städte beſchrieb (S. Heyne Opuscul. Academ. T. V. p. 12.); eines Paſiteles, der, ſelbſt Künſtler, die merkwürdigſten Werke der Erde ſchilderte (Plin. XXXVI. s. 4. 12.); eines Heliodorus (S. Heyne antiq. Auff. II. Th. 95. S.); eines Menächmus (S. Athenae. II. p. 65. XIV. p. 635.) und ſo mancher andern, welche über die Kunſt geſchrieben haben; eines Apelles (Plin. XXXV. s. 36. 23.), Melanthius (Ibid. u. Diog. Laert. IV. 18.) Antigonus und Hypſikrates (Ibid. VII. 188.). Wie überaus wichtig und belehrend wären uns ſchon ſolche Verzeichniſſe, wie das vom Cicero in Verr. II. Or. I. §. 57. erwähnte, welches P. Servilius

von allen Kunſtſchätzen eingegeben hatte, die jener aus Olympus entführte, und in welchem nicht nur die Anzahl, ſondern auch die Größe, Geſtalt und Stellung eines jeden genau angegeben war!

17) Polyb. V. 9.

18) Actio in Verr. II. 1. §. 53. Unter dieſen war jener aſpentiſche Citharíſt, von welchem Cicero als von einem weltbekannten Meiſterwerke ſpricht. Vergl. Fea zu Winkelm. Lettere T. III. p. 233. not. C. Storia T. II. p. 296.

19) Livius XXXVIII. 10. Signa aenea marmoreaque et tabulae pictae, quibus ornatior Ambracia, quia regia ibi Pyrrhi fuerat, quam ceterae regionis ejus urbes erant, sublata omnia avectaque. Hier fanden ſich unter mehrern Seltenheiten die einzigen plaſtiſchen Arbeiten des Zeuxis, welche dieſer Künſtler verfertigt hatte. Fulvius ließ ſie unberührt. Plin. XXXV. s. 36. 4.

20) Herodot. III. c. 60.

21) L. Appulej. Florid. I. p. 350. ed. Elmenhorst. 1621. Gleich im Eingange dieſes Tempels

ſtanden zwey merkwürdige Statuen, welche Verres nebſt vielen andern Schätzen deſſelben ſich aneignete. S. Cic. in Verr. II. Or. I. §. 50. 61. Vergl. Fraguier Galerie de Verres dans les Mém. de l'Acad. des Inscr. T. VI. u. Fea zu Winkelm. Storia T. II. p. 295. not. 1. Ueber die Leiſtungen der Samier in den verſchiedenen Gattungen der Kunſt ſ. Panofka Res Samiorum p. 50. ff.

22) Strabo Lib. XIV. 944. B.

23) Eine Beſchreibung des Tempels der Epheſiſchen Artemis, in deren Verehrung ſich alle Joniſchen Städte Aſiens vereinigten (S. Dion. Hal. Antiqq. Rom. IV. c. 25. p. 702. Sainte - Croix sur les Gouvernemens fédératifs p. 152.), ſ. bey Perrault Mémoires de Littérature XXX. p. 428. Caylus Abhandlungen im 1 Theil. S. 1. Poleni Dissert. sopra il tempio di Diana d'Efeso in den Memorie dell' Academia di Cortona. Vol. I. Part. II. Ios. Windham in der Archaeologia Tom. VI. p. 67. und Thom. Falconer Ebend. Tom. XI. p. 1. vor Allem A. Hirt's Vorlesung über den Tempel der Diana zu Ephesus. Berlin. 1809. 4. und deſ-

ſelben Geſchichte der Baukunſt der Alten im 2ten Theil. p. 60. ff. Berlin. 1822. 4. Als der Makedoniſche Alexander den Epheſiern anbot, ihnen die Koſten des Baues zu erſetzen — denn ſie hatten ihn nach dem Brande des Heroſtratus ſchöner als vorher aufbauen laſſen — wenn ſie ihm die Ehre überließen, ſeinen Namen darauf zu ſetzen — ſchlugen ſie ihm ſein Verlangen ab, und bewahrten ihrem Vaterlande das Eigenthum der alten Beſchützerin. S. Strabo XIV. p. 949. B. (Tom. V. p. 536. f.).

24) Plinius XXXVI. c. 14. s. 21. caetera ejus operis ornamenta plurium librorum instar obtinent. Auch das nahgelegene Ortygia war reich an Kunſtſchätzen, unter denen ſich Werke des Skopas befanden, Σκόπα ἔργα, nach Thomas Tyrrwhitt's, oder Σκοπάδεια, nach Uhdens treflicher Verbeſſerung ſtatt des ungereimten σκολιὰ ἔργα beym Strabo XIV. p. 948. B. (Tom. V. p. 532. ed. Lips.) Winkelmann wurde durch dieſe Lesart zu einer irrigen Erklärung verleitet, welche ſeine gelehrten Herausgeber nicht berichtigt

haben. S. Winkelmann's Werke 3. Th. 21. S. Gelegentlich hat auch Ilgen (Opusc. varia philol. p. 317.) jene Stelle berührt, und σκολιὰ ἔργα de artis operibus erklärt, in quibus artifices, a veritate et naturae legibus recedentes, duritiem quandam induxerunt. Der Sprachgebrauch unterſtützt dieſe Erklärung nicht, wie wir in einem Aufſatze in der Amalthea II. S. 237. dargethan zu haben glauben. Neue Verſuche die gemeine Lesart zu retten, die im Tübinger Kunſtblatt 1820. nr. 53. in den Wiener Jahrbüchern 1821. S. 112. und auf der vorletzten Seite des achten Bandes der Winkelmanniſchen Werke gemacht worden ſind, haben den Sprachgebrauch, auf den hier Alles ankömmt, ſo viel ich ſehn kann, nicht feſtgeſtellt, und alſo auch die erwähnten Verbeſſerungen nicht erſchüttert.

25) Ariſtides in der Rede auf Smyrna, 1 Th. S. 231. f. Vergl. Strabo XIV. T. V. p. 562. f.

26) Homers Iliad. II. 670. Nach Pindar Ol. VII. 63. (33.) goß Zeus goldenes Schneegeſtö-

her auf das Eiland, als ſeine Bewohner, auf Helios Rath, der neugebohrnen Athene das erſte Opfer gebracht hatten; die Göttin ſelbſt aber verlieh dem frommen Volke die Gabe der Kunſt, und ſo konnte man dort, nach dem Ausdrucke deſſelben Dichters, auf den Straßen Werke ſehn, lebenden und wandelnden Weſen gleich. Man S. Böckh's Commentar S. 171. und eine Beſchreibung der Geburt der Göttin, und des ihr dargebrachten Opfers auf einem Gemälde des Philoſtratus II. 27. nebſt den Anmerkungen S. 543. ff. Schon in alter Zeit war Rhodus berühmt durch weiſe Geſetze und eine bey meerherrſchenden Völkern ſeltne Mäßigung. S. Strabo XIV. p. 964. B. (Tom. IV. p. 594.)

27) Nach Strabo L. XIV. p. 964. A. (Tom. V. p. 594.) war ihr keine andere Stadt vorzuziehen, oder auch nur gleich zu ſetzen.

28) Livius XXXVII. 54.

29) Aristides in Rhod. T. I. p. 539.

30) S. über dieſen Koloß die merkwürdige

Stelle beym Plin. XXXIV. s. 18. p. 647. Caylus Abhandlungen II. Th. 176. S. und Böttigers Andeutungen S. 199. ff. wo man alles Wiſſenswürdige über dieſes Standbild beyſammen findet.

31) Plin. XXXIV. s. 18. Merkwürdig iſt, was Euſtathius zu der Periegeſe des Dionyſius 504. berichtet, daß Rhodos viele Bildſäulen von ſo lebendiger Darſtellung gehabt, daß man ſie, um ihr Entlaufen zu hindern, an den Füßen gefeſſelt habe. Leicht erinnert man ſich hierbey an Dädalos beſeelte Statuen beym Diodor. Sic. IV. 76. p. 319. wo Weſſeling nachzuſehen. Aber die Urſache der Feſſelung war wohl keine andre, als die, um welcher willen die Epheſier ihre Artemis (Herodot. I. 26.), die Tyrier ihren Herkules feſſelten (Curtius L. IV. 3.). Vergl. Creuzer über Symbol. und Mythol. I. S. 178. der 2ten Ausg. Was übrigens den Geſchmack der Rhodier am Koloſſalen betrifft, ſo iſt darüber das nöthige beygebracht in den ſo eben angeführten Andeutungen über die Archäologie S. 199. ff., einem Werke,

das in groſser Gedrängtheit eine bewundernswürdige Fülle von Gelehrſamkeit und ſcharfſinnigen Bemerkungen enthält. Vergl. deſſen Entwurf einer Geſch. des Koloſſalen im Journal der Moden. 1796. S. 190. ff. wozu Barth ad Statii Silv. I. 1. 1. p. 9. und p. 12. die erſten Striche gezogen hat. Ueber die Koloſſen zu Conſtantinopel ſ. Heyne Comment. Soc. Gotting. T. XI. p. 44. und 46. Es iſt übrigens wohl eine unnütze Beſorgniſs des Grafen Caylus (Abhandl. II. Th. 158. S.), daſs die Menge der Koloſſen die Stadt Rhodos möchte niedergedrückt und verkleinert haben. So fand es wenigſtens Strabo nicht, und man darf wohl annehmen, daſs die Rhodier dieſen Schmuck an ſchickliche Orte, auf die weiten Marktplätze, die Kays und die Vorplätze der Tempel werden vertheilt haben. So ſtand auch der eherne Koloſs des Zeus zu Tarent, der gröſste nach dem rhodiſchen, auf einem ſehr groſsen Markte. Strabo VI. p. 426. B. (Tom. II. p. 285.)

32) Aristides T. I. p. 533. Das hier erwähnte Erdbeben ſcheint zwiſchen die Jahre 153 und 159 gefallen zu ſeyn. S. Jebb Collect. Histor. §. VI. 14.

33) Nachdem dieſer Tempel von Xerxes zerſtört war, bauten ihn die Mileſier prächtiger wieder auf und er umfaßte den Raum einer kleinen Stadt. Eine Menge koſtbarer Werke alter Künſtler wurde in ihm aufbewahrt. S. Strabo XIV. p. 941. B. (Tom. V. p. 508.) Herodot. V. 96. und Larcher T. IV. p. 210. seq.

34) Strabo L. XIV. p. 971. C. 972. A. (Tom. V. p. 621.). welcher vor andern Weihgeſchenken, die dieſer Tempel enthielt, den Antigonus (S. Quintil. Inst. Or. II. 13, 12.) und die Aphrodite Anadyomene des Apelles erwähnt.

35) Ariſtides in dem Panegyrikus auf Kyzikus T. I. p. 239. Hier ſtand, wahrſcheinlich von Hadrian erbaut, jener ungeheure Tempel, deſſen Umfang dem Umfange einer Stadt glich. Aristid. Ebendaſ. p. 240. Jede ſeiner Säulen war funfzig Ellen hoch und vier Ellen dick. Dio Cass. LXX. 4. T. II. p. 1173. wo Fabricius nachzuſehen, und Fea zu Winkelm. Werken. I. Th. 320. S.

36) S. Strabo XVI. p. 1089. seq. (Tom. VI. p. 303.) Libanius in der Lobrede auf Antiochia. 1. Theil p. 275. ed. Reisk. Casaubon. ad Scr. Hist. Aug. p. 64. Gibbon Hist. of the Decline of the R. E. ch. XXIII. T. IV. p. 94. ed. Basil.

37) Siehe unten nr. 153. Eine Beſchreibung von Alexandria ſ. beym Achilles Tatius V. 1. Bonamy Déscript. de la Ville d'Alexandrie in den Mém. de l'Acad. des Inscript. IX. p. 420. Manſo vermiſchte Schriften 1. Th. S. 241. ff.

38) So ſagt der Rhetor Ariſtides in dem Panathenaikus (S. 96.) von den Kykladiſchen und Sporadiſchen Inſeln, daß ſie um Attika herlägen, als ob ſie das Meer gefliſſentlich habe aufſteigen laſſen, um Vorſtädte jenes Landes zu ſeyn. Ihr Schönes und ihr Schmuck diene auch der Stadt zum Schmuck, wie die Propyläen einer königlichen Burg. In dieſer Beziehung hatte auf jenen Namen wohl vorzüglich Aegina Anſpruch zu machen, das in alter Zeit durch ſeine Kunſtſchule berühmt (S. Thierſch über die Kunſtepochen. 2te Abhandl. S. 36. ff.), in unſern Ta=

gen einen neuen Glanz durch die für die Geſchichte der Kunſt ſo bedeutungsvolle Entdeckung einer Anzahl ächt äginetiſcher Statuen erhalten hat, die gegenwärtig das Muſeum des Königs von Baiern ſchmücken. S. Wagner's Bericht über die äginetischen Bildwerke, mit Anmerkungen von Schelling. 1817. Hirt in Wolfs literarischen Analecten. 3. Th. S. 167. Cockerell über die Marmorbilder in Aegina, in der Iſis. 1819. 3tes Heft. S. 529. ff. Thierſch in der Amalthea. 1. Th. S. 137. ff. — Nächſt Aegina das nachbarliche Keos, ſeit uralter Zeit ein beliebter Ankerplatz der Schiffe, die von Aſien nach Weſten, oder von da nach Aſien ſegelten, das Vaterland des Simonides und Bacchylides, und ebenfalls, ſeit wenigen Jahren, nach ſeiner ältern und gegenwärtigen Geſchichte durch Bröndſtedt's gelehrte und geiſtreiche Unterſuchungen gleichſam von neuem entdeckt.

39) In Munychia war unter andern ein Tempel des heilenden Zeus, eine Schatzkammer der Kunſt. Die ihn umgebenden Säulengänge wa-

ren voll von Gemälden großer Meiſter, und der unbedeckte Raum in der Mitte (Hypaethrus) voll von Standbildern. S. Strabo IX. p. 606. B. (Tom. III. p. 358.) Von den Ueberbleibſeln der Kunſtwerke in Attika, vornemlich den architectoniſchen, geben, außer dem bekannten Werke von Stuart und Revett, faſt alle neuere Reiſende Nachricht. In weiterem Umfange The united Antiquities of Attica, comprising the architectural Remains of Eleusis, Rhamnus, Sunium and Thoricus by the Society of Dilettanti. London. 1817. fol. Ueber den Piräus hat Meurſius in Piraeeo die Stellen der Alten fleißig geſammelt.

40) Beym Strabo IX. p. 607. A. (T. III. p. 360.)

41) Aristid. Panath. T. I. p. 187.

42) Mit dieſem Ausdruck bezeichnet Aristides T. I. p. 101. die herrlichen Marmorbrüche dieſes Landes, im Hymettos und Penthelikon, und auch noch an andern Orten, das domesticum marmor, von welchem Livius bey den Verheerungen des zweyten Philippus ſpricht (XXXI. 26.): templa Deûm, quae pa-

gatim sacrata habebant, dirui atque incendi jussit. Exornata eo genere operum eximie terra Attica, et copia domestici marmoris et ingeniis artificum, praebuit huic furori materiam. Xenophon de Vectigal. c. 1. führt den Marmor unter den Gegenſtänden des Handels an.

43) Pausan. I. c. 17. u. c. 27.

44) Pausan. I. c. 17. u. c. 29.

45) Plutarch. T. II. p. 1136. A.

46) Plutarch. Vit. Cimon. c. 4. Pausan. I. 15. Vergl. Böttigers Andeutungen S. 65. dem ich noch nicht in der Behauptung beyſtimmen möchte, daß nicht Kunſtliebe und der Wunſch, die Bürger zu veredeln, ſondern Nebenbuhlerſchaft und Eingebungen der Politik jene Wunder bewirkt. Immer ſetzt es einen mehr als gemeinen Kunſtſinn bey dem Volke voraus, daß ſeine Führer in der Bewerbung um die Gunſt der Bürger auf ſolche Weiſe wetteiferten; und wenn man jenen auch gern die Abſicht, ihr Volk zu veredeln, erlaſſen will, ſo wird man doch nicht läugnen können, daß ſie

durch ſehr edle Mittel wirkten, und alſo, auch ohne Abſicht, das Volk wirklich veredelten.

47) Unter dieſem Führer wurden, wie Plutarchus (Vit. Pericl. c. 13.) ſagt, in der kürzeſten Zeit, und doch für ewige Dauer, die bewunderns-würdigſten Werke aufgeführt, deren jedes, ſeiner Schönheit nach, gleich damals für alt gelten, der Vollendung nach aber auch noch jetzt neu ſcheinen könnte, gleichſam als ſey ihnen ein ewig jugendlicher Geiſt, eine nie alternde Seele eingehaucht worden. Daß über Alles, was er in dieſer Gattung unternahm, Phidias die Aufſicht führte, ſagt Plutarch an derſelben Stelle.

48) Herodotus L. II. 52. Thucyd. VI. 27. Pausan. IV. 33. Ueber dieſe Hermen und ihre allmählige Ausbildung ſ. Winkelmann's Werke I. Th. 10. S. mit Fea's Anmerkungen S. 271.

49) So war zum Beyſpiel der ganze Säulengang um den Tempel des olympiſchen Zeus zu Athen, in einer Länge von vier Stadien (500 Schritte) mit Statuen beſetzt. Pausan. I. 18. §. 6.

Doch gehörte dieſe Verſchönerung einer ſpätern Zeit an. Aber man ſehe über den Reichthum des Tholos und ſeiner Umgebungen Pausan. I. 5. §. 1. I. 8. §. 3. 4. 5.

50) Aristides T. II. p. 149. Heliodorus, ein Athenienſer, hatte der Beſchreibung der Akropolis allein funfzehn Bücher gewidmet. S. Athen. L. VI. p. 229. A. und Polemo vier Bücher den daſelbſt aufbewahrten Weihgeſchenken. S. Schweighäuſers Index Auctorum ab Athenaeo citatorum p. 178. The whole extent of the acropolis, ſagt Gillies (History of Greece T. II. p. 386. ed. Basil.) above six miles in circumference, was so diversified by works of painting and statuary, that it became one continued scene of elegance and beauty.

51) Bey der Erwähnung dieſer ehernen Bildſäule, die aus der Beute der Perſer verfertigt war, und auf dem Schilde den Kampf der Lapithen mit den Kentauern von Mys Hand trug, ſagt Pauſanias I. 28, 2. „Die Spitze des Speers dieſer Athene, und der Kamm ihres Helmes iſt ſchon ſichtbar, wenn man von Sunium

heranſchifft.“ De Pauw (Récherches sur les Grecs Tom. I. p. 109.) benutzt dieſe Nachricht, um den Griechen eine außerordentliche Sehkraft beyzulegen; denn die Entfernung von Sunium bis zur Akropolis betrug dreyhundert Stadien, was in gerader Richtung gegen 6 deutſche Meilen ſeyn mögen. So wahrſcheinlich es iſt, daß die Sehkraft der Griechen, wie aller im Freyen lebenden Menſchen, vorzüglich geweſen, ſo beweißt doch der Ausdruck des Pauſanias dieſes nicht, wenn man ſeine Worte, mit Heyne (Göttinger Anzeigen 1788. 2. Band. S. 872.) nicht ſowohl von der Entfernung, als von der Richtung verſteht. Ueber dieſes Standbild, ſo wie über die andern Pallasſtatuen des Phidias iſt alles Wiſſenswürdige geſammelt in Böttigers Andeutungen S. 84. ff. Beſondere Aufklärungen über den Dienſt und Tempel der Minerva Polias gibt C. Ottfr. Müller in einer eignen Schrift: Minervae Poliadis sacra et aedes in arce Athenarum. Goettingae 1820. 4. ſo wie derſelbe Gelehrte auch die übrigen Werke des großen Künſtlers in ſeiner trefflichen Commentation de Vita Phidiae mit ihrem

Anhange, über die Giebelfelder des Parthenon, auf eine höchſt belehrende Weiſe erläutert hat.

52) Dieſes Meiſterwerk des Phidias hat den forſchenden Geiſt des auch mit dem praktiſchen Theile der Kunſt wohl bekannten Quatremère de Quincy öftrer beſchäftigt. Zuerſt in einer beſondern Abhandlung: Réstitution de la Minerve en or et ivoire de Phidias au Parthenon, woraus das Magasin encycl. 1809. Tom. IV. Jul. p. 91. einen Auszug gibt; dann wiederum in dem Jupiter Olympien p. 226. Das Parthenon oder Hekatompedon ſelbſt war von Außen an den Frieſen mit halberhabnen, in den Giebelfeldern mit Werken in runder Arbeit geſchmückt, wie dieſes auch an dem Tempel des Apollo Epikurios in Phigalea der Fall war. Gleiche Beſtimmung hatten die äginetiſchen Standbilder; und von der Familie der Niobe wird dieſes ebenfalls nicht mehr bezweifelt. Wie die Entdeckung der äginetiſchen Werke unſrer Zeit eine beſtimmte und klare Anſicht von dem Zuſtande der Sculptur vor Phidias verſchaft hat, ſo haben die großartigen Verzierungen des

Parthenon, nachdem ſie durch Lord Elgin nach England gebracht, und von da durch Abgüſſe und Zeichnungen in Europa verbreitet worden, ein ganz unerwartetes Licht auf die Kunſt des Phidias geworfen, und das Urtheil über dieſelbe feſtgeſtellt. (S. in Müllers eben erwähnter Commentation die ſchöne Darſtellung der Eigenthümlichkeiten und Verdienſte des großen Meiſters §. 9. p. 176. ff.) Das Hiſtoriſche über Lord Elgin's Erwerbungen erzählt eine zu Leipzig 1817. erſchienene Denkſchrift mit einer Vorrede von Böttiger und Bemerkungen der Weimariſchen Kunſtfreunde; und eine andere, welche den Titel führt: Die Elginischen Marmorbilder von Gelehrten und Künstlern beschrieben. Darmstadt 1826. nebſt einem Atlas von LXII. Blättern, Nachbildungen des engliſchen Werks: The Elgin Marbles from the temple of Minerva at Athens. London 1816. fol. worüber Welcker in der Zeitſchrift 1. Th. S. 295. ausführliche Nachricht gibt. Vergl. Wolfs literar. Analekten. 2. Th. S. 344.

53) Der Gebrauch des Goldes in Werken der Sculptur, in Verbindung mit Elfenbein, und

ohne dieſes, iſt von einigen der Neuern als geſchmacklos getadelt worden. Die Alten waren nicht dieſer Meinung. Die Verbindung verſchiedenartiger Stoffe von mannichfaltiger Farbe iſt von den größten Künſtlern nicht verſchmäht worden, ohne daß ſie fürchteten hierdurch auf eine tadelnswerthe Weiſe in das Gebiet der Mahlerey einzuſchreiten. Doch darf man hierbey auch nicht ganz vergeſſen, daß die Koſtbarkeit des Materials den religiöſen Werth des Weihgeſchenkes zu erhöhen ſchien. Ueber die Menge von Standbildern, bey denen Gold gebraucht worden, ſ. Winckelmann's Werke 3. Th. 30. S. und Fea's Anmerk. S. 288. Martini zu Erneſti's Archäologie S. 177. f. Quatremère de Quincy Jupiter Ol. Part. III. p. 133. und 143.

54) Mit welcher Schonung der erſte Philipp von Makedonien, nach der Schlacht bey Chäronea, Athen behandelte, ob es gleich den Krieg angeregt hatte, und nicht minder Alexander und andere makedoniſche Fürſten, weiß jedermann. Auch von römiſchen Gebietern wurde dieſe Stadt, mit we-

nigen Ausnahmen, ehrenvoll, als eine Pflegerin der Künſte, geſchützt. S. Ariſtides im Panathenaikus 1 Th. S. 183. Als unter Trajans Regierung Maximus nach Achaja geſchickt wurde, um einiges in der Verfaſſung einzurichten, ſchrieb ihm ſein Freund Plinius (L. VII. Epist. 24.): „Bedenke, daß du nach Griechenland gehſt, wo, dem allgemeinen Glauben zu folge, Humanität, Wiſſenſchaften und Ackerbau begonnen haben. Ehre den alten Ruhm und ſelbſt dieſes Greiſenalter, das bey Menſchen ehrwürdig, bey Städten heilig iſt. — Behalte vor Augen, daß dieſes das Land ſey, welches uns Geſetze und Rechte geſendet; daß es Athen ſey, welches du beſuchſt; Lakedämon, wo du regieren willſt; welchen Städten den noch übrigen Schatten und den Namen der Freyheit zu entreißen, hart und barbariſch iſt.“ Gern hört man ſo milde Worte der Achtung gegen alten Ruhm und vormaliges Verdienſt, wenn ſie ſchon nur der Nachhall von dem ſeyn möchten, was Plinius bey ſeinem Vorbilde (Cicero Epist. ad Quint. Fratrem I. 1. 9.) geleſen hatte, und man wünſcht, daß ſie nicht verlohren geweſen ſeyn

möchten. Leider aber erhellt ſchon daraus, daß Plinius dieſe Lehren für nöthig hält, daß ſie zu ſeiner Zeit, ſo wie in der frühern, häufig vergeſſen worden.

55) Zu Theben fand Pauſanias noch Werke des Skopas, Phidias, Kanachos, Xenokritos, Eubios, Alkamenes, Praxiteles und anderer großen Meiſter.

56) S. unten 145.

57) Eine wohlgerathene Beſchreibung des Helikon und ſeiner Herrlichkeit ſ. in Voyage du jeune Anacharsis T. III. p. 293. Auch hier fand Pauſanias Werke des Lyſippus und Myron.

58) In Böotien, an den Ufern des Kephiſſos, hatte Eteokles, unter allen Menſchen zuerſt, den Charitinnen Opfer gebracht, und ihnen einen Tempel erbaut. Pausan. IX. 35. §. 1. Sie werden daher beym Theokrit Id. XVI. 104. Töchter des Eteokles genannt. (Vergl. Pindar Olymp. XIV. 1 — 5. und daſelbſt Böckhs Commentar S. 221.) Hier badeten ſie in dem Akidaliſchen Quell, und an einem beſondern, von ihnen be-

nannten Feſte wurden ſie durch muſikaliſche und poetiſche Wettſtreite gefeyert. S. Müllers Orchomenos S. 177. ff.

59) Homer. Il. IX. 405.

60) S. Sainte-Croix des Gouvern. fédératifs in einer beſondern Abhandlung sur les richesses du Temple de Delphes p. 274. seq. Vergl. Larcher zum Herodot L. I. 50. p. 262. Was dieſen Tempelſchätzen einen beſondern Werth gab, war der Umſtand, daß hier die älteſten Verſuche der Kunſt und vorzüglich gelungene Arbeiten mit religiöſer Achtung aufbewahrt wurden; ja auch naturhiſtoriſche Seltenheiten. Es ſind daher die alten Tempel als die erſten Muſeen und Naturalienſammlungen zu betrachten. S. Beckmann de Histor. naturali veterum cap. V. und Deſſ. Geſchichte der Erfindungen. II. Th. 3. S. 364. Auch Bibliotheken wurden zuerſt in Tempeln aufgeſtellt. Leider wurde gerade das, was in früherer Zeit dieſen Schätzen Heiligkeit und Unverletzlichkeit verſchaft hatte, bey dem Umſturze des Heidenthums eine der Urſachen ihrer Vernichtung.

61) S. Larcher zum Herodotus I. 38. p. 208. not. 121. p. 265. seq.

62) Justinus XXIV. 7. Brennus ad acuendos suorum animos praedae ubertatem omnibus ostendebat, statuasque cum quadrigis, quarum ingens copia procul visebatur, solido auro fusas esse, plusque in pondere, quam in specie habere praedae affirmabat.

63) Pausan. X. 6.

64) Pausan. X. 7. §. 1. „Nero, ſagt Dio Chryſoſtomus (Orat. XXXI. p. 644. ed. Reisk.), beſaß eine ſolche Begierde nach Statuen, daß er ſich weder der olympiſchen enthielt, noch der delphiſchen, und auch die meiſten von der Akropolis zu Athen entführte; auch viele aus Pergamus, um andere nicht zu erwähnen. Denn ihr erinnert euch jenes Akratos, welcher bloß in dieſer Abſicht die ganze Erde durchreiſte und faſt kein Dorf vorüberging.“ Vergl. Lips. ad Taciti Annal. XV. 45.

65) Pausan. L. X. 9—24. wo er viele Statuen, die in Gruppen vereinigt ſtanden, ungezählt vorübergeht.

66) Strabo VIII. p. 580. B. (Tom. III. p 271.).

67) Strabo VIII. p. 586. A. B. (Tom. III. p. 281.).

68) Suidas V. τετηκός.

69) Ueber die Mißhandlungen, welche die Kunſtwerke von dem rohen Sieger erfuhren, und ihre Zerſtreuung, ſ. Polybius b. Strabo VIII. p. 584. B. C. (Tom. III. p. 277. ff.) Polyb. XL. 7. T. IV. p. 717.

70) Plin. XXXIV. 3. s. 6.

71) Pausan. VII. 16. §. 15.

72) Polyb. XL. 11. T. IV. p. 723.

73) Mummius devicta Achaja replevit Urbem signis. Plin. XXXIV. c. 7. L. Mummius Corintho capta non Italiam solum, sed etiam provinciam tabulis statuisque exornavit. Frontin. Strateg. IV. 3. 15. Die Alten bemerken hierbey, die einen billigend, mit Tadel die Andern, daß der Feldherr, alles Kunſtſinns ermangelnd, hierbey nur den Glanz ſeines Sieges und den Ruhm ſeines Vaterlandes

vor Augen gehabt. S. die Ausleger zum Vellejus Paterculus I. 13, 4. Vergl. Dio Chryſoſt. Or. XXXVII. p. 123.

74) Pausan. II. 1. §. 2. Crinagoras Ep. 20. Anim. in Anthol. Gr. T. II. P. II. p. 394. seq. (Anthol. Palat. IX. p. 284.).

75) Pausan. II. 1, 2. Chandler's Travels of Greece p. 231. Eine lange Reihe von Standbildern, die Prieſterinnen der Göttin vorſtellend, nebſt den Bildern der Charitinnen leiteten hier zu dem Koloſſe der Hera, welcher an Größe und Reichthum ſeines Schmuckes nur dem Zeus des Phidias nachſtand. S. Strabo VIII. p. 571. B. (Tom. III. p. 228.). Wo jenes Heräum gelegen, konnte der ſorgfältig forſchende William Gell nicht mit Sicherheit ausmitteln. S. Itinerary of Greece oder Argolis p. 45. und p. 77.

76) Hier fand Pauſanias einen Koloß des Apollo von zwölf Fuß Höhe; zwey koloſſale Bildſäulen der Demeter und Perſephone; eine andere Perſephone von acht Fuß und andre. VIII. 30—32. Was er übrigens aufzählt, gibt das Bild einer

ſchönen und reichgeſchmückten Stadt; und dennoch ſagt er: c. 33. §. 1. Megalopolis ſey alles ſeines Schmucks und ſeiner Herrlichkeit beraubt. Vergl. Strabo VIII. Tom. III. p. 317.

77) Hier war unter vielem andern ein Tempel der Athene von Skopas erbaut, welcher an Größe und Pracht faſt alle Tempel des Peloponneſes übertraf.

78) Pindar. Isthm. II. 41.

79) Strabo VIII. p. 528. A. B. (T. III. p. 126. ff.)

80) S. die ausführlichen Beſchreibungen dieſes Tempels und ſeines Zubehörs von Völkel über den großen Tempel und die Statue des Jupiters zu Olympia. Leipz. 1794 und Siebenkees. Nürnb. 1795. Vergl. Böttigers Andeutungen S. 94. ff. Von den wenigen Reſten deſſelben ſ. John Spencer Stanhope Olympia or Topography illustrative of the actual state of the Plain of Olympia. London. 1824. Fol.

81) Hygin. Fab. CCXXIII. gibt ihm 60 Fuß

Höhe, welches über die Wahrheit zu ſeyn ſcheint. Den Alten war das eigentliche Maas ſelbſt unbekannt. S. Siebenkees a. a. O. S. 100. f. Der Eindruck aber, den ſeine würdige Geſtalt machte, iſt aus der Geſchichte des L. Aemilius b. Polybius XXX. 15. T. IV. p. 483. und Livius XLV. 48. abzunehmen. Vergl. Dio Chrysost. Or. XII. p. 399. ff.

82) S. außer der Beſchreibung b. Pauſan. I. 24. die Hauptſtelle b. Arrian Diss. Epictet. II. 8, 20. p. 207. ed. Schw. und Böttiger über die Siegesgöttin, in der allgem. Lit. Zeit. 1803. II. Band. S. V.

83) Von dieſem Nebenwerk nimmt Siebenkees am a. O. S. 58. Gelegenheit zu ſagen, Phidias ſey zwar ein großer Künſtler geweſen, erſcheine aber von Seiten des Geſchmacks in einem minder günſtigen Licht; er habe ſich von dem Fehler, alles mit Zierrathen zu überladen nicht losmachen können; ja, die Beſchreibung des Pauſanias von dem Kunſtwerk zu Olympia ſcheine völlig zu entſcheiden, daß ihm der gute Geſchmack nie zur

Seite geſtanden. Bey welchem Urtheil man geneigt wird mit dem Freunde des Sokrates beym Plato (Hippias maj. p. 290. A.) zu fragen: „O du Eingebildeter, glaubſt du denn, daß Phidias das Schöne nicht eben ſo gut gekannt habe, als du?“ Oder ſollte ein Urtheil, das dem erſten Künſtler Griechenlands, in der Blüthe der Kunſt, den ordnenden Geſchmack abſpricht, nicht verwegen genannt werden? Hat es etwa überhaupt den Hellenen an dem Gefühl für ſchickliche Anordnung gefehlt? oder haben ſie nicht ſelbſt in ausgearteten Zeiten jener Beſcheidenheit gehuldigt, die ohne Ueberladung gefällt? Sobald man erwägt, daß hier von einem koloſſalen Werke die Rede iſt, wo das Beywerk ſehr zahlreich ſeyn konnte, ohne der Wirkung des Ganzen zu ſchaden, ſo möchte der raſchgewagte Tadel leicht zuſammen fallen. Nicht anders, wie es ſcheint, hat über ſolches Beywerk an einem andern Koloß des Phidias der einſichtsvolle Quatremère de Quincy geurtheilt (S. Jupiter Olympien p. 118. ff.). Auch Lanzi (über die Sculptur der Alten S. 38.) ſagt: „Phidias

behielt das Kleinliche der vorhergehenden Epoche bey, machte es aber dem Erhabnen dienſtbar.“

84) So finden wir die, obgleich nur idealen Schilde des Achilles und Herakles, in den Beſchreibungen des Homerus und Heſiodus mit reicher Fülle mannichfaltigen Beywerks ausgeſtattet. An der Nemeſis des Phidias zu Brauron war die Krone mit Hirſchen und Bildern der Siegesgöttin verziert; in der Hand hielt ſie eine Schaale, auf welcher Aethiopier gebildet waren; das Piedeſtal aber war rundum mit Bildern umgeben, welche auf die Helena und ihr Geſchlecht Beziehung hatten. Pausan. I. 33. §. 3. u. 7. Von der ſechs und zwanzig Ellen hohen Athene dieſes Künſtlers ſagt Plinius L. XXXVI. s. 4. 4. in scuto ejus Amazonum proelium caelavit intumescente ambitu parmae; ejusdem concava parte deorum et gigantum dimicationem, in soleis vero Lapitharum et Centaurorum. In base autem quod caelavit Pandoras Genesin appellavit. Ibi Dii sunt viginti numero dona ferentes (nach K. O. Müllers glücklicher Vermuthung ſtatt nascentes). Haec

sunt obiter dicta de artifice nunquam satis laudato: *Simul ut noscatur illam magnificentiam aequalem fuisse et in parvis.* Wie reich waren nicht manche Thronen verziert, wie der des Asklepios zu Epidaurus. Pausan. II. 27. §. 2. Der des amykläiſchen Apollo. (Pausan. III. 18. §. 6. seq.) Vergl. Heyne's antiq. Aufſätze I. Th. und Welckers Zeitſchrift I. S. 279. und der von beyden Gelehrten erläuterte Kaſten des Kypſelos (Pausan. V. 17 — 19.), deſſen Bildwerk der Verfaſſer des Jupiter Olympien (P. II. §. IX. p. 124.) wiederherzuſtellen verſucht hat. Vergl. Welcker in der Zeitſchrift für Geſchichte und Auslegung der alten Kunſt I. S. 270. ff. und S. 536. wo der von dem franzöſiſchen Gelehrten verſuchten Anordnung eine andere, haltbarere entgegengeſetzt iſt. Auch die Thüren der Tempel waren häufig mit Bildwerk geziert. Von den Tempelthüren der Minerva zu Syrakus ſagt Cicero Act. in Verr. II. Or. IV. §. 124. incredibile dictu est, quam multi Graeci de valvarum harum pulchritudine scriptum reliquerint. Auch der mit Bildwerk und Statuen überdeckte Katafalk des He-

phäſtio kann hierher gerechnet werden. S. Athen. V. c. 10 Diodor. Sic. L. XIX. 26 — 28. Caylus Abhandl. II. Th. 334. S. und das Grabmal des Mauſolus.

85) Hier wurden die Bilder der Siegerinnen in den junoniſchen Kampfſpielen aufgeſtellt. Pausan. V. 16. §. 2.

86) Plin. XXXIV. c. 4. s. 9. Olympiae.. omnium, qui vicissent statuas dicari mos erat; eorum vero, qui ter ibi superavissent, ex membris ipsorum similitudine expressa, quas iconicas vocant. Welche Menge von Bildſäulen mußte das in dem Laufe mehrerer Jahrhunderte geben! Die Vermuthung von Böttiger in den Andeutungen S. 134. daß man dieſe Statuen durch Abgüſſe vervielfältigt, und in dem Vaterlande der Sieger aufgeſtellt habe, unterſtützt eine Stelle des Lykurgus Or. c. Leocrat. p. 154. und ein Apophthegma Alexanders des Großen über die große Menge ſolcher Statuen zu Miletos b. Plutarch T. II. p. 180. B. Viele Künſtler, welche vorzugsweiſe Statuen von Kämpfern und Kriegern bildeten, macht

Plinius nahmhaft L. XXXIV. s. 19. §. 26 — 34. Von andern Veranlaſſungen zu dieſer Art von Ehrenbezeigung handeln ausführlich Köhler in ſeiner Geschichte der Ehre der Bildsäule bey den Griechen. München. 1818. 4.

87) Livius XXVII. 16. argenti vis ingens facti signatique, signa tabulaeque prope ut Syracusarum ornamenta aequaverint. — Fabius interroganti scribae, quid fieri de signis vellet (ingentis magnitudinis dii sunt suo quisque habitu in modum pugnantium formati), deos iratos Tarentinis relinqui jussit. Zu dieſem Statuenverein gehörte vielleicht der vierzig Cubitos hohe Jupiter, welchen Lucilius erwähnt hat (Satyr. L. XVI.) Lysippi Jupiter ista Transivit quadraginta cubita altu' Tarento. Vergl. Strabo VI. p. 426. B. und ein dreißig Ellen hoher Herkules. Ebend. u. Plutarch. Vit. Fabii Max. c. 22. Facius Vermuthung (Excerpta Art. ex Plut. p. 112.), daß ein Epigramm des Geminus nr. IV. ſich auf dieſe Bildſäule bezöge, hegte ſchon Harduin ad Plin. l. c. p. 647. Vergl. Rycquius de Capitol. c. 25.

88) Ciceros Reden gegen den Verres ſind voll von Zeugniſſen. Von den minder bedeutenden Schätzen dieſer Art, mit denen auch Privathäuſer angefüllt waren, ſagt er Act. II. Or. IV. §. 46. credo tum, quum Sicilia florebat opibus et copiis, magna artificia fuisse in ea insula. Nam domus erat ante istum praetorem nulla paulo locupletior, qua in domo haec non essent, etiamsi praeterea nihil esset argenti: patella grandis cum sigillis ac simulacris deorum; patera, qua mulieres ad res divinas uterentur, turibulum. Haec autem omnia antiquo opere et summo artificio facta: ut hoc liceret suspicari, fuisse aliquando apud Siculos peraeque proportione caetera; sed quibus multa fortuna ademisset, tamen apud eos remansisse ea, quae religio retinuisset.

89) Vergl. Diodor. Sic. XIII. 82. Riedeſels Reiſen S. 26. Winkelmanns Werke I. S. 299. und andere. Ueber Solinus S. Memorie sulle opere di sculture in Selinunte ultimamente scoperte di Pietro Pisani. Palermo. 1823. 8. Selinuntian Sculptures by Harris and Augell. H. Rein-

ganum Selinus und sein Gebiet. Leipzig. 1827. Die Ueberbleibſel von Agrigentum, deſſen Tempel ſchon den Alten Erſtaunen erregte, ſind in neuerer Zeit öfters beſucht, einige beſſer aufgedeckt und ſorgfältiger beſchrieben worden. Wir erwähnen hier Saggio sul tempio del Dio Olimpico, recentemente disotterato in Agrigento. Palermo. 1814. Lettera di Rafaello Politi sul rinomato tempio di Giove Olympico in Agrigento. Palermo. 1819. und Leo Klenze Tempel des olympischen Jupiter zu Agrigent, nach den neusten Ausgrabungen dargestellt. München.

90) Plutarch. Vit. Marcelli c. 21. Die alte Zeit rühmend ſagt Salluſtius: illi deorum delubra pietate, domos suas gloria decorabant, neque victis quidquam praeter injuriae licentiam eripiebant. Bell. Catil c. 12. In ältern Zeiten trieben nur Fremde die Kunſt, kein römiſcher Bürger. Dionys. Halic. Arch. Rom. IX. p. 583.

91) Virgil. Aen. VI. 848. Excudent alii spirantia mollius aera, Credo equidem, vivos ducent de marmore voltus .... Tu regere imperio populos, Romane, memento; Hae tibi erunt artes.

92) Der Gebrauch der römiſchen Kunſt in äl- terer Zeit war nicht auf Schmuck und Genuß ge- richtet, ſondern auf religiöſe und politiſche Zwecke. Die Poeſie kam ihr nicht, wie den Hellenen, zu Hülfe. Nach altem römiſchen Sinn ſagt Cato beym Livius XXXIV. 4. Infeſta, mihi credite, signa ab Syracuſis illata ſunt huic urbi. Jam nimis mul- tos audio Corinthi et Athenarum ornamenta lau- dantes mirantesque, et ante fixa fictilia deorum Ro- manorum ridentes. Ego hos malo propitios deos, et ita ſpero futuros, ſi in ſuis ſedibus manere pa- tiemur. Dieſer Art zu urtheilen bequemt ſich auch Cicero in ſolchen Werken, die für ein größeres Publicum beſtimmt waren. So in den Verriniſchen Reden (in Verr. Act. II. Or. IV. §. 132.): Hic ornatus, haec opera atque artificia, ſigna, tabulae pictae, Graecos homines nimio opere delectant. Itaque ex illorum querimoniis intelligere poſſumus, haec illis acerbiſſima videri, quae forsitan nobis levia et con- temnenda eſſe videantur. Mihi credite, judices, quum multas acceperint per hosce annos ſocii at- que exterae nationes calamitates et injurias, nullas Graeci homines gravius tulerunt, nec ferunt, quam

hujusmodi spoliationes fanorum atque oppidorum. In eben dem Sinn ſagt Plinius XXXV. s. 45. wo er von der Plaſtik in weichen Maſſen handelt: elaboratam hanc artem Italiae et maxime Etruriae, Turianumque a Fregellis accitum, cui locaret Tarquinius Priscus effigiem Jovis in Capitolio dicandam ... Hae (fictiles) tum effigies Deûm erant laudatissimae. Nec poenitet nos illorum, qui tales Deos coluere. Aurum enim et argentum ne Diis quidem conficiebant, und weiterhin s. 46. fastigia (fictilia) quidem templorum etiam in Urbe crebra et in municipiis, mira caelatura, et arte aevique firmitate sanctiora auro, certe innocentiora. Vergl. Varro de Vita Pop. Rom. ap. Nonium c. VIII. §. 87. C. II. §. 714. seq. Aus andern Gründen mißbilligt Polybius die Vertauſchung des Alten mit dem Neuen IX. c. 10. T. III. p. 113. seq. indem er unter andern meint, es ſey beſſer geweſen, jene Schätze mit dem daran haftenden Neid an ihren Plätzen zu laſſen, und das Vaterland durch Großmuth und Tugenden lieber als durch Bilder und Statuen zu ſchmücken.

93) Livius XXV. 40. Marcellus, captis Syracusis, . . . ut non modo suam gloriam, sed etiam majestatem populi Romani augeret, ornamenta urbis, signa, tabulasque, quibus abundabant Syracusae, Romam devexit. Hostium quidem illa spolia et parta belli jure; ceterum inde primum initium mirandi Graecarum artium opera, licentiaeque huic sacra profanaque omnia vulgo spoliandi factum est. Vgl. XXVI. 21. u. Cic. in Verr. Act. II. Or. IV. §. 120. Das Recht, auch die Statuen der Götter aus den Tempeln der eroberten Götter zu nehmen, gründete ſich auf den Glauben, daß durch die Eroberung heilige Orte profan werden. S. oben not. 1. Daher Cicero in Verr. Act. II. Or. IV. §. 122. von gewiſſen Gemählden: has tabulas M. Marcellus, *quum omnia illa victoria sua profana fecisset*, tamen religione impeditus non attigit. Marcellus rühmte ſich, ſeine Landsleute zuerſt gelehrt zu haben, Griechenlands Kunſtwerke zu ſchätzen, ob ihn ſchon viele tadelten, daß er nicht nur Menſchen, ſondern auch Götter gefangen führe, und ein einfaches, kriegeriſches Volk veranlaßt habe, müſſig über die Kunſt zu plaudern. Plutarch.

Vit. Marcelli c. 21. Daß es übrigens ein alter Gebrauch bey Barbaren und Hellenen war, Werke der Kunſt den beſiegten Völkern zu entführen, thut Pauſanias VIII. 46. dar. Urſprünglich hatte er einen religiöſen Grund. Denn die Sieger glaubten ihrer Eroberung erſt dann gewiß zu ſeyn, wenn auch die Götter des bezwungenen Volkes zu ihnen übergingen. Als Furius Camillus im Begriff war Veji zu ſtürmen, betete er zu der Schutzgöttin der Stadt: „Auch dich, Juno Regina, die du jetzt Veji bewohnſt, rufe ich an, daß du uns, den Siegern, in unſre, und bald auch deine Stadt folgeſt, wo dich ein deiner Würde angemeſſener Tempel empfangen ſoll.“ Und am folgenden Tag, als die Stadt erobert war, gingen auserleſene Jünglinge, geſchmückt und in feyerlichem Zuge zu dem Tempel der Juno, erſuchten ſie ehrfurchtsvoll um ihre Einſtimmung, und als dieſe ſo wie es ſchien erfolgt war, nahmen ſie das Bild von ſeinem Platze weg, und trugen es nach Rom, wo ihm Camillus nachher den gelobten Tempel erbaute. S. Livius V. 21. 22. Dieſes war unter den Römern der erſte Fall dieſer Art. S. L. Völkel

Ueber die Wegführung der Kunſtwerke aus den eroberten Ländern nach Rom. Leipzig. 1798. und F. K. L. Sickler Geschichte der Wegnahme und Abführung vorzüglicher Kunstwerke aus den eroberten Ländern in die Länder der Sieger. Gotha. 1803.

94) Er zeigte am erſten Tage ſeines Triumphes eine Menge Statuen von Marmor und Erz, und am zweyten viele koſtbare Gefäße, meiſt mit erhabener Arbeit und von großer Kunſt. Liv. XXXIV. 52.

95) Livius XXXIX. 5.

96) Livius XLV. 39. Plut. Vit. Pauli. Aemil. c.32.

97) Das Kapitol ward durch dieſe Triumphe eine der reichſten und herrlichſten Kunſtſammlungen. Ueber die hier aufgehäuften Schätze ſ. Rycquius de Capitol. c. 23—27. Von dieſen iſt vornemlich die Stelle Plutarchs de Rom. Fortuna T. II. p. 325. E. zu verſtehen, wo er den Glanz und Reichthum der Weihgeſchenke, den Wetteifer der Künſte, die Geſchenke der Städte und Könige,

die Gaben der Länder und Meere rühmt, die in Rom zuſammengefloſſen.

98) Von Marcellus Betragen nach der Einnahme von Syrakus ſagt Cicero rühmend, in Verr. Act. II. Or. IV. §. 120. Romam quae asportata sunt ad aedem Honoris et Virtutis, itemque aliis in locis videmus: nihil in aedibus, nihil in hortis posuit, nihil in suburbano: putavit si Urbis ornamenta domum suam non contulisset, domum suam ornamento Urbi futuram.

99) Livius X. 7. XXIII. 23. Plin. XXXV. 2.

100) Worte Salluſts von Sullas Feldzug in Aſien, de Bell. Catil. c. 11. Ibi primum insuevit exercitus potare, signa, tabulas pictas, vasa caelata mirari, ea privatim ac publice rapere, delubra deorum spoliare, sacra profana omnia polluere.

101) Juvenal. Sat. VIII. 99 — 112. Vergl. Cicero Or. pro Domo ad Pontif. c. 43.

102) Plin. XXXVI. s. 4. 11. Cäſar und Auguſtus ſammelten theils zu eignem Gebrauch, theils

zur Verſchönerung der Stadt. Plin. XXXV. s. 10. Das martiſche Feld, das Forum Trajani und ſo manche andre Plätze Roms glichen Kunſtſälen. S. Nibby Beſchreibung des Forum Romanum und der Via Sacra, nebſt den umliegenden Monumenten, überſ. von Chriſt. Müller. Stuttg. 1824. 8. Lamprid. Vit. Alex. Severi c. 26. Nach vielen Bränden und tauſendfältigen Unfällen ſah Procopius noch viele herrliche Statuen von Lyſippus, Phidias und Myron auf dem römiſchen Markt. Procop. de Bell. Goth. IV. 21. Vergl. Fea sulle Rovine di Roma p. 355. Nachdem Strabo V. p. 236. (T. II. p. 168.) von den Wegen und Waſſerleitungen Roms geſprochen, fährt er fort: „Die alten Römer achteten wenig auf die Schönheit, indem ſie mit größern und nothwendigeren Dingen beſchäftigt waren; aber die Spätern, und vornemlich die zu unſerer Zeit lebenden ſind auch hierinne nicht zurückgeblieben, ſondern haben die Stadt mit vielen und ſchönen Gaben erfüllt.“ Nachdem er hierauf die Herrlichkeit des Marsfeldes beſchrieben, ſeine Porticos rund umher, ſeine Haine und Tempel, ſeine Theater und Amphitheater,

„Alles ſo verbunden und herrlich, daß man die Stadt ſelbſt nur für das Nebenwerk zu halten geneigt wird;“ fährt er fort: „Tritt man hingegen in ſie ein auf das alte Forum, und ſieht, wie ſich eines an das andre reiht, und die königlichen Hallen (die Baſiliken) und Tempel, das Kapitolium und die Kunſtwerke daſelbſt, und die im Palatio und in dem Wandelgange der Livia, dann vergißt man leicht Alles, was man außerhalb geſehen hat.“

103) Caſsiodor. Varior. VII. 15. Has (statuas) primum in Italia Tusci invenisse referuntur, quas amplexa posteritas pene parem populum urbi dedit, quam natura procreavit. Nachdem dieſer Schriftſteller die bekannten Wunder der Welt genannt, ruft er voll Erſtaunens über die Herrlichkeit Roms aus: Sed quis illa ulterius praecipua putabit, quum in una urbe tot stupenda conspexerit? Habuerunt honorem, quia praecesserunt tempore... Nunc autem potest esse veridicum, si universa Roma dicatur esse miraculum. Und doch war auch damals Griechenland wohl noch nicht ganz ausge-

leert, und Konſtantinopel wenigſtens mit Kunſtſchätzen angefüllt. S. Heyne Comment. de priscae Artis Operibus, quae CPoli extitisse memorantur, in Comment. Societ. reg. T. XI. und Deſſelben Comm. de Interitu Operum cum antiquae tum serioris artis, quae CPoli fuisse memorantur. Ibid. T. XII.

„Als der berühmte Florentiner Poggio, Staatsſecretär bey ſieben Päpſten und bey der Coſtnitzer Kirchenverſammlung zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts ſein für alle Zeiten merkwürdiges Buch: Ueber den Glückswechſel der Stadt, ſchrieb, waren dem alles erkundenden Forſcher des Alterthums in Rom ſelbſt nur fünf Marmorbilder und eine einzige Bildſäule aus Bronze bekannt. Auf ſechs Statuen war alſo damals die alte ſtolze Städtekönigin zurückgebracht.“ Böttiger über Muſeen und Antikenſammlungen S. 13. und in der beygegebenen Anmerkung: „Die Stelle heißt: de varietate fortunae urbis Romae p. 20. ex innumeris ferme colossis statuisque tum marmoreis, tum aeneis — marmoreas quinque tantum, quatuor in Constantini thermis, duas stantes pone equos, Phi-

diae et Praxitelis opus; duas recubantes: quintam in foro Martis statuam, quae hodie Martis fori nomen tenet, atque aeneam solam equestrem, quae est ad basilicam Lateranensem. Vergl. Roscoe's Life of Lorenzo de Medici. T. II. p. 197. Alſo kannte man damals nur die zwey Coloſſen von Monte Cavallo, die zwey Flußſtatuen vom Nil und von der Tiber, den Marforio und den Marc. Aurel zu Pferde auf dem Capitol, und die innumerabiles, quae supersunt, statuae, die Petrarcha de remediis utriusque fortunae I. Dial. 41. p. 39. erwähnt, müſſen wohl eine poetiſche Rhetorication, oder nicht von Rom allein zu verſtehen ſeyn. Wie groß iſt der Contraſt mit dem neuern Rom und ſeinen Sammlungen in unſern Tagen, wo der gelehrte Lanzi in der Unterredung mit Don Carlos Andres im Jahr 1787. zu Rom ſo viel Köpfe der Antiken dort herausbrachte, als damals Einwohner Roms (170,000) gezählt wurden. S. Andres Reiſen durch Italien. Th. I. S. 152."

104) Wie viele Schätze hat nicht die einzige Villa Tiburtina des Hadrianus den Muſeen gelie-

fert! In der Nähe von Capo d'Anzio iſt der Apollo von Belvedere, der Borgheſiſche Fechter und der Torſo der Venus gefunden worden. S. Amalthea. 3. Theil. S. 5. ff.

105) So ſagt Plinius L. XXXVI. s. 4. 7. 8. indem er von einer Statue der Venus ſpricht, welche die gnidiſche noch übertroffen habe, Romae quidem multitudo operum eam obliterat, ac magni negotiorum officiorumque acervi omnes a contemplatione talium abducunt, quoniam otiosorum et in magno loci silentio apta admiratio talis est.

106) Viele der Alten glaubten, daß es unmöglich ſey, die Gottheit anders als unter menſchlicher Geſtalt zu denken. Cicero de Nat. Deor. I. 46. f. hält mit Herodot. I. 131. die menſchliche Geſtalt für das characteriſtiſche Merkmal der helleniſchen Religion. Vortreflich bemerkt Creuzer in ſeinem gelehrten und geiſtreichen Werk über Symbolik und Mythologie I. 4. Cap. §. 52. S. 141. f. daß bey den aſiatiſchen Völkern die Tempelbilder nur als Erinnerungen an das Unendliche dienen ſollten, und daher mit Symbolen überladen

wurden; der Hellene hingegen die Menſchengeſtalt als das ſichtbare Gefäß göttlicher Weisheit (Dio Chrysost. Orat. XII. p. 404. ed. R.) zur Darſtellung des Unſichtbaren gebrauchte, und ſie geläutert und veredelt zum Gegenſtand der Verehrung erhob. So war auch der Religion der Griechen jener Charakter der Naivetät aufgedrückt, den wir in ihrem ganzen Leben und in ihrer Poeſie wiederfinden.

107) Aristides Orat. Platon. I. T. II. p. 27. ed. Jebb.

108) Nach Herodotus II. 142. 143. ſtellten die Aegypter nur die Prieſter der Götter, nicht die Götter ſelbſt in menſchlicher Geſtalt vor. Es iſt in neuerer Zeit häufig die Frage aufgeworfen worden, ob die Griechen ihre Kunſt den Aegyptern verdankten. Gründe der Bejahung hat Böttiger in der Archäologie der Mahlerey S. 26. ff. Hirt in der Amalthea 2. Th. S. 42. f. zuſammengeſtellt. Mit Recht aber ſagt der erſtere: „Der ächten griechiſchen Originalität geſchieht dadurch kein Eintrag. Frey von den Feſſeln des Prieſter-

gebotes, durch Homers und Heſiodus Götterdichtungen und eine ſich frey bewegende Heroenwelt begeiſtert, bildete der plaſtiſche Grieche was er aus Aegypten in roher Größe empfangen hatte, bis zu den höchſten Idealen der Götterformen aus, und ward ſelbſtſtändiger Schöpfer, wo ſeine erſten Lehrer ſtets unmündige Knechte der Ueberlieferung blieben." Eben ſo urtheilt Quatremère de Quincy im Jupiter Olympien p. 7. „Was liegt daran, von welchen Lehrern die Griechen die erſten Töne der Nachahmung ſtammeln gelernt, wenn das Wiſſen dieſer Lehrer ſelbſt immer in der Wiege geblieben iſt? Man darf nur den Pauſanias durchlaufen, um ſich zu überzeugen, daß die Griechen in dem, was man Kunſt zu nennen berechtigt iſt, ihre eignen Lehrer und Muſter waren. Auch kann man dort alle Stufen der Kunſt finden, die ſie vom Jupiter Caſius bis zu dem Zeus des Phidias durchliefen."

109) Pausan. II. 4. §. 5. Damit ſtimmt überein, was Aeſchylus geſagt haben ſoll (Porphyr. de Abstin. II. §. 18.) als er einen von ihm gefer-

tigten Päan mit einem des Tynnichus verglich, der ſeinige werde, im Vergleiche mit dieſem, das Schickſal der alten Bilder haben. Denn dieſe, obgleich ſehr einfach, ſchienen doch göttlich, die neuern, und ſorgfältig gearbeiteten aber, würden zwar bewundert, enthielten aber wenig Göttliches.

110) Plato de Rep. III. p. 401. B. (Tom. VI. p. 292. ed. Bip.)

111) θεοὶ ῥεῖα ζώοντες. Ilias VI. 138.

112) Plato de Rep. III. p. 402. D.

113) Was Philo von Byzanz (Gronov. Thes. Tom. VIII. p. 2654.) von den Pyramiden ſagt, „daß der Menſch durch ſie zu den Göttern empor, oder die Götter zu den Menſchen herabſteigen," kann mit weit größerem Recht von den Werken der griechiſchen Plaſtik geſagt werden. Auch zu minder empfänglichen Gemüthern mußten Geſtalten ſprechen, in denen das Licht einer ſeligen Heiterkeit den Ernſt ſtiller Würde durchſtrahlt. Was auch manche zur Herabwürdigung der griechiſchen Nation geſagt haben, die allerdings auch,

wie jede andre, das Loos der menſchlichen Schwachheit theilte; die ſtummen Werke ihrer Kunſt ſind ihre beredteſten Vertheidiger. Wäre nicht Maaß und Ernſt, Würde und Heiterkeit in ihrem Gemüthe geweſen, wie wäre er in jene Werke gekommen? Solche Eigenſchaften werden nicht angelernt, nicht angedichtet; und wenn ſie es wären, wie könnte ihre Wirkſamkeit ſo tief, ſo allgemein und ſo dauernd ſeyn?

114) Neue und treflich erläuternde Vergleichungen der plaſtiſchen Kunſt mit der Poeſie der Griechen, vornemlich in Beziehung auf die Tragödie ſ. in A. W. von Schlegels Vorleſungen über die dramat. Poeſie. 1. Th. 126. S.

115) Auch der griechiſche Aberglaube begnügte ſich mit ſolchen Symbolen, wenn ſie ihm aus dem grauen Alterthume überliefert oder durch andre auſſerordentliche Umſtände empfohlen wurden. So war das Bild der Naturgöttin, die als Venus Urania zu Paphos verehrt ward, ein kegelförmiger Stein (Tacit. II. Histor. 3.), welcher mit dem Fortgange der Zeit in einen Hermaphrodit über-

ging (S. Heinrich de Hermaphrodito.). Desgleichen auch der in Syrien verehrte Zeus Caſius (S. Anim. ad Anthol. Gr. Tom. II. 2. p. 322. s.), die zu Peſſinus in Phrygien verehrte Mutter der Götter, welche Attalus den Römern auf ihre Bitte überließ (sacrum lapidem, quem matrem Deûm esse incolae dicebant. Livius XXIX. 11.); auch das älteſte Bild des Eros zu Theſpiä, welches ein roher Stein war (Pausan. IX. 27, 1.); und die Charitinnen bey Orchomenos in ihrem älteſten Tempel, Steine, die vom Himmel gefallen waren (Pausan. IX. 37, 1.), und ſo viele andere ähnlichen Urſprungs (S. Marsham. Chronic. p. 56. ed. Lips.), auf welche die Naturkunde unſrer Zeit ein helleres Licht geworfen hat. S. Münter über die vom Himmel gefallenen Steine der Alten Bätylien genannt. Böttiger Ideen zur Kunſtmythologie S. 280. Beyſpiele von bedeutungsvollen Ungeſtalten gibt Creuzer in der oben angeführten Stelle S. 140.

116) Nicht bloß die verſchiedenen Alter in verſchiedenen Claſſen von Weſen, wie die aufgehende Blüthe der Jugend in Genien und Amorn,

die entfaltete im Bakchos, Apoll und Hermes; die männliche Kraft im Zeus und Poſeidon; ſondern auch oft in Einer und derſelben Natur. So durchläuft der Herkules der Kunſtwelt alle Stufen des Alters, und ſtellt die unbezwingbare Stärke von der Wiege bis zu ſeiner Vergötterung, alſo noch über die Grenzen des menſchlichen Lebens, dar.

117) S. über die Bedeutung der Faunen und Satyrn in der Kunſt einige geiſtreiche und aus dem Weſen des Hellenismus geſchöpfte Bemerkungen in Herders Briefen zur Beförderung der Humanität. VI. S. 63. ff. Auch die Thiere ſelbſt wurden bey der Darſtellung der feſtlichen Aufzüge eines Bakchos, einer Thetis, eines Neptun und bey andern Veranlaſſungen in den Kunſtkreis gezogen.

118) Man denke nur an die zierlich gekleideten und geſchmückten Jünglinge und Jungfrauen bey religiöſen Prozeſſionen, an die Korbträgerinnen, die geſchmückten Führer der Opferthiere und die Opferthiere ſelbſt, welche immer die auserleſenſten waren. Die äuſſern Vortheile, welche die

alte Religion in dieſer Rückſicht der bildenden Kunſt gewährte, ſind gut zuſammengeſtellt in David's Preisſchrift Récherches sur l'Art statuaire chez les anciens et chez les modernes. à Paris. 1805. p. 92. sq. Ueber die religiöſen Tänze insbeſondre ſ. Böttigers Andeutungen S. 154. ff.

119) S. Böttigers Andeutungen S. 112. 134. 143.

120) Der Eindruck, den die Majeſtät dieſes Koloſſes an jener Stelle machte, iſt aus der, von mehrern wiederholten Geſchichte des Paulus Aemilius bekannt. S. Polyb. XXX. 15. T. IV. p. 483. Liv. XLV. c. 28. Plut. Vit. Pauli Aem. c. 28. Quintil. XII. 10, 9.

121) Dieſe Worte ſind nicht in der Meinung geſchrieben, die Einwirkung des Klima und ſeine Wichtigkeit für die Kunſt abzuleugnen, oder als geringfügig darzuſtellen; ſondern vielmehr weil wir glaubten, daß ſich dieſe Einwirkung in derjenigen Rückſicht, in welcher das Klima von Hellas gewöhnlich erwähnt wird, faſt von ſelbſt verſtände.

Ein ſtrenger Beurtheiler unſrer Rede hat auch dieſe Worte in Anſpruch genommen, und mich belehrt, daß die Natur, die man häufig ſieht, alle ſchöne Kunſt von Außen her beſtimmt, und daß insbeſondre das helleniſche Klima die Uebungen der Gymnaſien, und dieſe das Studium des Nackten erleichterten. Hierüber konnte, auch bey einem faſt undenkbaren Mangel an Kenntniß deſſen, was die Ausübung der Kunſt fordert, wohl ſchwerlich ein Zweifel obwalten. Auch mochte das, was weiter unten von den Vortheilen des öffentlichen Lebens „in Rückſicht auf die Betrachtung der Natur in ihren aufrichtigſten Aeußerungen" bemerkt wird, hinlänglich zeigen, daß die Vortheile einer ſchönen Natur für die nachahmenden Künſte nicht überſehen worden.

122) S. Thucyd. II. 14. 16. Pauw Récherches sur les Grecs T. I. p. 17. seq. Auf dem Lande waren die Wohnungen der Bürger ſchöner und beſſer geſchmückt, als in der Stadt. Isocrat. Areopag. c. 20. T. I. p. 148. ed. Coray. Vergl. Thucyd. II. 64.

123) Dio Chrysost. Or. XXX. p. 550. 18. ed. R.

124) Geordnete Demokratien haben nur unter einem gemäßigten und gleichförmigen Klima ſtatt; nie hat ſich eine ſolche unter einem rauhen nördlichen Himmel oder in ſehr heißen Ländern geſtalten können.

125) Demosth. Or. c. Aristog. p. 836.

126) Daß das herrſchende Volk die Stadt für ſich ſchmückte und zu ſeiner Bequemlichkeit einrichtete, ſagt Xenoph. de Rep. Athen. c. II. 9. 10.

127) S. Stieglitz Archaeol. der Baukunst I. 35. III. 151. f. Dem Midias, einem reichen Manne, macht es Demoſthenes (Or. c. Mid. p. 565.) zum Vorwurf, daß er zu Eleuſis ein großes Haus gebaut. Von den Bürgern der alten Zeit ſprechend, ſagt derſelbe Redner (Olynth. II.): „Sie verſchönerten die Stadt mit öffentlichen Gebäuden, und führten ſo viele und herrliche Tempel auf, und ſchmückten dieſe mit ſo ſchönen Geſchenken aus, daß ihren Nachkommen alle Hoffnung ſie zu übertreffen, benommen ward. Als

Privatleute aber waren ſie ſo mäßig, daß, wer von Euch die Wohnung eines Ariſtides, eines Miltiades und anderer damals berühmten Männer kennt, leicht ſehen kann, daß ſie in Anſehung ihrer Wohnungen nichts vor ihren Nachbarn voraus hatten. Denn ſie verwalteten den Staat nicht zu ihrem eigenen Vortheil, ſondern jeder hielt es für Pflicht, das Beſte des Ganzen zu fördern.“ Vergl. Strabo V. p. 235. (Tom. II. p. 167.) und Böckh's Staatshaushaltung der Athener. 1. Th. S. 69. ff.

128) Bis zu den Zeiten Alexanders und ſeiner Nachfolger aß zu Athen jedermann auf irdnem Geſchirr. Athen. VI. p. 229. Vergl. Meiners über den Luxus der Athenienſer S. 53. f. S. 87. Nach griechiſchem Sinn urtheilt daher Plutarch (Vit. Luculli c. 39.) ganz richtig, daß es eine Schwachheit und Kinderey des Lucullus geweſen, Säulengänge und Bäder anzulegen, noch mehr aber Gemählde und Statuen zu ſammeln. Auch in den reichſten griechiſchen Häuſern hatte man keine Statuen, an die immer ein religiöſer Begriff geknüpft war, der ſie als Gegenſtände des Luxus zu

dienen untauglich machte. Wenigſtens wurden ſie dann an beſonders geweihten Plätzen und in Hauskapellen aufgeſtellt. Cicero Actio in Verr. II. Orat. IV. §. 4. Daher baute auch Hortenſius für die Argonauten des Kydias eine beſondere Kapelle in ſeinem Tuskulanum. Plin. XXXV. s. 40.

129) S. Lysias. p. 374. seq. Luciani Demosthen. c. 16. T. IX. p. 145. ed. Bip. Meiners über den Luxus der Athen. S. 67. Daß die Verſchönerung der Städte als etwas religiöſes betrachtet wurde, erhellt unter andern aus Cicero Act. in Verr. II. Or. II. §. 21. et 36.

130) Es wird ewig der Ruhm des Alterthums ſeyn, daß es Viel mit Wenigem that. Die Geſchichte des ungleichen Kampfes bey Marathon, und jener unſterblichen Dreyhundert, deren Untergang ein Sieg war, wiederholt ſich in unzähligen Erſcheinungen der alten Welt. Die einfache Organiſation ihrer Staaten, die ſo Großes ausführten; die anſpruchloſe Einrichtung ihrer Gedichte, die ſo mächtig wirken; die ſtille Ruhe ihrer Kunſtwerke, die ſo laut zur Seele ſpricht; überall finden wir jene

weiſe Sparſamkeit, die dem großen Genius der Natur abgelernt ſcheint, und eben darum das untrüglichſte Kennzeichen der Genialität iſt.

131) Plin. XXXV. 9. Plutarch. Vit. Cimon. c. 4.

132) Plin. XXXV. c. 10. s. 37.

133) Was Diderot (S. Propylae. II. 2. p. 35.) dem jungen Künſtler zu thun räth, geſchah hier von ſelbſt und abſichtlos; er lernte, wie der junge Redner, nachdem er das Dunkel der Schule verlaſſen hatte, auf dem Markte und vor den Tribunalen, in ſteter Berührung mit der regen Welt umher, das Studium der Schule zu beſeelen, und dem todten Leibe der Theorie einen lebendigen Athem einzuhauchen. Vergl. Visconti in der Denkſchrift S. 49.

134) Die Wahrheit möchte indeſſen auch hier immer noch mehr auf Winkelmann's Seite ſeyn, als bey de Pauw (Réch. sur les Grecs T. II. p. 71. seq.), welcher, ſeiner Gewohnheit nach, einzelnen Wahrnehmungen eine ungebührliche Ausdehnung giebt, auch wohl durch irrige Deutung die Facta entſtellt. Gewiß waren die Hellenen ein

ausgezeichnet wohlgebildeter Menſchenſchlag, wie denn auch noch jetzt die Bewohner jener Gegenden zu den wohlgebildeten gehören (S. Kruſen's Fragen über das heutige Griechenland S. 20. ff.); nur muß man nicht in jedem Individuum Vollkommenheit ſuchen.

135) Ich will hier nicht das Beyſpiel des Sokrates anführen, deſſen ganzes Vermögen ſich höchſtens auf fünf Minen (180 fl.) belief (Xenophon Oeconom. c. 2.); aber um dieſelbe Zeit beſaß der Vater des Redners Lyſias, ein ſehr wohlhabender Mann, nicht mehr als fünf und ein halbes Talent (noch nicht zwölftauſend Gulden) (Lysiae Or. p. 179. seq.) und alles Hausgeräthe eines Mannes, der in funfzig Jahren, zum Beſten des Volkes, neun und ein Drittel Talent aufgewendet hatte, betrug nicht mehr als hundert Drachmen (ſechs und dreißig Gulden) und dieſe Summe war größer als irgend eine, die noch aus den confiſcirten Gütern eines Bürgers gelöſt worden war (Lysias p. 343 u. 513.). Dieſe und ähnliche Beyſpiele, verbunden mit vielen andern Andeutungen, zeigen, daß das Leben der Griechen (und ganz insbeſondere der Athenäer)

überaus nüchtern war, und dieſe Nüchternheit muß zu den Urſachen ihrer Vortreflichkeit gerechnet werden (S. vornemlich Böckh's Staatshaushaltung der Athener. 1. Th. S. 110. f.). Bey der leichten Befriedigung geringer Bedürfniſſe unterlag das geniale Leben des Geiſtes nicht leicht den Laſten eines fälſchlich ſogenannten Berufes, der nur den Leib nährt, während der Geiſt erſtirbt. Gewiß war unter den Griechen die Anzahl derer nur klein, deren Kraft, wenn ſie einmal zum Bewußtſeyn gekommen war, in Trübſal und Armuth erloſch. Ihr Beruf war meiſt ein wahrhafter und innerer, und ſie durften ihm leben; während in der modernen Welt das, was man den Beruf nennt, meiſt nur ein Nothſtand, ein Werk des Eigennutzes oder willkührlicher Beſtimmung iſt, alſo keineswegs frey. So kann uns daher auch, bey der ganzen Geſtaltung unſers Lebens, der höhere Beruf, welchen Genialität verleiht, nur als eine, meiſt bedenkliche und gefahrvolle Nebenſache erſcheinen, die ſich ſo wenig in das übrige Leben fügt, daß es Eltern nicht zu verargen iſt, wenn ſie vor dem Schickſale genialer Kinder zittern.

Dieſer Widerſtreit des innern und äußern Lebens iſt auf einem milden Wege nicht mehr beyzulegen. Es würde daher ungerecht ſeyn, über die Halbheit zu klagen, mit welcher unter uns im gewöhnlichen Falle die Künſte getrieben werden; vielmehr verdient das, was dennoch geleiſtet wird, unſere größte Bewunderung.

136) Plutarch. Vit. Pericl. c. 14. Heyne's antiquariſche Aufſätze. I. S. 198.

„Alles, was von ſchweren oder kleinen Anfängen zu großer Macht und Höhe herangewachſen, iſt durch Begeiſterung groß geworden. So Reiche und Staaten, Künſte und Wiſſenſchaften. Aber nicht die Kraft des Einzelnen richtet es aus; nur der Geiſt, der ſich im Ganzen verbreitet. Die Kunſt insbeſondre iſt, wie die zartern Pflanzen von Luft und Witterung, ſo von öffentlicher Stimmung abhängig; ſie bedarf eines allgemeinen Enthuſiasmus für Erhabenheit und Schönheit, wie jener, der in dem Medicäiſchen Zeitalter gleich einem warmen Frühlingshauche alle die großen Geiſter zumal und auf der Stelle hervorrief; einer Ver-

faſſung, wie ſie uns Perikles im Lobe Athens ſchildert, und die uns die milde Herrſchaft eines väterlichen Regenten ſicherer und dauernder als Volksregierung gewährt; wo jede Kraft freywillig ſich regt, jedes Talent mit Luſt ſich zeigt, weil jeder nur nach ſeiner Würdigkeit geſchätzt wird; wo Unthätigkeit Schande iſt, Gemeinheit nicht Lob bringt; ſondern nach einem hochgeſteckten, außerordentlichen Ziel geſtrebt wird. Nur dann, wann das öffentliche Leben durch die nämlichen Kräfte in Bewegung geſetzt wird, durch welche die Kunſt ſich erhebt, nur dann kann dieſe von ihm Vortheil ziehn; denn ſie kann ſich, ohne den Adel ihrer Natur aufzugeben, nach nichts Aeußerem richten." Schellings philos. Schriften. 1. Band. S. 384.

137) Herodot. VII. 102.

138) Isocrat. Symmach. c. 38. T. I. p. 182. ed. Coray.

139) Wie z. B. Kleobis und Biton in dem Tempel Apollos zu Argos. Pausan. II. 20. p. 255. und wiederum als ein Weihgeſchenk der Argiver zu Delphi. Herodot. I. 31. Als ein Beyſpiel ande-

rer Art diene das Abbild der Brücke, welche Mandrokles über den Hellespontos geſchlagen hatte, und das in dem Tempel der ſamiſchen Hera gezeigt wurde. Herodot. IV. 88.

140) Dio Chrysost. Or. XXXI. p. 575. ed. R. Vergl. Plin. XXXIV. c. 4. s. 9. Jam omnium municipiorum foris statuae ornamentum esse coeperunt, prorogarique memoria hominum, et honores legendi aevo basibus inscribi, ne in sepulcris tantum legerentur. S. vorzüglich die ſchon oben erwähnte gelehrte Schrift des Staatsraths von Köhler über die Ehre der Bildſäule bey den Griechen.

141) Pind. Olymp. II. 154. σοφὸς ὁ πολλὰ εἰδὼς φυᾷ.

142) Das was das Abzeichen der helleniſchen Bildung war, innere Harmonie, ging in die Kunſt über, welche ohne jene, bey allen äußern Vortheilen, dennoch nur Stümperey oder eine geiſtloſe Copirkunſt geblieben wäre. Indem aber das innere Weſen, in welchem ſich männliche Kraft und jungfräuliche Scheu umfingen, in der Kunſt zur Erſcheinung ward, wurden die Werke derſel-

ben, ohne ausgeſprochne und deutliche Geſetze des Geſchmacks, dennoch muſterhaft, und ſpiegelten die innere Vollkommenheit, aus der ſie erſchaffen waren. Wer der Treflichkeit ſeiner Natur vertrauen kann, bedarf kein äſthetiſches Geſetzbuch; er iſt ſich ſelbſt ein Geſetz. Nachdem man aber nicht bloß den mechaniſchen Theil der Kunſt, welcher allein erlernbar iſt, und keinem Künſtler erlaſſen werden kann, ſondern auch den genialen nach Regeln zu lehren verſucht hat, iſt der Wahn entſtanden, daß durch endliche Kräfte das Unendliche, die Schönheit durch den Begriff geſchaffen, und ſogar auch die Bildung des innern Menſchen durch äußern Mechanismus entbehrlich gemacht werden könne. Indeß mag ſich die Kunſt über dieſen Irrwahn mit der Tugend tröſten, die auf gleiche Weiſe nur allzuoft durch die Verkehrtheit einer Erziehung entweiht wird, welche durch äußere Mittel und ohne Tugend Virtuoſen der Tugendkunſt bilden will.

143) An dieſem Glauben, den keine Geſetze und Strafen einpflanzen können, hängt die ſorgſame Schonung der Kunſtwerke, die den Alten

eine religiöſe Pflicht ſchien *). Als Maximinus die Statuen der Götter und Heroen einſchmelzen ließ, um Geld daraus zu prägen, widerſetzten ſich viele, und wollten lieber vor dieſen Bildſäulen umkommen, als Zeugen ihrer Zerſtörung ſeyn. Herodian. VII. 8. Wer eine Bildſäule verſtümmelte, wurde als ein Tempelräuber angeſehn. Dio Chrys. Or. XXXI. p. 610. Auch unter den Chriſten dauerte die alte Achtung noch fort (S. Fea sulle Rovine di Roma.) und gieng bisweilen in einen Aberglauben über, welcher lange Zeit die Erhaltung alter Kunſtwerke befördert hat. So wurde noch in ſpäter Zeit der Reſt eines Koloſſes der Demeter zu Eleuſis, als ein Palladium der Gegend, heilig geehrt (S. Wheler et Spon T. II. p. 165. Chandler Reiſe durch Griechenl. K. 2. S. 271. der Ueberſ.) und darum nur mit unſäglicher Mühe entführt. S. European Magazin. 1805. Mai. p. 350. Magasin

*) Zu Olympia waren die Nachkommen des Phidias beſtimmt, das Standbild des Zeus zu reinigen, daher ſie φαιδρυνταί genannt wurden, und es war ihnen dieſes von den Eleern als ein Vorrecht verliehen. Ehe ſie dieſes Geſchäfte unternahmen, opferten ſie der Athene Ergane, ohne Zweifel damit es ihnen wohl gelingen möge. Pauſanias V. 14, 5.

encycl. 1806. p. 393. seq. Nachdem Cicero erzählt, daß die Statuen des Verres von den erzürnten Siculern niedergeriſſen worden, ſetzt er hinzu (II. Or. II. §. 158.): novum est, judices, in Siculis quidem et in omnibus Graecis monstri simile. Non crederem hoc de statuis, nisi jacentes revulsasque vidissem: propterea quod apud Graecos hic mos est, ut honorem hominibus habitum in monimentis hujusmodi nonnulla religione deorum consecrari arbitrentur. Als Mithridates Rhodos belagerte, verletzten dcch die Rhodenſer ſeine Bildſäulen nicht: Forsitan vix convenire videtur, fährt Cicero fort, quem ipsum hominem cuperent evertere, ejus effigiem simulacrumque servare; sed tamen videbam apud eos quum essem, et religionem esse quandam in his rebus a majoribus traditam. Cf. Cicer. in Verr. II. Or. IV. §. 132. Was in vorübergehenden Aufwallungen geſchah, kann nicht als Widerlegung dienen. So ſtürzten freylich die Athenienſer, in einer Anwandlung von demokratiſcher Begeiſterung, dreyhundert Bildſäulen des Demetrius Phalereus um, als ihnen Demetrius Poliorketes die alte Verfaſſung wieder gab. Vergl. Menag. ad Diog. Laert.

V. 75. Plin. XXXIV. 6, 12. Die Geſchichte dieſer Bildſäulen, welche nicht umgebildet, ſondern neu verfertigt waren (S. Plut. T. II. p. 802.), giebt, um dieſes gelegentlich zu erinnern, eine Vorſtellung von der großen Fertigkeit, zu der man in der Manipulation der Erzgießerey gekommen war. S. Seize Essai sur l'Art de la fonte des Anciens. Mag. Encycl. 1806. Dec. p. 324. seq.

144) Plin. XXXVI. c. 6. s. 4.

145) Strabo IX. p. 629. B. (T. III. p. 448.) Cicero Verrin. II. Or. IV. 2. Cupidinem fecit illum, qui est Thespiis, propter quem Thespiae visuntur; nam alia visendi causa nulla est. Die Geſchichte dieſes berühmten Bildes ſ. in Manſo's mythol. Abhandl. S. 361. f. und in den neuen Unterſuchungen darüber von Sillig in der Amalthea. 3. Th. S. 299. f. Nachdem es Caligula entführt hatte, gab es Claudius den Theſpiern wieder zurück, denen es Nero von neuem raubte. An die Stelle des Bildes kam nun eine Nachbildung des alten von Menodoros, welche Pauſanias (IX. 27, 3. und 4.) daſelbſt ſah.

146) Plutarch. Vit. Demetrii. c. 22. Plin. XXXV. 10. s. 70. Gell. Noct. Att. XV. 3.

147) Es iſt gar nicht ungereimt anzunehmen, daß bey einem Volke, wo ſich alles im engſten Vereine bewegte, der beſtändige Anblick plaſtiſcher Kunſtwerke auf die Sitten zurückgewirkt, und zur Erhaltung der ſtillen und edeln Größe gewirkt habe, die uns aus allen Werken uud aus dem ganzen Leben der Hellenen anſpricht. S. Herder's Kalligone. II. S. 135.

148) Wie ſchon Homer den ſchönſten Mann des griechiſchen Heeres — ſchön, nach heroiſchem Maaßſtabe, wie ſich von ſelbſt verſteht — nahmhaft macht, ſo nennt auch Herodotos (IX. §. 71. Plutarch. Vit. Aristid. c. 7.) den ſchönſten aller Griechen, die bey Platäa ſtritten, als einen Mann von eben ſo hoher Denkungsart als edler Geſtalt. Die Werke des Xenophon und des Plato ſind voll von Beyſpielen eines tiefen Gefühls für die Harmonie körperlicher und ſittlicher Schönheit.

149) Plutarch. Vit. Pericl. c. 5.

150) Aeschin. Or. c. Timarch. p. 264. Plutarch. Vit. Nic. c. 8.

151) Dieſe Kunſtliebe, welche von manchen über Gebühr geprieſen worden (S. Caylus Abhandl. I. S. 95.) beſchränkte ſich größtentheils auf Begünſtigung derer, die ſeine Geſtalt oder die Geſtalt ſeiner Begünſtigten, am geſchickteſten zu bilden verſtanden. S. Plin. XXXV. c. 10. Seinen Mangel an Kunſtſinn bezeugen mehrere Geſchichten (S. Plin. am a. O. Aelian. V. H. II. 3.), welche nicht ganz erdichtet ſeyn können.

152) „Der Geiſt, der dem Geiſte nichts mehr hinzuthun konnte, diente dem Körper. Inzwiſchen blieb das einmal Erfundene und Feſtgeſtellte eine glückliche Tradition der Kunſtſchule. Bey wie manchen fehlerhaften Werken des Alterthums ſchätzen wir dennoch die hohe Idee des Werks! Der fehlerhafte Künſtler erfand dieſe nicht; ſie war da, und er mußte ſie, wenn auch ſchlecht, ausführen. Nur mit den Göttern Griechenlands und mit Griechenland ſelbſt ging dieſes Ideal, d. i. eine reine, menſchliche Kunſtbildung unter.“ Herder's Kal-

ligone III. S. 189. Vergl. Heyne de auctoribus formarum, quibus Dii in priscis artis operibus efficti sunt. Commentar. Soc. reg. Goetting. T. VIII. Es wird hierdurch nicht in Abrede geſtellt, daß auch in ſpäterer Zeit noch Einzelne ſich durch glückliche Gaben der Natur zu dem erheben konnten, was in den Zeiten der Blüthe geleiſtet worden war. Daß die neuere Kunſt durch die Entdeckung alter Meiſterwerke einen lebendigeren Schwung bekam, iſt bekannt, und auf dieſe Erſcheinung baut Visconti die Hofnung, aus der Verpflanzung der Werke des Phidias nach Britannien dort eine neue Epoche der Kunſt aufblühn zu ſehn: „Wenn, ſagt er in ſeinem bekannten Sendſchreiben über die Elginiſchen Erwerbungen, die Bruchſtücke alter Bildnerkunſt, die zu Florenz in dem Pallaſte der Medicis, und zu Rom im Garten Julius des Zweyten aufgeſtellt waren, den Geiſt der Italieniſchen Künſtler des ſechzehnten Jahrhunderts, Michel Angelo's und Rafaels befruchtet haben, welche glückliche Vorbedeutung für die Fortſchritte der Sculptur in England möchte man dann in der Vereinigung jener köſtlichen Ueberbleibſel der Kunſt

in London finden, zumal zu einer Zeit, wo Geſchmack, Reichthum und Freygebigkeit überall unter dem Volke eine freye Regung erwecken, die bildende Kunſt zu fördern. Schon ſeh' ich die Werkſtätten Ihrer Bildhauer mit Kunſtwerken angefüllt; Ihre Künſtler können die erhaltenen Beſtellungen nicht befriedigen, und während die Regierung prächtige Denkmäler in der Paulskirche und in Weſtminſter errichtet, um das Andenken großer Männer zu ehren, ſeh' ich auch aus häuslichen Neigungen, aus frommer Dankbarkeit, ja vielleicht ſelbſt aus der Eitelkeit neue Ermunterungen für dieſe Kunſt entſtehn." Ob dieſe vor neunzehn Jahren ausgeſprochnen Hofnungen in Erfüllung gehn, und ob ſich ein Keim des ausgeſtreuten Saamens zeigt, iſt uns nicht bekannt.

153) Ich will hier nur an die von Kallixenos ausführlich beſchriebene Feyer der Dionyſien erinnern (S. Athenae. V. p. 196—203. erläutert in Manſo's vermiſchten Schriften. 2. Th. S. 336. ff.), wo die Anzahl der aufgeführten Koloſſen und die ganze künſtleriſche Anordnung der einzelnen Ab-

theilungen, nach dem Ausdrucke eines franzöſiſchen Gelehrten (Magas. encycl. 1809. T. III. p. 86.) an Feerey gränzt, ohne doch im geringſten der Uebertreibung verdächtig zu ſeyn; und an einen andern, von Antiochus Epiphanes veranſtalteten Umzug, dem ſelbſt Polybius (XXXI. 3. Tom. IV. p. 495.) die Bewunderung nicht verſagen kann. Ueber das, was auch die Könige von Pergamus für die Künſte thaten, ſ. Manſo in dem Anhange zu dem Leben Conſtantins des Großen S. 425. ff.

154) Die äußern Mittel die zur Hervorbringung ſolcher Werke als nothwendig vorausgeſetzt werden müſſen, ſind hier abſichtlich übergangen worden. Natürlich waren die Quellen des Reichthums nach der Beſchaffenheit der Länder ſehr verſchieden; den größten Unterſchied aber machten die Erfolge des Handels und des Kriegs. Daß von dem Zehnten der Beute den Göttern Statuen und andre Weihgeſchenke dargebracht worden, iſt bekannt. Vergl. Herodot. VIII. 27. 121. IX. 80. Pausan. V. 23. X. 13. Plut. Vit. Agesil. c. 19. Nach der Beſiegung des perſiſchen Reiches, bey

vermehrtem Goldbeſitz, wurde die Kunſt üppiger, und breitete ſich vornemlich in zuſammengeſetzten Werken aus. In dieſer Zeit bildete Lyſippus, welcher funfzehnhundert Werke verfertigt haben ſoll (Plin. XXXIV. s. 17.), wenigſtens drey Götterkoloſſe von 30 bis 40 Ellen Höhe; einen großen Verein von fünf und zwanzig, ja, nach andern von vier und dreißig Kriegern (Liv. XLIV. 7. Harduin Emend. ad Plin. L. 34. nr. IV. p. 676. Facius Exc. ex Plutarch. p. 37. seq.), eine große Jagd (Plut. Vit. Alex. c. 40.), die zwölf Arbeiten des Herkules (Strabo X. p. 705. A.), einen Verein von Satyrn (Plin. XXXIV. s. 19, 6.) und vieles ähnliche.

155) Ganz recht ſagt daher in Beziehung auf unſre Zeit David in den Récherches sur l'Art statuaire p. 533. Il doit être évident que l'Art statuaire ne saurait s'élêver à la perfection, si ce n'est par la volonté des princes, par la faveur constante et bien dirigée des gouvernemens. L'art statuaire est en quelque sorte l'art des gouvernemens et des rois.

156) Phokylides beym Plato de Rep. III. p. 407. A.

157) Wenn David am a. O. S. 17. fragt, warum unſre Künſtler die Götter und Helden Griechenlands nicht mit demſelben Erfolge bilden, und warum der Geiſt Homers, der in dem Alterthume das Gemüth eines Phidias befruchtete, nicht gleiche Wirkung in unſern Tagen hervorbringe, ſo iſt dieſe Frage leicht zu beantworten. Aus zerfallener Aſche erſteht kein lebendiger Leib. Ohne Glauben gibt es keine Religion, und ohne Religion keine lebendige Darſtellung ihrer Gegenſtände.

158) Bey den Aegyptiern war die Kunſt allerdings älter; aber, wie Ariſtides (T. II. p. 22.) ſagt, nicht der, welcher zuerſt auf die Rennbahn tritt, wird gekrönt, ſondern der, welcher am beſten kämpft. S. oben Note 108.

159) Dem griechiſchen Gemüthe gab es in der Natur nichts Unbeſeeltes, und wo es Leben ſpürte, da erkannte es eine Regung des göttlichen Odems. Bald wurde das, worin es eine Aeuſſerung des Göttlichen ſah, zum Gotte umgewandelt, und, zu Folge der Eigenthümlichkeit des Hellenismus, welcher dem Griechen nicht geſtattete bey Fetiſchen ſtehen zu bleiben, durch die Begränzung

der menſchlichen Geſtalt nicht bloß, ſo weit es möglich war, veredelt, ſondern der Neigung und Liebe näher gebracht. Daher ſtellte ſelbſt die Mahlerey, die den Alten in der That eine redende Poeſie war, nach Tölkens richtiger Bemerkung *), die körperlichen Gegenſtände keinesweges immer nach ihren ſichtbaren Eigenſchaften dar, ſondern ſetzte die beſeelte menſchliche Geſtalt an die Stelle des Lebloſen. „Mir ſcheint es, ſagt der genannte Kenner der alten Kunſt (S. 28.), als ob jene vergötternde Eigenſchaft der Kunſt, wenn ich ſo ſagen darf, uns einen überraſchenden Einblick in das wunderbare Weſen alter Religion und Dichtung eröffne. Alles iſt Symbol, ſpricht, lebt, weiſſagt, hat Geſtalt und Perſönlichkeit, verleugnet aber darum durchaus nicht ſein urſprüngliches Weſen. Der Uranos der Fabel iſt gleichwohl der wirkliche Himmel, die Thalaſſa, welche die Venus als Kind im Arme trug (Pausan. II. 1.), iſt gleichwohl das wirkliche Meer. Nicht als Allegorien erſann man die Fabeln, ſondern als lebendige Deutungen der Wirklichkeit, oder des als wirklich Geglaubten."

*) Ueber das verſchiedene Verhältniß der antiken und modernen Mahlerey. Berlin. 1822.

160) Selbſt die Muſik ſchien glühenden und conſequenten Chriſten doch noch zu irdiſch. So klagt der h. Auguſtinus im X. Buche ſeiner Bekenntniſſe, daß er bisweilen dem Gehöre mehr Ehre gebe als ihm gebühre, und ſein Gemüth zärtlicher bewegt fühle beym Geſange heiliger Worte, als wenn ſie blos geſprochen würden; und es ſchien ihm eine nicht geringe Sünde, wenn er mehr durch den Geſang als durch das Wort gerührt wurde. Von dieſer Denkungsart bis zum gänzlichen Verſtummen war nur ein kleiner Schritt; denn das ausgeſprochene Wort der Anbetung iſt doch auch ein Erzeugniß irdiſcher Bedürftigkeit. Die Myſtik hat auch dieſen letzten Schritt gethan.

Wenn ſchon die Muſik zu ſolchen Zweifeln veranlaſſen konnte, ſo wird man ſich nicht wundern, daß in den frühern Zeiten auch die Mahlerey ſich Verurtheilung gefallen laſſen mußte. Die erſten Jahrhunderte ſcheinen ſich aller Anwendung der Kunſt auf heilige Gegenſtände enthalten zu haben. Im Anfange des dritten erklärte Tertullianus De Idolatria. Opp. p. 107.) die Sculptur und

Mahlerey für eine Erfindung des Satans*), und einem ſeiner Gegner (contra Hermogenem c. 1. Opera p. 265. C.) warf er unter andern Laſtern auch die Ausübung der Mahlerey**) vor. Ein andrer Lehrer der Kirche, Klemens von Alexandria, erklärt an einer Stelle (Stromata VI. p. 687. D.), wo er den Begriff des Diebſtahls entwickelt, diejenigen für Räuber, die ſich durch die Künſte der Plaſtik oder Mahlerey die göttlichen Werke aneigneten, und ſich Schöpfer (ποιητάς) lebender Weſen und Pflanzen nannten. Die Kaiſer Theodoſius der Zweyte und Valentinianus der Dritte verboten, Bilder von Chriſto zu machen, und da ſich dennoch der Gebrauch, die Kirchen mit Bildern zu ſchmücken, und dieſen Verehrung und Anbetung zu widmen vermehrte, verbot endlich

*) Zunächſt allerdings in Beziehung auf die Verfertigung von Götterbildern, die er chriſtlichen Künſtlern durchaus unterſagt; ſo wie auch die Ausſchmükkung heidniſcher Tempel durch jede Art der Verzierung. Eine andre Art religiöſer Anwendung ſchein man gar nicht gekannt zu haben.

**) Praeterea pingit illicite (wahrſcheinlich weil er heidniſche Gegenſtände mahlte); legem Dei in artem contemnit (da Gebot des Dekalogus: Du ſollſt dir kein Bild noch Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel noch deß, was unten auf Erden iſt).

Leo der Iſaurier den Gebrauch der Bilder durch ein Edict, das den Orient beynah anderthalbhundert Jahre hindurch mit Aufruhr erfüllte. Niemand kann ſich wundern, daß die Bilderſcheu, die den Bekennern des Islam, und in ſpätrer Zeit der reformirten Kirche zuſagte, den Anhängern des Chriſtenthums des achten Jahrhunderts ganz und gar nicht angemeſſen war, daß die natürliche Neigung obſiegte, und die Kirchen ſich um deſto mehr mit Bildern anfüllten, je mehr dieſer ſchöne und angemeſſene Schmuck zur Bekräftigung der Rechtgläubigkeit dienen konnte. Wenn es wahr iſt, was Tholuk (in Neander's Denkwürdigkeiten 1. S. 74.) ſagt, daß der Verderb der griechiſchen (urſprünglich reinern und geiſtigern) Religionslehren darin zu ſuchen ſey, daß ſie der Kunſt zum Eigenthum hingegeben wurden, welche ſie bald ſo ſehr in ihr Gebiet zu ziehen wußte, daß ſtatt des Heiligen das Schöne der Außenwelt das Leben Griechenlands beherrſchte; ſo kann die Wirkung der ſich in kirchlichen Gegenſtänden vollendenden Kunſt der chriſtlichen Welt, nicht wohl eine andre geweſen ſeyn, als daß ſich das geiſtige und myſti-

ſche Weſen des urſprünglichen Chriſtenthums immer mehr verkörperte, jemehr die Kunſt Einfluß auf den Gottesdienſt gewann.

161) Dieſes tief in der menſchlichen Natur gegründete Gefühl miskannten unter den Alten auch diejenigen nicht, welche die Unerreichbarkeit des Göttlichen und die Unmöglichkeit es in die Schranken irgend einer Geſtalt zu faſſen, deutlich erkannten. So ſagt Dio Chryſoſtomus, da wo er von menſchlichgeſtalteten Götterbildern ſpricht (Orat. XII. p. 405.): „Man ſage nicht etwa, daß es beſſer wäre, wenn man gar keine Bilder des göttlichen Weſens hätte, indem man bloß auf das Himmliſche ſehen ſolle; denn dieſes ehrt wer Verſtand hat, und glaubt darinne von fern die ſeligen Götter zu ſchauen; aber es liegt in allen Menſchen ein heftiges Verlangen die Gottheit in der Nähe zu ehren, ihr zu dienen, ſie zu berühren, zu ihr hin zu treten, ihr Opfer und Kränze darzubringen; und ganz wie die Kinder, die, wenn ſie von ihren Eltern getrennt ſind, aus Verlangen und Sehnſucht, die Hände nach ihnen ausſtrecken, ob ſie gleich nicht gegenwärtig ſind; ſo

hegen auch die Menſchen, weil ſie die Götter als ihre Wohlthäter und als verwandte Weſen mit Recht lieben, ein Verlangen, auf jede Art mit ihnen zuſammen zu ſeyn; daher viele Barbaren, bey dem Mangel an Kunſt, ihre Berge Götter nennen, und unfruchtbare Bäume und geſtaltloſe Steine." (Vergl. Cicero de Nat. Deor. II. 17.) Zu der Zeit, in welcher die Chriſtenheit ſich wegen der Verehrung der Bilder in zwey Parteyen theilte, ſchrieb Johannes Damascenus, welcher ihren Gebrauch vertheidigte (in der 2ten Rede über die Bilder. Opera Tom. I. p. 332. A.), es ſey zwar frevelhaft von dem unkörperlichen und unſichtbaren Gotte ein Bild zu machen, nachdem er aber, während ſeines Wandelns auf Erden, Geſtalt, Körper und Farbe angenommen, ſey es nicht unrecht, ein Bild von ihm zu machen, und ſo die Sehnſucht zu befriedigen, die wir nach dem Anſchaun ſeiner Geſtalt fühlen. Ja, er ſetzt hinzu, die Bilder zu verwerfen, wie die Gegner thaten, und, an ihrer Spitze, der Kaiſer, ſey eine Eingebung des böſen Feindes, welcher den Menſchen die Freude misgönne, das

Ebenbild des Herrn zu ſchaun, und ſich dadurch zu heiligen. Soſehr hatte ſich die Anſicht dieſes Gegenſtandes ſeit Tertullianus Zeiten geändert!

162) Bey den Griechen kam die Mahlerey, obgleich früh genug gekannt und angewendet, doch ſpäter zur Vollkommenheit als die Plaſtik und Toreutik (Plin. XXXV. s. 34.) und iſt dieſer immer, wie es ſcheint, untergeordnet geblieben. In der neuern Welt aber hat ſich der vorherrſchende Hang zur Mahlerey ſelbſt in der Plaſtik gezeigt. Denn kaum war dieſe durch Michael Angelo wieder auf eine großartige und würdevolle Weiſe belebt worden, als ſeine Nachfolger, Algardi, Bernini u. a. die Grenzen dieſer Kunſt erweitern, und durch ſie Wirkungen hervorbringen wollten, die nur der Mahlerey zukommen können. S. Meng's Werke I. Th. S. 274. Wie aber die genannten Künſtler zum Nachtheil der Plaſtik ihre Grenzen durch ein untaugliches Ueberſchreiten in das Gebiet der Mahlerey verwirrten, ſo würde in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch eine entgegengeſetzte Irrlehre die Mahlerey in die engern Gränzen der Plaſtik gedrängt, wodurch ſie in Gefahr gerieth, das Leben einzubüßen, das nur

aus der lebenden Natur, nie aus der Nachahmung der plaſtiſchen Werke des Alterthums gewonnen werden kann. S. C. F. von Rumohr italieniſche Forſchungen. Th. 1. S. 95.

163) Mit unſrer Ueberzeugung zuſammenſtimmend ſagt Tölken in der vorhin angeführten Schrift S. 30. nachdem er von dem Einfluſſe der Religion auf die Kunſt geſprochen: „Wie nun ließe dieſes alles ſich übertragen in unſre Zeit? Man erhielte den Leib der alten Kunſt, nicht den Geiſt und die Bedeutung. Die Natur iſt für uns nicht mehr voll Götter, aber ſie hat ihr eignes Angeſicht uns enthüllt; der Begriff bedarf nicht mehr des ſinnlichen Kleides, um faßlich zu werden. Ein in griechiſcher Art poetiſches Gemälde, jetzt erfunden, wäre zehnmal räthſelhafter, als die der Alten ſelbſt für uns je ſeyn können. — Bloß Nachgeahmtes verdient eigentlich gar nicht vorhanden zu ſeyn, es ſey denn als Uebungsarbeit der Schülerzeit; war es doch beſſer vorher ſchon da. Ja mich verdrießt es, auch nur auf Münzen die hundertmal geſehenen Gepräge der Alten wiederzufinden. Der vollen Bildung der eignen Zeit ent-

ſprechen, iſt die höchſte Aufgabe der Kunſt, die in dieſer Rückſicht an Würde weder wächſt noch abnimmt.“ Ganz in demſelben Sinne ſchreibt Schelling in den Philophiſchen Schriften 1. Th. S. 385. „Verſchiednen Zeitaltern wird eine verſchiedene Begeiſterung zu Theil. Dürfen wir keine für dieſe Zeit erwarten, da die neue, jetzt ſich bildende Welt — mit allen Maßſtäben bisheriger Meinung nicht mehr gemeſſen werden kann, alles vielmehr laut größere fodert, und eine gänzliche Erneuung verkündet? Sollte nicht jener Sinn, dem ſich Natur und Geſchichte lebendiger wieder aufgeſchloſſen, auch der Kunſt ihre großen Gegenſtände zurückgeben? Aus der Aſche der Dahingeſunkenen Funken ziehen, und aus ihnen ein allgemeines Feuer wieder anfachen wollen, iſt eitle Bemühung. Aber auch nur eine Veränderung, welche in den Ideen ſelbſt vorgeht, iſt fähig, die Kunſt aus ihrer Ermattung zu erheben: nur ein neues Wiſſen, ein neuer Glaube vermögend, ſie zu der Arbeit zu begeiſtern, wodurch ſie in einem verjüngten Leben eine der vorigen ähnliche Herrlichkeit offenbarte“ u. ſ. w.

164) Vitruvius Prooem. L. VII.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jacobs, Friedrich,

Vermischte Schriften

Bd.: Dritter Theil: Leben und Kunst der Alten ; Zweyter Theil

1829

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB D 15(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11418266-2